LG.H
L6834de

Deutsches Sagenbuch

In Verbindung mit Friedrich Ranke
und Karl Wehrhan

herausgegeben von

Friedrich von der Leyen

Dritter Teil:
Karl Wehrhan, Die deutschen Sagen des Mittelalters

München 1920
C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung
Oskar Beck

Die deutschen Sagen des Mittelalters

von

Karl Wehrhan

Zweite Hälfte

München 1920
C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung
Oskar Beck

286289
26. 4. 33

Printed in Germany

Inhaltsverzeichnis.

Seite

II. Stämme und Landschaften . . . . . 1—140

1. Bayern . . . . . 1—19

177. Abkunft der Bayern 1
178. Vom Namen Welf 1
179. Herzog Adelger 2
180. Der geschundene Wolf 7
181. Herzog Heinrich in Bayern hält reine Straße . . . 7
182. Otto von Wittelsbach 8
183. Graf Babo 8
184. Hans Dollinger 9
185. Die Gretlmühl 10
186. Stiftung des Klosters Wettenhausen 10
187. Adalbert und Otkar, die Gründer von Tegernsee . . 10
188. Die Gründung des Klosters Wessobrunn 12
189. Gründung des Schottenklosters zu Regensburg . . . 13
190. Das erste Kloster in Bayern und ganz Deutschland . 13
191. Das Männlein am Dome zu Regensburg 13
192. Prüfenings Ursprung 14
193. Der große Brand von Freising 14
194. Eppelin von Gailingen 15
195. Bertold von Regensburg und die Ochsentreiber . . . 16
196. Bertold von Regensburg und der Burgherr 17

2. Schwaben . . . . . 19—43

197. Herkunft der Schwaben 19
198. Herzog Bundus, genannt der Wolf 20
199. Heinrich mit dem goldenen Pfluge 21
200. Das württembergische Wappen 22
201. Eberhard der Greiner oder der Rauschebart 22
202. Der reichste Fürst 23
203. Die Grafen von Hachberg 23
204. Ursprung der Zähringer 24
205. Der Pfalzgraf von Tübingen und Meister Eppen . . 26
206. Ursprung der Welfen 28
207. Graf Hubert von Calw 29
208. Friedrich von Zollern 30
209. Freiherr Albrecht von Simmern 32

Seite

210. Die Ungarn in St. Gallen 35
211. Uodalrichs Taten 37
212. Udalrich und Wendilgard 37
213. Das Straßburger Wappen 38
214. Der Schuster zu Lauingen 39
215. Kaiser Siegismund und die Straßburger Edelfrauen . 39
216. Der Schwaben Tapferkeit 40
217. Das Vorstrittsrecht der Schwaben 40
218. Schwabenstreiche 41
219. Schwabenschande 41
220. Nicht geboren, sondern gesät 41
221. Die neun (sieben) Schwaben 41

3. Rheinfranken . . . . . 43—57

222. Herkunft der Franken 45
223. Willegis 45
224. Erzbischof Bruno in Paris 46
225. Erzbischof Gerbert 46
226. Bürgermeister Hermann Gryn und die Domherren . . 46
227. Der wiedergefundene Ring 47
228. Erzbischof Anno und die ungerechten Schöffen . . . 47
229. Der Kampf an der Ulrepforte 47
230. Die Gefangenen in Altenahr 48
231. Albertus Magnus 49
232. Genoveva 50
233. Otto der Schütz 53
234. Ursprung der verschiedenen Wappen 55
235. Die Gründung von Deutz 55
236. Frau von Stein 56
237. Die Geisterschlacht 56

4. Thüringen . . . . . 57—75

238. Landgraf Ludwig der Springer 58
239. Wie Graf Ludwig die Wartburg erhielt 59
240. Reinhardsbrunn 60
241. Ludwig der Eiserne baut eine Mauer 61
242. Der hartgeschmiedete Landgraf 62
243. Ludwig der Eiserne ackert mit seinen Adeligen . . . 63
244. Ludwig der Eiserne und der Teufel 64
245. Wie es um Ludwigs Seele beschaffen war 65
246. Die hl. Elisabeth als Kind 66

Seite

247. Heinrich, das Kind von Brabant 67
248. Frau Sophiens Handschuh 68
249. Friedrich mit der gebissenen Wange 69
250. Markgraf Friedrich läßt seine Tochter säugen . . . 70
251. Die Schwanringe zu Plesse 70
252. Die Gräfin von Orlamünde 71
253. Der Graf von Gleichen 72
254. Hermann von Treffurt 73
255. Henneberg 74
256. Das sächsische Wappen 74

5. Sachsen und Friesen . . . . . 75—111

257. Ursprung der Sachsen 76
258. Abkunft der Sachsen 76
259. Herkunft der Sachsen 77
260. Die Sachsen und die Thüringer 77
261. Helgoland und die Seeräuber 79
262. Nordlandreise der Friesen 79
263. Des Teufels goldenes Haus 80
264. Das Oldenburger Horn 82
265. Graf Friedrich von Oldenburg und das Wappen des Landes 83
266. Sirk von Repsholt und Graf Gerhard von Oldenburg 84
267. Die Bremer Döpe 86
268. Gewappnete Scharen am Himmel 87
269. Graf Uffo 87
270. Der Rattenfänger von Hameln 88
271. Gründung Magdeburgs 89
272. Der wunderbare Fischfänger 90
273. Die goldene Wolkenhand 91
274. Die Ahnfrau von Rantzau 91
275. Graf Rudolf und die Dithmarschen 93
276. Der wandelnde Wald 95
277. Isern Hinrik 95
278. Lübecks Name 98
279. Alexander von Soltwedel 99
280. Lübecker Urteil 103
281. Ursprung der Hansa 103
282. Dar danzt Bornholm hen 105
283. Hauptmann Jägers Hochwild 106
284. Klaus Störtebeker und die Vitalienbrüder 108

Seite

6. Die Oſtmarken. Preußen . . . . . 111—126
285. Die Oſtſeegeſtade und ihre Bewohner 112
286. Rethra, das Heiligtum der Slawen 113
287. Das heilige Roß des Gottes Zwantevit 114
288. Die Göttereiche in Stettin 114
289. Jumneta (Vineta) 115
290. Herkunft und Gottesdienſt der alten Preußen . . . 115
291. Widewutos Opfertod 117
292. Thorn 118
293. Der Rieſe Miligedo 118
294. Das Totenglöcklein in Bartenſtein 119
295. Hans von Sagan und das Wappen von Königsberg 119
296. Der Bote aus der andern Welt 120
297. Die Tannenberger Schlacht 120
298. Andreas von Sangerwitz, Komtur auf Chriſtburg . . 121
299. Der Remter zu Marienburg 123
300. Heinrich Reuß von Plauen 124
301. Das Bernſteinrecht 124
302. Danzig 125

7. Öſterreich und die Schweiz . . . . . 126—140
303. Das öſterreichiſche Wappen 127
304. Der Glücksring 127
305. Dietrichſtein in Kärnten 129
306. Die Maultaſchſchutt 129
307. Die Fronvögte 132
308. Die Befreiung der Schweiz 133
309. Winkelried 138
310. Ida von Toggenburg 138

III. Ritter und Sänger . . . . . 141—192
311. Frauenlob 141
312. Walter von der Vogelweide 141
313. Der Wartburgkrieg 142
314. Der Tannhäuſer 145
315. Lohengrin 146
316. Der Brennberger 149
317. Peter Dimringer von Staufenberg 152
318. Triſtan und Iſolde 155
319. Frau Welt 160

Seite

320. Oswald und der Rabe 161
321. Herzog Friedrich von Schwaben 163
322. Der edle Möringer 169
323. Die Blumenmädchen 172
324. Der Demantstein 174
325. Herzog Ernst 177

Anmerkungen . . . . . 193—227

Schriftenverzeichnis . . . . . 228—242

Personen- und Ortsverzeichnis . . . . . 243—253

II. Stämme und Landschaften.

1. Bayern.

Die Bayern leben in einem ziemlich abgeschlossenen Lande vor allem als Bauern, treu der hergebrachten Sitte, treueste Söhne der katholischen Kirche, begabt für alle sinnenhafte Kunst, voll derber Natürlichkeit; sie waren immer anhänglich an ihre Herrscherhäuser. Diese Besonderheiten prägen sich in ihren Sagen deutlich aus.

177. Abkunft der Bayern. Das Geschlecht der Bayern soll aus Armenien eingewandert sein, dem Lande, in dem Noah aus der Arche stieg, nachdem ihm die Taube den grünen Zweig gebracht hatte. In ihrem Wappen führen sie noch die Arche auf dem Berge Ararat. Gegen Indien hin sollen noch deutschredende Völker wohnen.

Die Bayern waren immer streitbar und tapfer und schmiedeten solche Schwerter, daß keine andern besser bissen. „Reginsburg die märe" heißt ihre Hauptstadt. Den Sieg, den Cäsar über Boemund, ihren Herzog, und Ingram, dessen Bruder, gewann, mußte er mit Römerblute gelten.

178. Vom Namen Welf. Einer der frühesten Vorfahren der Welfen nahm die Tochter des römischen Senators Catilina zur Gemahlin. Ihr Sohn wurde ebenfalls Catilina genannt, d. h. verdeutscht Welf (catulus, Welf, junger Hund). Um ihrer Muttersprache Genüge zu leisten, verwarfen die Welfen den römischen Namen und nahmen den deutschen an.

Andere behaupteten, dem genannten Vorfahr des Geschlechtes habe seine Gemahlin einen Sohn geboren, während er sich beim Kaiser aufgehalten habe. Die Gattin ließ ihm die Geburt eines Sohnes melden und ihn heimrufen. Vor seiner Abreise überbrachte er die gute Nachricht dem Kaiser, der jedoch spöttisch sagte: „Wie, wegen eines Welfen, der euch geboren wurde, eilt ihr so sehr, heimzukehren?" Der Mann erwiderte: „Den Namen, den ihr schon dem Kinde gegeben habt, werdet ihr ihm später mit mehr Recht geben müssen; denn so Gott will, sollt ihr es unter diesem Namen aus der heiligen Taufe heben!" Und so geschah es.

Wieder andere vermuteten, beides wäre wahr, und sie sagten, zuerst wäre der Name so aufgekommen wie oben berichtet, darauf lange Zeit hindurch verschmäht worden und gleichsam in Vergessenheit geraten, durch den Kaiser aber auf diese Weise wieder erneuert. Und so wurde zuletzt

der Name, den anfangs alle abscheulich fanden, in diesem Geschlechte gewissermaßen natürlich und annehmbar.

179. Herzog Adelger. Zur Zeit des Kaisers Severus war in Bayern der Herzog Adelger, der in großem Lobe stand und sich vor den Römern nicht demütigen wollte. Als dem König zu Ohren kam, daß ihm niemand im ganzen Reiche die gebührliche Ehre weigerte außer Herzog Adelger, sandte er Boten nach Bayern und ließ ihn nach Rom entbieten. Nun hatte Adelger einen getreuen Mann, den er in allen Dingen um Rat fragte; den rief er zu sich in sein Gemach und sprach: „Ich bin ungemut, denn die Römer haben nach mir gesandt, und mein Herz steht nicht dahin; sie sind ein arges Geschlecht und werden mir Böses antun; gern möchte ich dieser Fahrt enthoben sein, rate mir dazu, du hast kluge Gedanken." Der alte Ratgeber antwortete: „Gern rate ich dir alles, was zu deinen Ehren steht. Willst du mir folgen, so sende zu deinen Mannen und heiß sie in das beste Gewand kleiden, das im Lande gefunden wird. Fahre furchtlos mit ihnen nach Rom und gib dem Kaiser, was Recht ist; denn du bist nicht stark genug, um wider das römische Reich zu fechten; verlangt der König aber über sein Recht hinaus, so kann's ihm übel ausschlagen."

Herzog Adelger berief seine Mannen und zog nach Rom, wo er schlecht empfangen wurde. Zornig rief ihm der König entgegen: „Du hast mir viel Leides getan, das sollst du heute mit deinem Leben büßen!" „Dein Bote", antwortete Adelger, „hat mich zu Recht und Urteil hierher geleitet; ich will mich dem unterwerfen, was alle Römer sprechen, und auf deine Gnade hoffen." „Von Gnade weiß ich nichts mehr", sagte der König. „Das Haupt soll man dir abschlagen und dein Reich soll einen andern Herrn haben."

Als die Römer den Zorn des Königs sahen, legten sie sich ins Mittel und erlangten, daß dem Herzog Leib und Leben geschenkt wurde. Darauf pflogen sie Rat und schnitten ihm sein Gewand ab, so daß es ihm nur bis zu den Knien reichte, schoren ihm auch vorn das Haar ab; damit gedachten sie den Helden zu entehren.

Adelger aber ging ergrimmt in seine Herberge. Alle seine Mannen trauerten, doch der alte Ratgeber sprach: „Herr, Gott erhalte dich! Laß nur dein Trauern sein und tue nach meinem

Rat, so soll alles zu deinen Ehren ausgehen!" — „Dein Rat", sagte Adelger, „hat mich hierher gebracht; vermagst du nun meine Sache wieder gut zu machen, so will ich dich desto werter halten; kann ich aber meine Ehre nicht wieder gewinnen, so komme ich nimmermehr nach Bayernland heim." Der Alte sprach: „Herr, sende zu all deinen Mannen und befiehl ihnen, daß sie sich allesamt scheren lassen; damit rette ich dir all deine Ehre!" Nun forderte der Herzog jeden Mann besonders vor sich und sagte: „Wer mir in dieser Not beisteht, dem will ich leihen und geben; wer mich lieb hat, der lasse sich scheren, wie mir geschehen ist!" Ja, sprachen alle seine Leute, sie wären ihm treu bis in den Tod, und wollten alles erfüllen. Zur Stunde schoren sich alle, die mit ihm gekommen waren, das Haar und beschnitten das Gewand, daß es nur noch bis an die Knie reichte; die Helden waren lang gewachsen und herrlich geschaffen, tugendreich und lobesam, daß es jeden wundernahm, der sie ansah.

Am andern Morgen früh ging Adelger mit all seinen Mannen zu des Königs Hof. Als der König sie ansah, sagte er in halbem Zorn: „Rede, lieber Mann, wer hat dir diesen Rat gegeben?" — „Ich führte mit mir einen treuen Dienstmann", sprach Herzog Adelger, „der mir schon viele Treue erwiesen, der ist es gewesen; auch ist unsrer Bayern Gewohnheit daheim: ‚Was einem zuleide geschieht, das müssen wir allesamt dulden'. So tragen wir uns nun einer wie der andre, arm oder reich, und das ist unsre Sitte so." Der König von Rom sprach: „Gib mir jenen alten Dienstmann, ich will ihn an meinem Hofe halten, wenn du von hinnen scheidest; damit sollst du alle meine Gnade gewinnen." — So ungern es der Herzog tat, konnte er doch dieser Bitte nicht ausweichen, sondern nahm den treuen Ratgeber bei der Hand und befahl ihn in die Gewalt des Königs. Darauf nahm er Urlaub und schied heim in sein Vaterland; voraus aber sandte er Boten und befahl allen seinen Untertanen, die Lehnrecht oder Reiternamen haben wollten, daß sie sich das Haar vorne schoren und das Gewand abschnitten, und wer es nicht täte, daß er die rechte Hand verloren hätte. Als es nun bekannt wurde, daß sich die Bayern so beschoren, wurde es hernach in deutschen Landen gebräuchlich.

Es dauerte aber nicht lange, so war die Freundschaft zwischen dem römischen König und dem Herzog wieder zergangen, und

Adelger wurde bei Leib und Leben von neuem entboten, nach Rom zu ziehen. Ungemut über dieses Ansinnen, sandte Adelger heimlich einen Boten nach Welschland zu seinem alten Dienstmann, den sollte er bei seiner Treue mahnen, ihm des Königs Willen, weshalb er ihn nach Hofe rief, zu offenbaren und zu raten, ob er kommen oder bleiben solle. Der alte Mann sprach zu Adelgers Boten: „Es ist nicht recht, daß du zu mir fährst; früher, als ich des Herzogs Dienstmann war, riet ich ihm immer das Beste. Er hat übel daran getan, daß er mich dem Könige gab; denn verriete ich nun das Reich, so handelte ich wie ein Treuloser. Doch will ich dem König am Hofe ein Beispiel erzählen, das magst du wohl in acht behalten und deinem Herrn hinterbringen; frommt es ihm, so steht es gut um seine Ehre!“

Am andern Morgen früh, als der ganze Hof versammelt war, trat der Alte vor den König und bat, ein Gleichnis erzählen zu dürfen. Der König sagte, er würde ihn gerne hören, und der alte Ratgeber begann: „Wie mir mein Vater erzählte, lebte hier vorzeiten ein Mann, der mit großem Fleiße seines Gartens wartete und viele gute Kräuter und Gewürze darin zog. Dies wurde ein Hirsch gewahr, der sich nachts in den Garten schlich und die Kräuter des Mannes zerfraß und verwüstete, so daß alles niederlag. Das trieb er manchen Tag lang, bis ihn der Gärtner erwischte und seinen Schaden rächen wollte. Doch war ihm der Hirsch zu schnell, der Mann schlug ihm bloß das eine Ohr ab. Als der Hirsch dennoch nicht von dem Garten ließ, traf ihn der Mann von neuem an und schlug ihm den Schwanz halb ab. ‚Das trage zum Wahrzeichen!‘ sagte er. ‚Schmerzt's dich, so kommst du nicht wieder!‘ Bald aber heilten die Wunden des Hirsches, er strich seine alten Schliche und äste dem Mann Kraut und Wurzeln ab, bis daß dieser den Garten listig mit Netzen umstellen ließ. Wie nun der Hirsch entfliehen wollte, wurde er gefangen; der Gärtner stieß ihm seinen Spieß in den Leib und sagte: ‚Nun wird dir das Süße sauer, und du bezahlst mir meine Kräuter teuer.‘ Darauf nahm er den Hirsch und zerwirkte ihn, wie es sich gehörte. Als der Mann wegging, schlich der Fuchs hinzu und raubte das Herz des Hirsches. Wie nun der Gärtner, vergnügt über seine Jagd, zurückkam und das Wild holen wollte, fand er kein Herz dabei, schlug die Hände zusammen und erzählte zu Hause

seiner Frau das große Wunder von dem Hirsch, den er erlegt habe, der groß und stark, aber ohne Herz im Leibe gewesen wäre. Das hätte ich zuvor sagen wollen, antwortete des Gärtners Weib; denn hätte er ein Herz gehabt, so wäre er nie wieder in den Garten gekommen, nachdem er Ohr und Schwanz verloren hatte."

All diese kluge Rede war Adelgers Boten zu nichts nütze, denn er verstand sie nicht und kehrte mit Zorn im Herzen nach Bayern zurück. Als er den Herzog fand, sprach er: „Ich habe viel Arbeit gehabt und nichts damit erworben; was sollte ich da zu Rom tun? Der alte Ratgeber entbietet dir nichts zurück als ein Beispiel, das er dem König erzählte, das hieß er mich dir hinterbringen. Das möge ihm noch lange übel bekommen!"

Nachdem Adelger das Beispiel vernommen hatte, berief er schnell seine Mannen. „Dies Beispiel", sagte er, „will ich euch, ihr Helden, wohl bescheiden. Die Römer wollen mich mit Netzen umgarnen; wißt aber, daß sie mich zu Rom in ihrem Garten nimmer berücken sollen. Wollen sie mich aber gar in Bayern heimsuchen, so wird ihnen der Leib durchbohrt, wo ich anders ein Herz habe und meine lieben Leute mir helfen wollen."

Wie man nun am römischen Hofe erfuhr, daß Adelger nicht nach Rom gehen wollte, sagte der König, so wollte er sehen, in welchem Lande der Herzog wohnte. Das Heer wurde versammelt und brach schnell nach Bayern auf, dreißigtausend wohl gewaffneter Knechte stark. Erst zogen sie vor Bern (Ravenna), dann ritten sie durch Triental. Adelger sammelte mit tugendlichem Mute all seine Leute, Freunde und Verwandten; an dem Inn stießen sie zusammen, der Herzog trat auf eine Anhöhe und redete zu ihnen: „Wohlan, ihr Helden, unverzagt! Jetzt sollt ihr nicht vergessen, sondern leisten, was ihr mir gelobt habt! Man tut mir großes Unrecht. Zu Rom wurde ich gerichtet und hielt meine Strafe aus, als mich der König an Haar und Gewand schändete: dafür gewann ich Verzeihung. Nun sucht er mich ohne Schuld heim; läge der Mann im Streite tot, so wäre die Not gering. Aber sie werfen uns in den Kerker und töten unsere Kinder, quälen unsern Leib, höhnen unsre Weiber, stiften Raub und Brand; nimmermehr hinfüro gewinnt Bayern die Tugend und Ehre, deren es unter mir gewohnt war. Umsomehr, ihr Helden, wehret beides, Leib und Land!" — Alle reckten ihre Hände auf und schwuren, wer heute

entrinne, solle auf bayerischer Erde nimmerdar weder Eigentum noch Leben haben.

Den Markgrafen Gerold sandte Adelger ab, um die Mark gegen die Schwaben zu verteidigen. Er focht mit ihnen einen starken Sturm, doch Gott machte ihn sieghaft; er fing den Schwabenherzog Brenno und hing ihn an einem Galgen auf.

Den Grafen Rudolf und seine beiden Brüder sandte Adelger gegen Böhmen, dessen König mit großer Macht zu Salre lag und Bayern verheerte. Rudolf nahm selbst die Fahne, griff ihn an, schlug den König Osmig und gewann allen Raub wieder. Zu Kambach wand er seine Fahne.

Den Burggrafen Wirent sandte Adelger gegen die Hunnen. Niemand kann sagen, wieviel der Hunnen in der Schlacht tot lagen; einen sommerlangen Tag wurden sie getrieben bis an die Traun, da genasen sie kaum.

Herzog Adelger selbst leitete sein Heer gen Brixen, wo er sein Lager aufschlug. Als das die Wartmänner der Römer sahen, richteten sie ihre Fahne auf und zogen den Bayern entgegen. Da fielen viele Degen und brach mancher Eschenschaft! Volkwin stach den Fähnrich des Königs, daß ihm der Spieß durch den Leib drang. „Diesen Zins", rief der vermessene Held, „bringe deinem Herrn und sage ihm, jetzt werde ihm vergolten, daß er meinen Herrn an Haar und Gewand schändete." Volkwin zuckte die Fahne wieder auf, nahm das Roß mit den Sporen und durchbrach die Schar der Römer. Von keiner Seite wollten sie weichen, und viele fromme Helden sanken zu Boden; der Streit währte den sommerlangen Tag. Die grünen Fahnen der Römer wurden blutfärbig, ihre leichte Schar troff von Blut. Man konnte kühne Jünglinge schwer verhauen sehen, Mann fiel auf Mann, das Blut rann über eine Meile. Man hörte nichts schreien als Ach und Weh! Die kühnen Helden schlugen einander, sie wollten nicht von der Walstätte weichen, weder wegen des Todes noch wegen irgendeiner Not; sie wollten ihre Herren nicht verlassen, sondern sie mit Ehren davonbringen; das war ihr aller Ende.

Der Tag begann sich zu neigen, da wankten die Römer. Als der Fähnrich Volkswin dies gewahrte, kehrte er seine Fahne gegen den König der Römer; die mutigen Bayern drangen mit ihren scharfen Schwertern auf ihn und sangen das Kriegslied. Da vermochten

die Welschen weder zu fliehen noch zu fechten. Severus sah, daß die Seinen erschlagen oder verwundet lagen und die Walstätte nicht behaupten konnten. Er warf das Schwert aus der Hand und rief: „Rom, dich hat Bayern in Schmach gebracht, nun acht ich mein Leben nicht länger!“ Da erschlug Volkwin den König; als er erschlagen war, steckte Herzog Adelger seinen Schaft neben den Haselbrunnen in die Erde: „Dies Land hab ich den Bayern zu Ehre gewonnen; diese Mark diene ihnen immerdar!“

180. Der geschundene Wolf. Herzog Otto von Bayern vertrieb des Papstes Legaten Albrecht, so daß er flüchten mußte; er kam nach Passau. Da zog Otto vor die Stadt, nahm sie ein, und ließ den Legaten jämmerlich erwürgen. Etliche sagten, man hätte ihn schinden lassen, weshalb die Passauer einen geschundenen Wolf im Wappen führten. Auch zeigte man einen Stein, der Blutstein genannt wurde; darauf soll Albrecht geschunden und zu Stücken gehauen worden sein. Es sei, wie ihm wolle, er hat den Lohn dafür empfangen, daß er soviel Unglück in der Christenheit angestiftet hat.

181. Herzog Heinrich in Bayern hält reine Straße. Herzog Heinrich zu Bayern, dessen Tochter Elsbeth nach Brandenburg heiratete, und die wegen ihrer Schönheit von den Märkern nur „dat schon Elsken ut Bayern“ genannt wurde, soll das Rotwild zu sehr lieb gehabt und den Bauern die Rüden durch die Zäune gejagt haben. Doch hielt er guten Frieden und litt Reuterei oder, wie die Kaufleute sagten, Räuberei gar nicht im Lande. Die Kaufleute hießen sein Reich: im Rosengarten. Die Reuter aber klagten und meinten, kein Wolf möge sich in seinem Lande erhalten und dem Strange entrinnen. Man sagte auch sonst von ihm, daß er seine Vormünder, die ihn in großen Verlust brachten, ehe er zu seinen Jahren kam, gewaltig gehaßt hätte.

Als er einmal über Land geritten kam, begegnete ihm ein mit Häfen beladener Karren. Er kaufte den ganzen Karren, stellte die Häfen nebeneinander und fragte jeden Hafen: „Wes bist du?“ Antwortete er darauf: „Des Herzogs“, sagte er: „Nun, du mußt es bezahlen!“ und schlug ihn entzwei. Wenn aber ein Hafen sagte, er wäre der Regenten, so tat er ihm nichts, sondern zog das Hütel vor ihm ab und sagte: „So haben meine Regenten mit mir

regiert!" Man nannte ihn nur den reichen Herzog. Den Turm zu Burghausen füllte er mit Geld aus.

182. Otto von Wittelsbach. Pfalzgraf Otto von Wittelsbach war ein so strenger Richter, daß er Diebe selbst um eines Pfennigs willen am Leben strafte. Er band sich, so oft er ausging, Stricke um den Gürtel, damit er die Strafe sofort vollziehen konnte. Eines Tages stand er früh auf, und als er gewohnheitsmäßig einen Strick umgürtete, vernahm er in der Luft eine Stimme, die sagte: „Otto, denjenigen, der dir beim Hinausgehen aus deinem Schlosse zuerst begegnen wird, knüpfe mit diesem Stricke auf!" Der Pfalzgraf sah hierin eine Weisung von oben. Kaum hatte er das Schloß verlassen, so begegnete ihm einer seiner Schultheiße. Bei seinem Anblick wurde er tiefbetrübt, denn er hatte den Mann lieb und sagte: „Wie leid ist es mir, daß ich gerade dir begegnen muß!" — „Warum, Herr?" — „Weil ich dich aufknüpfen muß!" — „Weshalb soll ich denn aufgeknüpft werden?" — „Das weiß ich selbst nicht; aber beichte und ordne das Deine, weil ich mich einem Rufe, der von Gott kommt, nicht widersetzen darf?" Als der Schulheiß sah, daß nichts an der Sache zu ändern war, sprach er: „Wie gerecht ist doch unser Gott! Ich habe verschiedene Personen, die in mein Haus kamen, getötet; anderen habe ich das Ihrige genommen. Ich hatte kein Mitleid mit den Armen, und auch euch, Herr, bin ich nicht treu gewesen."

Das Bekenntnis erregte allgemeines Erstaunen, und man erkannte, daß sein Tod als Strafe so vieler Verbrechen von Gott selbst angeordnet wäre.

Weil aber jener Pfalzgraf ein Richter ohne Barmherzigkeit gewesen war, flehte er, als er zur Rache dafür, daß er König Philipp ermordet hatte, vom Marschall Heinrich (von Kalentin) getötet wurde, vergeblich um Erbarmen.

183. Graf Babo. Graf Babo von Abensberg hatte von zwei Frauen 30 oder 32 Söhne und 8 Töchter, die alle lebten. Als König Heinrich in Regensburg war, lud er den Grafen zur Jagd ein, ließ ihm aber sagen, er sollte nicht viele Diener mitbringen. Da gedachte Babo, es wäre eben passende Gelegenheit, dem Kaiser seine Söhne zu zeigen und anzubefehlen; er ließ sie

alle sauber und schön antun und herausputzen, so höfisch und hübsch es immer sein konnte, und nahm sie mit sich. Als der Kaiser den Grafen mit so vielen Reisigen herannahen sah, ließ er ihn unwillig vor sich fordern und sagte, er habe doch befohlen, mit nur wenig Dienern zu kommen und dem habe er zuwider gehandelt. Aber Graf Babo antwortete, er wüßte nicht, inwiefern er des Kaisers Gebot übertreten hätte, denn er wäre mit nicht mehr als einem einzigen Diener gekommen. Verwundert meinte Kaiser Heinrich: „Wer sind denn die andern?" Und nun erzählte Graf Babo ausführlich: „Herr Kaiser, es sind alles eure Diener und meine Söhne, die schenke ich euch. Gott wolle Glück dazu geben, daß sie nach ihrem Stamm und Namen euch im Frieden eine Zierde, im Krieg und Ernst aber ein Beistand seien, wie es Grafen und Herren wohl geziemet; dazu habe ich sie auch mit höchstem Fleiße erzogen. Ich hoffe, sie sollen euch angenehm sein, gemeinem Nutzen zu Wohlfahrt entsprießen!"

Der Kaiser war darüber hocherfreut und gab ihnen allen mit der Zeit Schlösser und Flecken als Lehen des Reiches, so daß sie Herrenstand führen konnten.

184. Hans Dollinger. Eines Tages war Regensburg in großer Aufregung. Ein Riese kam dahergereist, Craco mit Namen, der einem Goliath vergleichbar war, denn seine Wehr und Waffen waren gewaltig. Es wurde von ihm gesagt, er wäre ein Zauberer und niemand könnte ihn besiegen. Er ritt vor des Königs Tor und hielt eine herausfordernde Rede, verlästerte Gott und Menschen und fragte, ob niemand hervorkäme, mit ihm um Leib und Seele, Gut und Ehre zu stechen. Aber keiner wollte dem Türken erliegen, und der Kaiser war verzagt, daß sein Hof so lästerlich dastand und er keinen Mann senden konnte, mit dem Riesen zu kämpfen. Nur einer wäre so kühn gewesen, Hans Dollinger, der aber saß eingekerkert, weil er einen Verrat an seinem Herrn und König begangen haben sollte.

Als Dollinger von dem Riesen und von der Bedrängnis des Königs hörte, bat er, ihn seiner Fesseln zu entledigen und mit dem ungeschlachten Manne streiten zu lassen. Der Zweikampf begann; verschiedentlich wurden die Speere gewechselt. Schließlich wurde Dollinger von dem Türken so getroffen, daß er auf den

Rücken fiel. Den König ergriff eine große Furcht; er ging hin, um zu sehen, ob Dollinger sich ein Leids getan, aber da sprang dieser frisch und gesund auf und fing ein neues Stechen mit dem Türken an. Diesmal unterlag der freche Riese. Der Speer drang ihm in den Kopf hinein, daß der gewaltige Mann tot zu Boden fiel. Alle Welt jubelte ihm zu; der bescheidene Dollinger aber legte Wehr und Waffen ab und machte sich auf den Weg zum Kerker. Da aber trat ihm der Kaiser tief gerührt entgegen, vergab ihm seine Schuld und machte ihn wieder frei und ehrenfest.

185. Die Gretlmühl. Herzog Otto, Ludwigs von Bayern jüngster Sohn, verkaufte die Mark Brandenburg an Kaiser Karl IV. um 200000 Gulden, räumte das Land und zog nach Bayern. Hier verzehrte er sein Gut mit einer schönen Müllerin namens Margaret und wohnte im Schloß Wolfstein unterhalb Landshut. Diese Mühle wird noch die Gretlmühl genannt, und der Fürst Otto der Finner, darum, weil er ein solches Land verkauft hat. Man sagt, Karl habe ihn im Kauf überlistet und die Stricke an den Glocken im Lande nicht bezahlt.

*

186. Stiftung des Klosters Wettenhausen. Zwischen Ulm und Augsburg liegt das Augustinerkloster Wettenhausen am Flüßchen Kamlach. Es wurde im Jahre 982 von zwei Brüdern, Konrad und Wernher, Grafen von Rochenstein, oder vielmehr von deren Mutter Gertrud gestiftet. Diese verlangte und erhielt von ihren Söhnen so viel Land zur Erbauung einer heiligen Stätte, als sie innerhalb eines Tages umpflügen könnte. Dann verschaffte sie sich einen ganz kleinen Pflug, barg ihn in ihrem Busen und umritt dergestalt das Gebiet, das noch heutigen Tages dem Kloster unterworfen ist.

187. Adalbert und Otkar, die Gründer von Tegernsee. Adalbert und Otkar waren zwei Brüder aus fürstlich burgundischem Stamme. Ihre Mutter war agilolfingischen Geschlechts. Sie lebten als fromm erleuchtete und tapfere Männer am Hofe ihres Blutsverwandten, des Königs Pipin.

Eines Tages begab es sich, daß der Sohn des Königs den Sohn Otkars in der Hitze des Streites erschlug. Da die Brüder

groß an Macht und reich begütert in Bayern und Burgund waren, fürchtete Pipin ihre Rache, wußte dem Ausbruch ihres Schmerzes und Zornes aber durch eine weise List zu begegnen. Noch ehe der Totschlag ruchbar geworden war, versammelte er seine Großen bei sich, unter denen auch Otkar war, und sprach zu ihnen: „Wie bedünkt euch wohl, daß einem in keinem Falle abzuhelfenden Übel zu begegnen sei?“ Otkar, der das Ziel dieser Rede nicht kannte, erwiderte: „Solches Übel wahrlich ist mit Gleichmut zu ertragen!“ Hierauf entdeckte der König den entsetzlichen Unfall, und der unglückliche Vater verhüllte seinen Schmerz in ein tiefes, anhaltendes Schweigen. Nach langer Trauer kamen beide Brüder überein, der Welt auf immer zu entsagen.

Schon früher war am Tegernsee im bayerischen Südgau auf dem Gute ihres Vaters das Kirchlein St. Salvators gegründet. Sie ließen jetzt den Wald am Ufer des Sees lichten und beschlossen, dicht an jener Kirche ein Gotteshaus zu stiften und all ihr Besitztum in dieser Gegend dem Altare zu weihen. Um aber ihre Sehnsucht zu stillen und für die neu zu gründende Kirche ein hochgefeiertes Heiltum zu erwerben, erhob sich das erleuchtete Brüderpaar zu einer Pilgerfahrt nach Rom.

Versehen mit St. Winfrids Waffen, der sie in so wichtigem Entschlusse mächtig bestärkt hatte, erreichten sie die sieben heiligen Hügel gerade in dem Augenblicke, als jener Königin der Städte durch einen Einfall heidnischer Seeräuber das fürchterlichste Unglück drohte. Angeflammt durch die Rede des Hirten der Christen und erschüttert durch die Bedrängnis der Kirche, erhoben sich die Gottbetrauten noch einmal zur Übung der Ritterpflicht, stellten sich an die Spitze der Römer, überwanden und züchtigten die Frevler und kehrten mit Siegeszeichen zum Grabe des Fürstenapostels zurück. Als Lohn so herrlicher Taten erbaten sich die frommen Helden vom Papste den Leib St. Quirins zum Geschenk. Das Zutrauen der Römer zu St. Quirin war aber so hoch gestiegen, daß der Papst Bedenken nehmen mußte, Adalberts und Otkars Bitte geradehin und öffentlich zu billigen, doch versprach er, den erbetenen Schatz einem Boten, den sie später schicken sollten, unter dem Siegel des Geheimnisses zu übergeben.

Beruhigt durch diese Zusage kehrten die frommen Brüder mit dem Segen des Papstes über die Alpen zurück, und während sie

nunmehr beschäftigt waren, alles für den Empfang des erwählten Schutzheiligen ihrer Stiftung vorzubereiten, eilte ihr Schwestersohn Uto nach Rom, um das zugesagte Kleinod in der Stille zu erheben und über die Alpen zu geleiten. Unfern des Sees, an der Stelle, wo das Heiltum am letzten Abend geruht hatte, entsprang eine Quelle von Heilkraft. So war denn schon die erste Stunde der Ankunft des Schutzheiligen segenbringend für die Gegend. Alle Bewohner strömten dem Zuge im Festkleide entgegen und geleiteten den Sarg mit Gebeten und frommen Liedern zur St. Salvatorskirche, wo er ruhen sollte, bis das neue Gotteshaus vollendet wäre.

Endlich wurde die feierliche Weihe der Klosterkirche im 755. Jahre der Geburt des Erlösers vollzogen. Die Bischöfe von Salzburg, Regensburg und Freising verherrlichten das Fest und geleiteten das Heiltum an der Spitze der Priester aus dem Kirchlein in die Gruft des neuen Tempels. In dieser Stunde vollzogen die Stifter ihr Gelübte, der Welt für immer zu entsagen, vertauschten ihre Waffen mit dem Ordenskleide der Benediktiner und legten den Stiftungsbrief auf St. Quirins Altar nieder. Der Papst, der König und der Fürst des Landes kamen zu der heiligen Handlung herbei und nicht minder bestätigten sie den unter Leitung des Bischofs von den Mönchen einstimmig zum Abte gewählten Grafen Adalbert in seiner neuen wohlverdienten Würde.

188. **Die Gründung des Klosters Wessobrunn.** Herr Tassilo bestieg das Roß, ließ das Horn erschallen und zog mit seinem Troß in den Wald, um zu jagen. Schließlich wurde er müde, stieg ab und ruhte mit seinem Knechte Wesso auf weichem Moose unter hohen Bäumen. Gern hätte er seinen Durst gelöscht, aber nirgends war ein Trunk Wassers zu finden. Vor Müdigkeit schlummerte er ein, sein Geist wurde von einem schönen Traum umfangen. Vom Himmel herab senkte sich eine Leiter bis zur Erde; auf ihr stiegen Engel hernieder, schöpften aus einem Quell und tranken das reine helle Wasser.

Tassilo erwachte; noch war sein Geist von dem wunderbaren Gesicht ganz verwirrt. Plötzlich hörte er es in der Nähe rauschen; aus einem Stein sprudelte das reinste Wasser hervor. Er ließ seinen Knecht Wesso einen Trunk schöpfen und sagte: „Wesso, du

bist der erste, der den Quell in Benutzung genommen hat; hinfüro sei er Wessobrunn genannt." Der Trank schmeckte ihm, als wäre es der köstlichste Wein.

189. Gründung des Schottenklosters zu Regensburg. Ein heiliger Mann, genannt Marianus, kam mit sechs Gefährten aus Schottland nach Regensburg, wo er im Frauenstift Niedermünster gastliche Aufnahme fand und dafür Abschriften der heiligen Bücher besorgte. Bald war der gelehrte und fromme Fremdling überall beliebt, was den Neid seines Gefährten Murcherad erregte. Marian beschloß deswegen, Regensburg zu verlassen und nach Rom zu pilgern. In der Nacht zuvor träumte er, er sollte zwar den Pilgerstab ergreifen, aber dort bleiben, wo ihn unterwegs der erste Strahl der Sonne bescheinen würde.

Also zog Marian frühmorgens mit zweien seiner Genossen von dannen. Der Weg führte sie bei der Kapelle in Wihen oder Weih St. Peter vorüber. Sie gingen hinein, Gott um Segen zur Reise zu bitten. Während sie noch andächtig beteten, fiel ein freundlicher Lichtblick der Sonne durchs Fenster, und entzückt rief Marian: „Dies ist der Ort, hier will ich leben und sterben!" Das erfuhr die Äbtissin von Obermünster, wohin die Kapelle gehörte; sie erklärte sich bereit, die Kirche dem frommen Manne unter Vorbehalt des Grundeigentums abzutreten. Ein reicher Bürger, Bezelin mit Namen, half durch reiche Beisteuer zum Bau des Klosters, in das Marian mit seinen Genossen im Jahre 1055 einzog.

190. Das erste Kloster in Bayern und ganz Deutschland. Als man 575 Jahre nach Christi Geburt zählte, stiftete Herzog Tassel das erste Kloster oberhalb Regensburg, drei Meilen entfernt an der Donau, wo vorzeiten eine große römische Reichsstadt mit Namen Artebriga, später Artzberg, gewesen war. Man sieht noch einen Teil der Mauern und die Gräben, die bis an die alte Mühle und gar hinab bis Kelham gegangen sind. An dieser Stelle soll ein Wildschwein den Sohn Tassels erschlagen haben. Damals war in Bayern St. Columban mit seinen Jüngern, der den Haunen und Winden den Glauben predigte. Er war der erste Mönch in diesen Landen.

191. Das Männlein am Dome zu Regensburg. Zu Regensburg am Dome befindet sich ein kleines Männlein am

äußeren Tor gegen Norden unweit des Eselsturmes. Es hält einen Topf über dem Haupte und steht im Begriff, sich herabzustürzen. Das Männlein stellt den Dombaumeister dar, der mit dem Erbauer der steinernen Brücke eine Wette machte, daß derjenige, der seinen Bau früher vollendete, dem Besiegten eine Leibesstrafe auferlegen durfte. Als die Brücke zuerst fertig war, ließ ihr Baumeister zum Hohne des Dombauherrn auf einem Häuschen in der Mitte der Brücke ein steinernes Männchen setzen. Es schaute gegen den Dom hin, hob die eine Hand über die Augen und faßte mit der anderen einen Zettel, der die Inschrift aufwies: „Schuck wie heiß." Wegen dieses Schimpfes geriet der Dombauher in Verzweiflung und stürzte sich jählings von dem unvollendeten Dome herab.

192. Prüfenings Ursprung. Eine Stunde westlich von Regensburg liegt am Ufer der Donau Prüfening. Es war im Jahre 1107, als von Kaiser Heinrich V. ein großer Reichstag zu Regensburg gehalten wurde, bei dem sich die Stände des Reiches in so großer Anzahl einfanden, daß in der Stadt selbst kein Unterkommen mehr war. So mußte sich auch der heilige Bischof Otto von Bamberg bequemen, mit seinen Leuten ein Nachtlager außerhalb der Stadt aufzusuchen. Auf einer anmutigen Flur, die zu Prüfening gehörte, war bald ein passender Platz gefunden, wo man sich unter schattigen Bäumen lagerte und, müde von der Reise, des erquickenden Schlummers pflegte. Da träumte dem Bischof Otto wie einst dem Vater Jakob, als sähe er auf einer Leiter die heiligen Englein vom Himmel herniedersteigen, die mit ihm anmutige Gespräche führten; auch vernahm sein Ohr eine Musik von Glockentönen, wie wenn an Festtagen das Geläute vom hohen Dome erschallte.

Nach dem Erwachen gelobte Bischof Otto dem Herrn einen Altar zu Ehren des heiligen Ritters Georg zu bauen, nahm ein Ölfläschchen und goß es als Zeichen der Weihe über den Ort aus. Nach etlichen Jahren wurde zu dem Altar auch ein Kloster gefügt, in dem Ordensbrüder des heiligen Benediktus leben sollten.

193. Der große Brand von Freising. Am 5. April 1159 wurde die Stadt Freising durch eine gewaltige Feuersbrunst fast vollständig verzehrt. Dem Unglück waren mancherlei Vor- und

Wunderzeichen vorausgegangen. Als der Priester z. B. am Tage der Beschneidung des Herrn, am 1. Januar 1159, die heilige Messe las, stürzte der Kelch um und ergoß seinen Inhalt über den Altar. Um dieselbe Zeit sahen glaubwürdige Geistliche und Laien vierfüßige Ungeheuer und andere Gespenster der Nacht hierhin und dorthin fliegen. Tiere der Wildnis, wie Hasen und Füchse, wagten sich wie Haustiere in die Vorhallen der Kirchen und in die Wirtschaftsgebäude der Kanoniker und ließen sich geduldig den Fangstrick anlegen. Knaben und Mädchen zogen öfters in feierlichem Zuge mitten durch die Stadt und, wahre Bittgesänge nachahmend, weissagten sie durch ihre Scherze bitteren Ernst. Denn im folgenden Jahre brannte gerade die Stelle, wo die Domkirche und bischöfliche Residenz gebaut werden sollte, vom Blitz getroffen durch himmlische Feuer nieder. Käuzlein, Wiedehopfe, Uhus schrien das ganze Jahr hindurch auf den Dächern den Sterberuf und erfüllten die Ohren aller Menschen mit ihrer trauerverheißenden Stimme. Kobolde, die man Satyrn nennt, hörte man sehr häufig in den Häusern.

194. Eppelin von Gailingen. Im Weinmonat des Jahres 1385 gab es in Nürnberg große Aufregung. Der Raubritter Eppelin von Gailingen hatte den Einwohnern als Wegelagerer wieder einmal großen Schaden zugefügt, war aber samt dreizehn Helfershelfern in einem fürchterlichen Treffen bei Lauf besiegt worden und befand sich als Gefangener in den Händen der Nürnberger Stadtknechte. In Nürnberg war er nicht nur wegen seiner Räubereien verhaßt; er hatte es einmal verstanden, die Bürger jämmerlich zum besten zu haben. In einem Zimmer der sogenannten Peunt hatte der Rat allerlei Seltsamkeiten aufbewahrt, darunter als größtes Kleinod einen goldenen Käfig mit einem schönen Vogel von Gold und Edelsteinen darin. Unerkannt stolzierte einmal der Ritter Eppelin von Gailingen in das Zimmer, ließ durch drei verkleidete Knechte im Nebenraum einen Lärm verursachen, so daß die Aufmerksamkeit der Besucher und der Diener abgelenkt wurde und nahm dann die Gelegenheit wahr, das kostbare Vogelhaus samt seinem Inhalt unter den Mantel zu nehmen und damit fortzueilen. Als man den Diebstahl merkte, war Eppelin längst über alle Berge.

Jetzt hatte man ihn bei Lauf fest gefaßt, er sollte den Lohn für alle seine Schandtaten erhalten, und das war der Galgen. Als Gnade bat er sich vor seinem Ende aus, man möchte ihn nochmals Gottes Sonne schauen, nach der Gegend blicken lassen, die ihm so wert gewesen wäre und die er nicht wiedersehen sollte, und sein herrliches Roß zu besteigen erlauben. Der Rat erfüllte seine Bitte, und Eppelin wurde von einem Gefühl der Rührung ergriffen, als er sein Roß erblickte. Er lief hinzu und schlang die Arme um den Hals des treuen Tieres, das, laut aufwiehernd, seinen Herrn erkannte. Als er sich ein wenig mit dem Rosse beschäftigte, nahm er einen günstigen Augenblick wahr, saß mit raschem Sprung im Sattel, packte die Zügel mit kräftiger Faust und drückte dem Tiere mit Macht die Sporen in die Flanken, so daß es zwei ungeheure Sätze bis zur Brüstung machte und bei dem dritten samt seinem Reiter verschwunden war. Im Burggraben erhob sich das Roß wieder, sprang an der andern Seite die schräge Böschung hinauf und führte seinen Herrn ins Weite. Die Nürnberger hatten das Nachsehen, und darum sagt man von ihnen: „Die Nürnberger hängen keinen, sie hätten ihn denn zuvor!"

Aber das Geschick hat Eppelin von Gailingen doch ereilt. In Neumark in der Oberpfalz wurde er von den Richtern, als er gefangen genommen worden war, zum Tode verurteilt. Er starb unter dem Rade des Henkers, viele seiner Genossen durch das Schwert mit ihm.

*

195. **Bertold von Regensburg und die Ochsentreiber.** Einer der berühmtesten Redner des Mittelalters war der Mönch Bertold von Regensburg. Wenn er predigen wollte, bestieg er einen Belfried, einen hölzernen Turm, der etwa nach Art eines Glockenturmes gebaut war und den er auf den Feldern als Kanzel benutzte. Auf seiner Spitze war eine Fahne aufgepflanzt, damit das Volk aus der Richtung des Windes erkannte, auf welcher Seite es sich niedersetzen sollte, um ihn am besten zu hören. Und es ist wunderbar zu sagen: Es hörten und verstanden ihn ebenso gut die von ihm entfernt wie die unmittelbar neben ihm Sitzenden, und keiner stand während seiner Predigt auf und entfernte sich, bevor sie zu Ende war. Wenn er über das jüngste Gericht predigte, zitterten alle so, wie die Binse im Wasser zittert, und sie baten ihn um Gotteswillen, darüber nicht zu predigen, weil sie gar

fürchterliche und schreckliche Not hätten, wenn sie ihn anhörten.

Während Bruder Bertold eines Tages an einem Orte predigen sollte, geschah es, daß ein Ochsentreiber seinen Herrn bat, er möchte ihm um Gottes willen gestatten, Bruder Bertolds Predigt anzuhören. Sein Herr antwortete ihm aber: „Ich werde zur Predigt gehen, du aber auf den Acker, um mit deinen Ochsen zu pflügen!" Als der Ochsentreiber aber am frühen Morgen mit Pflügen begonnen hatte, hörte er wunderbarerweise sogleich das erste Wort der Predigt Bruder Bertolds, der an jenem Tage dreißig Meilen weit von ihm entfernt weilte, und alsbald spannte der Ochsentreiber die Ochsen vom Pfluge los, daß sie fraßen und er selbst sitzend die Predigt anhören könnte. Und es geschahen dabei drei höchst erwähnenswerte Wunder. Das erste war, daß er den Prediger hörte und verstand, trotzdem er dreißig Meilen von ihm entfernt war; das zweite, daß er die ganze Predigt lernte und im Gedächtnis behielt; das dritte, daß er nach Beendigung der Predigt eine so große Strecke pflügte, wie er an anderen Tagen ohne Pause zu pflügen pflegte.

Als der Ochsentreiber später seinen Herrn nach der Predigt Bruder Bertolds fragte, der Herr sie ihm aber nicht zu wiederholen vermochte, sagte sie ihm der Ochsentreiber von Anfang bis zu Ende her und fügte hinzu, er hätte sie auf dem Acker gehört und auswendig gelernt. Da erkannte der Herr, daß hier ein Wunder geschehen wäre und gab dem Ochsentreiber volle Freiheit, nach Belieben zu den Predigten Bruder Bertolds zu gehen, soviel Knechtesarbeit auch augenblicklich zu tun wäre.

196. Bertold von Regensburg und der Burgherr. Als Bruder Bertold von Regensburg einmal mit einem Gefährten in der Dämmerung einen Weg entlang wanderte, wurde er von den Schergen eines Burghauptmannes aufgegriffen und auf der Burg ohne Abendmahlzeit und in schlechter Herberge die Nacht über in Gewahrsam gehalten. Jener Burgherr war aber wegen seiner Missetaten bei den Bürgern verhaßt. Am nächsten Tage wollte er die Gefangenen durch seinen Henker abtun lassen.

Während Bruder Bertold schlief, war sein Gefährte, der Laienbruder, wach, hörte das über ihn vom Burgherrn verhängte Todes-

urteil und begann in seiner Angst den Bruder Bertold mehrmals anzurufen. Als der Burgherr den Namen des Bruder Bertold hörte, kam ihm der Gedanke, es könnte am Ende jener berühmte Prediger sein, von dem er hatte Wunderdinge berichten hören. Er rief den Henker sogleich zurück und befahl, den Brüdern kein Leid zuzufügen, sondern sie vor ihn zu bringen, und als er hörte, daß der eine wirklich Bertold von Regensburg war, warf er sich ihm zu Füßen, umarmte und küßte ihn, bat ihn auch um die Gunst, ihn um Gotteslohn predigen hören zu dürfen. Bruder Bertold willigte unter der Bedingung ein, daß sich alle in der Burg anwesenden Banditen versammeln sollten, um gemeinsam die Predigt zu hören.

Während der Burgherr nun seine Spießgesellen zusammenrief, sagte der Gefährte zu Bertold: „Wisse, Bruder Bertold, daß von jenem Manne das Todesurteil über uns gefällt worden ist. Wenn ihr daher jemals gut von den Höllenstrafen und der Paradieseswonne gepredigt habt, so bedürft ihr jetzt solcher Meisterschaft." Als Bruder Bertold das vernahm, versenkte er sich mit ganzer Seele ins Gebet zu Gott und predigte dann so glänzend, daß alles zu bitteren Tränen gerührt war. Bevor er den Platz verließ, nahm er allen die Beichte ab und befahl ihnen, die Burg zu verlassen, das geraubte Gut zurückzuerstatten und Zeit ihres Lebens in Buße zu verharren. Der Burgherr aber warf sich ihm zu Füßen und bat unter vielen Tränen, ihn in den Orden des heiligen Franziskus aufzunehmen, was Bertold auch tat. Wie er sich aber anschickte, Bruder Bertold zu folgen, ließ dieser es aus Furcht vor der Wut des Volkes, das jener gereizt und das nichts von seiner Bekehrung gehört hatte, nicht zu.

Als Bruder Bertold später zur Stadt kam, wollte das Volk ihn predigen hören. Die Leute versammelten sich im Kiesbette eines Flusses, wo gegenüber der Kanzel Räuber am Galgen hingen. Der Burgherr war dem berühmten Prediger trotz dessen Warnung gefolgt und hatte sich an den Ort begeben, wo dessen Predigt stattfand. Hier wurde er sogleich erkannt, gefangen genommen und unverzüglich zum Galgen geschleppt. Alle liefen hinter ihm her und riefen und schrien: „Hängt unsern schlimmsten Feind auf und laßt ihn des schlimmsten Todes sterben!"

Wie aber Bruder Bertold das Volk zusammenströmen und

seine Predigt verlassen sah, wunderte er sich sehr und sprach: „Niemals ist es mir geschehen, daß jemand meine Predigt vor ihrem Ende und vor Erteilung des Segens verließ!" Weil man ihm nun erzählte, daß jener Burgherr eingefangen worden wäre und zum Galgen geschleppt würde, zitterte er am ganzen Körper und sprach traurig: „Wisset, daß ich ihm und allen seinen Genossen die Beichte abgenommen und ihn in den Orden des heiligen Franziskus aufgenommen habe. Er ist jetzt gekommen, um mich predigen zu hören, laßt uns deshalb alle eilen, um ihn zu befreien!"

Da sie aber zum Galgen eilten, war jener schon hochgezogen und hatte ausgeatmet. Auf Befehl Bruder Bertolds wurde er heruntergelassen, und nun fand man an seinem Halse ein mit goldenen Lettern bedecktes Kärtchen, auf dem geschrieben stand: „Er ist bald vollkommen geworden und hat viele Jahre erfüllet; denn seine Seele gefällt Gott. Darum eilt er mit ihm aus dem bösen Leben." (Weisheit 4, 13. 14.)

Bruder Bertold sandte nun nach den Brüdern in der Stadt, die kamen und sahen die Wunder Gottes. Der Burgherr aber wurde ehrenvoll im Kloster begraben.

* * *

2. Schwaben.

Den Schwaben entstammen die Herrscherhäuser der Habsburger, der Hohenstaufen, der Hohenzollern, der Welfen und der Zähringer; und welche schönen deutschen Sagen sind mit diesen verbunden! Auch die Zahl der schwäbischen Fürsten- und Grafenhäuser ist reicher als bei andern deutschen Stämmen, höchstens die Franken scheinen ebenbürtig, und auch diese Schwaben prägten sich der Sage tief ein. Vor allem ist diese durch Ludwig Uhland aufs neue belebt worden. Sonst zeichnet den Schwaben eine merkwürdige Verbindung von treuester Heimatsliebe und ein unwiderstehlicher Drang in die weitesten geistigen und wirklichen Welten aus: daraus ergab sich viele tiefe Tragik und manche reizvolle Neckerei, vielleicht auch die fröhliche und übermütige Erfindung in ihrer Dichtkunst.

An die Spitze sollen wieder die Stammsagen treten.

197. Herkunft der Schwaben. Die Vorfahren der Schwaben kamen einst mit großer Heereskraft übers Meer und schlugen ihre

Zelte an dem Berg Suevo auf; davon hießen sie Sueven oder Schwaben. Sie waren ein gutes und kluges Volk, mächtig und sieghaft. Brenno, ihr Herzog, schlug mit Julius Cäsar eine blutige Schlacht.

Die Schwaben erlebten vieles, ehe sie in ihr Land kamen.

Die folgende Sage nennt kein bestimmtes Geschlecht, sondern spricht im allgemeinen von einem schwäbischen Herzoge. Sie will die Herkunft des welfischen Hauses erklären, von dem dann die anschließenden Sagen zu berichten wissen.

198. Herzog Bundus, genannt der Wolf. Herzog Balthasar von Schwaben hatte die Tochter des Herzogs Alban von München zur Ehe; sie gebar ihm in vierzehn Jahren kein Kind. Der Herzog hatte einen Jäger, dem er in allen Dingen traute; mit ihm machte er aus, wenn des Jägers Frau guter Hoffnung würde, sollte er es heimlich halten, und des Herzogs Gemahl sollte tun, als ob sie es wäre. Wann dann sein Weib genese, sollte er das Kind bringen und es die Herzogin für ihres ausgeben. Das geschah, und es war große Freude; das Kind nannten sie Bundus. Nun hatten des Jägers Nachbarn zu derselben Nacht etwas Ungeheures gehört und fragten, was es gewesen wäre. Er sagte ihnen, seine Jagdhunde hätten gewelfet.

Als der Knabe vierzehn Jahre alt war, da wollte er bei den Jägern sein; und als er im zweiundzwanzigsten Jahre war, starb der alte Herzog; da wollten sie dem Jungen eine Frau geben, die Herzogin von Geldern. Indem erschlug der Jäger einen Mann am Hofe und wurde in den Turm gelegt; da kam des Jägers Weib und begehrte heimlich mit dem Herrn zu reden. Das trieb sie so ernstlich, daß sie der Herr zu sich gehen ließ. Da fiel sie ihm um den Hals und sprach: „Herzlieber Sohn!“ und sagte ihm, daß der Jäger sein Vater wäre, und wie er seine Gestalt hätte ganz und überall. Da erschrak er von Herzen sehr und schickte nach seinem Beichtvater; der wollte ihm nicht raten, ein Weib zu nehmen, er möchte dann seine Seele verlieren. Nun nahm er Hugo, des Heiligenberg Sohn, zu sich und ließ ihm mit aller Landesherren Willen die Herzogin von Geldern geben; und er kam mit ihnen überein, daß dieser sein Lebtag das Herzogtum innehaben und beherrschen sollte. Herzog Bundus aber nahm viel Geld und einige Güter, ging ins Gotteshaus Altorf und diente Gott ernstlich

neunundzwanzig Jahre. Und als er sterben wollte, sandte er zu Herzog Hugo und den mächtigsten Landesherren und offenbarte ihnen, wessen Sohn er wäre. Seit der Zeit wurde er Herzog Wolf (Welf) geheißen und so in Gedächtnis und Jahrzahl eingeschrieben.

199. Heinrich mit dem goldenen Pfluge. Eticho der Welf liebte die Freiheit so sehr, daß er seinem Sohne Heinrich heftig abriet, ein Land vom Kaiser zu Lehen zu tragen. Heinrich aber begab sich durch Zutun seiner Schwester Judith, die Ludwig dem Frommen die Hand gegeben hatte, in des Kaisers Schutz und Dienst und erwarb von ihm die Zusage, daß ihm so viel Land geschenkt sein sollte, als er mit seinem Pfluge zur Mittagszeit umgehen könnte. Heinrich ließ darauf einen goldenen Pflug schmieden, den er unter seinem Kleide barg, und zur Mittagszeit, als der Kaiser schlief, fing er an, das Land zu umziehen. Er hatte auch an verschiedenen Orten Pferde bereitstehen, um zu wechseln, wenn sie ermüdeten. Wie er eben einen Berg überreiten wollte, kam er an ein böses Mutterpferd, das gar nicht zu bezwingen war, so daß er es nicht besteigen konnte. Daher heißt der Berg bis auf den heutigen Tag Mährenberg, und die Ravensburger Herren behaupten das Recht, daß sie nicht genötigt werden könnten, Stuten zu besteigen. Mittlerweile war der Kaiser aufgewacht und Heinrich mußte einhalten. Er ging mit seinem Pfluge an den Hof und erinnerte Ludwig an das gegebene Wort. Dieser hielt es auch, wiewohl es ihm leid tat, daß er so belistet und um ein großes Land gebracht worden war. Seitdem führte Heinrich den Namen eines Herrn von Ravensburg; denn Ravensburg lag mit im umpflügten Gebiet. Seine Vorfahren hatten bloß Herren von Altorf geheißen.

Als aber Eticho hörte, daß sich sein Sohn hatte belehnen lassen, machte er sich traurig aus Bayern fort, zog mit zwölf seiner treuesten Diener auf das Gebirge, ließ alle Zugänge sperren und blieb hier bis an sein Lebensende. Späterhin ließ einer seiner Nachfahren die Gräber auf dem Gebirge suchen und die Totenbeine ausgraben, um Gewißheit von dieser Sage zu erlangen. Als er nun die Wahrheit völlig erkannt hatte, ließ er an dem Ort eine Kapelle bauen und sie darin zusammen bestatten.

200. Das württembergische Wappen. In dem württembergischen Wappen ist es auffallend, daß die rechte Tatze des schildhaltenden Löwen sowie der im linken Halbfelde erscheinenden drei schwarzen hohenstaufischen Löwen rot ist.

Als Herzog Konradin von Schwaben in Hohenschwangau Abschied von seiner Mutter genommen hatte und nach Italien gezogen war, behielt sie seinen mit ihm aufgewachsenen Lieblingslöwen, den ihm ein Schah von Persien zum Spielen gesandt hatte, auf ihrem Schlosse zu Ravensberg zurück. Nachdem sie lange Zeit keine Botschaft von Konradin erhalten hatte, kam der Löwe eines Tages mit blutiger Tatze aus dem Schloßhofe zurück und winselte sehr. Da das Tier zutraulich wie ein Hund war, wunderte sich jedermann, niemand aber vermochte die Ursache der blutigen Vordertatze zu erklären. Eine Woche nachher kam ein Eilbote und brachte die betrübende Nachricht von dem traurigen Ende des letzten Hohenstaufen in Neapel. Konradin hatte sein Blut an demselben Tage und zur selben Stunde auf dem Schafott verspritzt, als der Löwe sich jammernd aus dem Schloßgarten einfand.

Von dieser Zeit an erhielt jeder der drei schwarzen Löwen im hohenstaufenschen Wappen zum steten Gedächtnis eine blutige Vordertatze. Württemberg nahm dann als Erbe der hohenstaufenschen Güter das Wappen dieser Familie in das seinige auf. Der schildhaltende schwarze Löwe im Wappen des Königreichs Württemberg hat in Übereinstimmung mit dem Wappenschilde dieses Landes ebenfalls eine rote Vorderpranke.

*

Berühmt durch seine Kriegstaten, berüchtigt aber im Lande wegen seiner hartnäckigen Kämpfe mit den von ihm bedrückten und später besiegten Städten war Eberhard II. von Württemberg (1344—1392), der deshalb seinen Platz in der Sage gefunden hat.

201. Eberhard der Greiner oder der Rauschebart. Der unruhige Graf Eberhard von Württemberg wurde der Greiner (Zänker) oder Rauschebart genannt. Diese Namen sind ihm aus folgender Ursache geworden. Als seine Mutter, eine geborene Gräfin von Hochenberg, mit ihm ging, da greinte oder weinte er schon unter ihrem Herzen, was für eine besondere Vorbedeutung gehalten wurde, wie sich ja auch später zum Nachteil und Verderben von Land und Leuten bewährt hat. Der Name Rausche-

bart wurde ihm gegeben, weil er mit seinem Barte rauschte, sobald er zornig war.

Unverbrüchliche Treue und selbstlose Anhänglichkeit an das Herrscherhaus ist dem schwäbischen Volksstamme seit jeher eigen gewesen, mehr vielleicht noch als irgendeinem andern — so haben die deutschen Fürsten selbst nach der so wunderbaren und unübertrefflich schönen Sage geurteilt.

202. Der reichste Fürst. Nachdem Eberhard im Barte von Württemberg (1445—1496) von Kaiser Maximilian I. im Jahre 1495 auf dem Reichstage zu Worms mit der Herzogswürde belehnt worden war, wurde er eines Abends nebst anderen Fürsten von dem Herzoge zu Sachsen zu einem Mahle geladen. Während der Unterhaltung kam man auf die Vorzüge der verschiedenen Länder zu sprechen, wobei ein jeder das seine nach Gebühr herausstrich. Der Sachse rühmte seine Silbergruben, der Pfalzgraf seine köstlichen Weine, der Herzog von Bayern seine schönen Städte. Herzog Eberhard hörte schweigend zu. Als er aber von Herzog Albrecht von Sachsen angesprochen wurde, doch auch etwas von seinem Lande zu rühmen, sagte er ganz bescheiden: „Ich weiß gar sehr wohl, daß eure Länder weit größer und ansehnlicher sind als meines, darüber kann und will ich nicht streiten; doch danke ich Gott für das meine und vermag wohl mit Wahrheit zu sagen, daß ich mitten im Sommer auf freiem Felde im Schoße eines jeden meiner Untertanen sicher ruhen und schlafen könnte."

Dieses Kleinod des Württembergers schien allen anwesenden Fürsten dergestalt köstlich und beneidenswert, daß sie es allen ihren gepriesenen Schätzen und Vorteilen vorzogen.

*

Ein hübsches Gewand hat die Sage um die Abstammung des badischen Herrscherhauses gewoben. Während es nach einer Überlieferung auf den berühmten Sagenhelden Dietrich von Bern zurückgeht, wird es in einer andern Sage wieder von ganz niederer Herkunft abgeleitet. Solche Sagen bildete das Volk gern; es sonnte sich selbst in dem Glücke derer, die es einst als seinen untern Schichten angehörend wußte und stellte so eine Verbindung zwischen hoch und niedrig, vornehm und gering her, wollte damit zugleich andeuten, daß auch der Niedere, Unscheinbare, Mißachtete zur Höhe und Würde steigen könnte.

203. Die Grafen von Hachberg. Des Markgrafen von Niederbaden Land ist ein gutes kleines Gebiet, das Wein, Korn,

Fische, Vögel, Wildbret und andere Notdurft hervorbringt. Die Sage geht, daß die Markgrafen von Hachberg aus Lomparden (Lombardei) mit Karl dem Großen ins deutsche Land gekommen sind. Sie stammen aus dem Geschlechte des Herrn Dietrich von Bern, der da ein König in Italien gewesen ist. Der erste Markgraf hat Hachs geheißen. Er war ein starker, freidiger Herr, der das Schloß Hachberg, im Breisgau gelegen, erbaut hat. In diesem Schlosse soll ein Brunnen stehen, an dem sich folgende Inschrift befindet:

Hachs heiß ich,
Diesen Brunnen macht ich.

Hachs ist ein wilder und starker Herr gewesen. Von ihm ist bis auf den heutigen Tag ein Sprichwort gemacht. Wenn jemand nämlich rumorisch ist, so sagt man, du bist ein wilder Hach. Das Geschlecht soll geblüht haben bis zur Regierung Kaiser Friedrichs I., der von Geburt ein Herzog von Schwaben gewesen ist. Zu dieser Zeit sind die Herren von Hachberg abgestorben, und Kaiser Friedrich hat aus den Söhnen des Markgrafen Dietrich von Bern einen als Geisel mit ins deutsche Land geführt, in die Herrschaft Hachberg eingesetzt und ihm Namen und Wappen der früheren Markgrafen verliehen. Als dieser neue Herr nach einigen Jahren ohne Leibeserben abging, haben Adel und Einwohner der Grafschaft Hachberg nach dem älteren Neffen oder Vetter des verstorbenen Markgrafen gesandt, damit dieser als der nächste natürliche Erbe die Herrschaft in Besitz nehme. Er wurde dann in die Markgrafschaft eingesetzt, und sie schwuren ihm als ihrem natürlichen Herrn. Von ihm sind die Markgrafen von Baden entsprossen und gekommen.

Die Sage vom Ursprung der Herzöge von Zähringen benutzte das Volk auch, um den Namen des nahen Gebirges, des Kaiserstuhls, zu erklären; dem Volke war es im allgemeinen einerlei, ob es sich um einen Kaiser oder einen König handelte. Dazu kam, daß die plötzlich auftretende Macht des Geschlechts derer von Zähringen einer erklärenden Ausschmückung im Volke bedurfte, und es sah sie in dem Bergsegen.

204. Ursprung der Zähringer. Die Sage geht, daß die Herzöge von Zähringen vorzeiten Köhler gewesen sind und ihre Wohnung in dem Gebirge und den Wäldern hinter dem Schloß Zähring gehabt haben, wo es noch jetzt steht, und allda sollen

sie Kohlen gebrannt haben. Nun begab es sich, daß der Köhler im Gebirge Kohlen brannte, Grund und Boden nahm und damit den Kohlhaufen bedeckte, um ihn auszubrennen. Als er die Kohlen hinweg tat, fand er am Boden eine schwere geschmolzene Masse; und als er sie besichtigte, sah er, daß es gutes Silber war. Von nun an brannte er immerdar an dem Orte seine Kohlen, deckte sie mit demselben Grund und Boden zu und fand Silber wie zuvor. Dabei konnte er merken, daß es des Berges Schuld war, behielt es aber geheim, brannte von Tag zu Tag Kohlen und brachte einen großen Schatz Silbers zusammen.

Nun ereignete es sich damals, daß ein König aus seinem Reiche vertrieben wurde und mit Weib und Kindern und allem Gesinde auf den Berg Kaiserstuhl floh und viel Armut mit den Seinen litt. Da ließ er ausrufen, wer ihm hälfe, sein Reich wieder zu erlangen, sollte zum Herzoge gemacht werden und seine Tochter zur Frau haben. Sobald der Köhler das vernahm, trat er mit einer Bürde Silbers vor den König und begehrte seine Tochter zu ehelichen, auch dazu Land und Gegend — wo jetzt das Schloß Zähringen und die Stadt Freiburg steht — zu eigen zu haben; dafür wollte er ihm einen solchen Schatz von Silber geben, daß er damit sein ganzes Reich wieder gewinnen könnte. Als der König das vernahm, willigte er ein, empfing die Last Silbers und gab dem Köhler, den er zum Sohne annahm, die Tochter zur Ehe und die Gegend des Landes dazu, die er begehrte. Der Sohn ließ nun sein Erz schmelzen, erwarb großes Gut damit und baute Zähringen samt dem Schloß; da machte ihn der römische König, sein Schwäher, zu einem Herzog von Zähringen. Er baute Freiburg und andere umliegende Städte und Schlösser; aber als er nun mächtig ward, zunahm an Gut, Gewalt und Ehre, wurde er frevelhaft. Eines Tages rief er seinen eignen Koch und gebot, daß er ihm einen jungen Knaben briete und zurichte; denn ihn gelüste zu schmecken, wie gut Menschenfleisch wäre. Der Koch vollbrachte alles nach seines Herrn Befehl und Willen, und als der Knabe gebraten war und man ihn zu Tische trug und der Herr ihn vor sich stehen sah, fiel Schrecken und Furcht in ihn, und er empfand Reue und Leid um diese Sünde. Er ließ zur Sühne zwei Klöster bauen, das eine zu St. Ruprecht und das andere zu St. Peter im Schwarzwald, damit ihm Gott der Herr barmherzig verzeihen und vergeben möchte.

205. Der Pfalzgraf von Tübingen und Meister Eppen. In einem Dorfe auf dem Schwarzwald, Pfalzgrafenweiler genannt, hat eine Burg gelegen, von der man noch heute die Gräben sieht; aber wegen der Länge der Zeit ist sie in einen solchen Zustand gekommen, daß der Platz nunmehr mit großen Bäumen ganz verwachsen ist und fast keiner Burgstelle mehr gleicht. In diesem Schloß und Weiler wohnte einst ein Graf von Tübingen, der außer anderer Kurzweil auch viel zu jagen pflegte.

Einmal zog dieser Graf ins Holz, wo ihm ein wunderkleines Jägerlein entgegenkam, das zwei Jagdhündchen an einer Koppel führte. Das Männlein nannte sich Meister Epp. Die zwei Hündchen hießen Will und Wall. Woher sie kamen, das findet sich nicht geschrieben. Der Graf hatte an dem Meister Eppen und seinen zwei Hündchen soviel Wohlgefallen, daß er sie mit sich nach Pfalzgrafenweiler nahm. Er behielt sie viele Zeit bei sich und fing, weil er mit Meister Eppen und seinen zwei Hündchen häufig in den Wald zog, soviel Wildbret, daß er niemals ohne Beute heimkam, außerdem erging es ihm, solange er dieses Erdmännlein oder Jägerlein bei sich behielt, glücklich und wohl an Leib und Gut und an allem, was er vornahm.

Einmal unterstand sich der Graf mit seinem Jägermeister Eppen und dessen zwei Hündchen Will und Wall an dem Weilerwald allernächst hinter dem Schloß Feherbach (Vöhrenbach über der Waldach) zu jagen. Wie sie nun in den Wald kamen, brachten die zwei Hündlein einen mächtigen Haupthirsch auf die Füße, der nicht von diesem Lande war. Das Tier nahm seine Flucht nach der Stadt Horb und in einen Wald, der Weitow geheißen, in der Richtung nach Tübingen, dann aber weiter nach Gmünd, Ellwangen, Dinkelsbühl, Nürnberg und durch den Böhmerwald bis gen Prag. Der Graf und sein Jägermeister zogen den ganzen Tag mit ihren Hunden hinter dem Hirsche her bis zur Nacht und allezeit morgens früh wieder auf, bis sie endlich nach Prag kamen.

In der Prager Burg regierte damals der König von Böhmen. Als der Graf mit seinem Jäger und den Hunden an die Pforte kam, war sie verschlossen. Die beiden Jagdhündchen Will und Wall aber waren so laut, daß sich manniglich darüber verwunderte. Das wurde dem Könige gleich hinterbracht, der sie einlassen hieß, worauf der Graf mit seinem Jägermeister und den Hündchen bis

in des Königs Saal zog, wo an die tausend Hirschgeweihe hingen. Als die beiden Hündchen unter das Geweih des Hirsches kamen, den sie eben gejagt hatten und den sie nun über sich sahen, wurden sie abermals so laut, daß sich der König mit seinem Hofgesinde darüber verwunderte. Auf des Königs Befehl nahm man die zuletzt gefangenen Hirschgeweihe herab und legte sie den beiden Jagdhündchen vor. Wie sie an das rechte Geweih kamen, fielen sie darüber her, wie die Hunde tun, wenn sie einen Hirsch festhalten. Daraufhin sagte des Königs Jäger, daß dieser Hirsch erst am Tage zuvor gefangen worden sei, woran man erkennen konnte, daß es derselbe Hirsch war, den die Hunde zuerst im Weilerwald bei Feherbach auf die Beine gebracht hatten. Der König von Böhmen verwunderte sich höchst, und nun erzählte ihm der Graf von Tübingen von Anfang bis zu Ende erstlich, wie ihm sein Jägermeister Epp, das kleine Männchen, samt seinen zwei Jagdhündchen in dem Holze aufgestoßen, wie ihm hernach auch allemal das Jagen gelungen und er nie leer von der Jagd heimgekommen wäre, ferner wie er diesen Hirsch am Weilerwald zuerst angetroffen und ihn dann alle Tage bis hierher verfolgt hätte.

Als der König solche Abenteuer vernahm und des Grafen Namen hörte, erkannte er ihn und fand seinen Namen in etlichen Briefen geschrieben, aus denen ersehen und bewiesen werden konnte, daß der Pfalzgraf des Königs von Böhmen offener und abgesagter Feind war, worüber der Pfalzgraf nicht wenig erschrak. Der König aber sagte zu ihm, er sollte darüber nicht erschrecken, bei ihm wäre er Leibes und Gutes sicher. Die Herren und das Hofgesinde, das dabei war, redete soviel, daß der König und der Graf erfreut und aller Dinge vereint wurden und der König seine Ungnade fallen ließ.

Über etliche Zeit, als der Graf mit seinem Jägerlein, Meister Eppen, und den zwei Jagdhündlein Will und Wall hinwegscheiden wollte, bat ihn der König so ernstlich um die zwei Hündchen mit dem Bemerken, er würde ihm nichts versagen, um was er ihn auch bitten möchte, wenn er ihm die zwei Hündchen schenkte. Darauf bedachte sich der Graf und redete mit Meister Eppen, seinem Jägermeister. Aber dieser widerriet dem Grafen, es zu tun, und so versagte der Graf dem Könige die Bitte, wenn auch ungern. Als der König aber immer wieder in ihn drang und

der Pfalzgraf zuletzt in Zweifel kam, durfte er es dem Könige nicht abschlagen und schenkte ihm die Hündchen zuletzt. Aber das Jägerlein wollte sich von seinen lieben Jagdhündchen nicht trennen und blieb beim Könige zu Prag.

Kurze Zeit danach rüstete der König von Böhmen den Pfalzgrafen von Tübingen mit Knechten und Pferden, auch anderen Geschenken und königlichen Ehren aus und ließ ihn in allen Gnaden abscheiden. Der Graf reiste wieder gen Pfalzgrafenweiler, aber bald kam ihn ein Verlangen an nach seinem Meister Eppen und den Jagdhündlein. Das wurde so groß in ihm, daß er anfing, an Leib und Gut abzunehmen; er starb bald darauf. Seine Nachkommen verließen hernach den Pfalzgrafenweiler, so daß keiner mehr in der Landschaft ansässig blieb, gleichwohl das Dorf seinen Namen nicht wechselte. Die Herrschaft des Grafen von Tübingen ist in fremde Hände gekommen.

Vielen Vermutungen nach hat sich diese Geschichte unter Kaiser Heinrich III. zugetragen, der den König von Böhmen mit Krieg überzogen hatte.

206. Ursprung der Welfen. Warin war ein Graf zu Altorf und Ravensburg in Schwaben; sein Sohn hieß Isenbart und Irmentrut dessen Gemahlin. Es geschah, daß ein armes Weib unweit Altorf drei Kindlein auf einmal zur Welt brachte. Als das die Gräfin Irmentrut hörte, rief sie aus, es wäre unmöglich, daß dies Weib ohne Ehebruch drei Kinder von einem Mann haben könnte. Dies redete sie öffentlich vor Graf Isenbart, ihrem Herrn, und allem Hofgesinde und sagte auch, die Ehebrecherin verdiente nichts anders, als in einen Sack gesteckt und ertränkt zu werden.

Das nächste Jahr wurde die Gräfin selbst guter Hoffnung und gebar, als der Graf eben ausgezogen war, zwölf Kinder, lauter Knaben. Zitternd und zagend, daß man sie nun ihren eigenen Reden nach gewiß Ehebruchs zeihen würde, befahl sie der Kellnerin, elf Kinder (denn das zwölfte behielt sie) in den nächsten Bach zu tragen und zu ersäufen. Während nun die Alte diese elf unschuldigen Kinder, die sie in einem großen Becken trug, in den vorfließenden Bach, die Scherz genannt, tragen wollte, schickte es Gott, daß der Isenbart selber heimkam und die Alte fragte, was

sie da trüge? Sie antwortete, es wären Welfe oder junge Hündlein. „Laß schauen," sprach der Graf, „ob mir einige zur Zucht gefallen und ich sie gebrauchen kann!" „Ei, ihr habt Hunde genug," sagte die Alte und weigerte sich, „ihr möchtet das Gruseln bekommen, sähet ihr einen solchen Wust von Hunden." Allein der Graf ließ nicht ab und zwang sie, die Kinder zu zeigen. Da er nun die elf Kindlein erblickte, die, obwohl klein, doch von adliger, schöner Gestalt und Art waren, fragte er heftig, wem die Kinder gehörten. Als die alte Frau bekannte und auch sagte, weshalb sie umgebracht werden sollten, gab der Graf diese Welfen einem reichen Müller in der Nähe zur Erziehung und verbot der Alten ernstlich, ihrer Frau etwas davon zu sagen.

Sechs Jahre hernach ließ der Graf die elf adlig geputzten und gezierten Knaben in sein Schloß bringen, wo jetzt das Kloster Weingarten steht, lud seine Freundschaft zu Gast und machte sie fröhlich. Als das Mahl beendet war, ließ er die elf rot gekleideten Kinder einführen; und alle waren dem zwölften, das die Gräfin behalten hatte, an Farbe, Gliedern, Gestalt und Größe so gleich, daß man sehen konnte, wie sie von einem Vater stammten und unter einer Mutter Herzen gelegen waren.

Unterdessen stand der Graf auf und fragte seine gesamte Freundschaft feierlich, was für einen Tod ein Weib verschuldete, das elf so herrliche Knaben hätte umbringen wollen. Machtlos und ohnmächtig sank die Gräfin bei diesen Worten hin; denn das Herz sagte ihr, daß ihr Fleisch und Blut zugegen waren. Nachdem sie wieder zu sich gebracht worden war, fiel sie dem Grafen mit Weinen zu Füßen und flehte jämmerlich um Gnade. Weil nun alle Freunde für sie baten, verzieh der Graf ihrer Einfalt und kindlichen Unschuld, aus der sie das Verbrechen begangen hatte: „Gottlob! daß die Kinder am Leben sind!"

Zum ewigen Gedächtnis der wunderbaren Geschichte begehrte und verordnete der Graf in seiner Freunde Gegenwart, daß seine Nachkommen sich fürder nicht mehr Grafen zu Altorf, sondern Welfen, und sein Stamm der Welfen Stamm heißen sollten.

207. Graf Hubert von Calw. Vor alten Zeiten lebte zu Calw ein Graf in Wonne und Reichtum, bis ihn zuletzt sein Gewissen antrieb und er zu seiner Gemahlin sprach: „Nun ist vonnöten, daß

ich auch lerne, was Armut heißt, wenn ich nicht ganz zugrunde gehen will." Hierauf sagte er ihr Lebewohl, nahm die Kleidung eines armen Pilgrims an und wanderte in die Gegend nach der Schweiz zu. In dem Dorfe Deislingen wurde er Kuhhirt und weidete mit allem Fleiß die ihm anvertraute Herde auf einem nahegelegenen Berge. Wiewohl das Vieh unter seiner Hut gedieh und fett wurde, verdroß es die Bauern, daß er sich immer auf dem nämlichen Berge hielt, und sie setzten ihn vom Amte ab. Da ging er wieder heim nach Calw und bat um Almosen vor der Türe seiner Gemahlin, die eben ihre Hochzeit mit einem anderen Manne feierte. Als ihm nun ein Stück Brot herausgebracht wurde, weigerte er es anzunehmen, es wäre denn, daß ihm auch der weingefüllte Becher der Gräfin gespendet würde. Man brachte ihm den Becher, und indem er trank, ließ er seinen güldenen Mahlring (Vermählungsring) hineinfallen und kehrte stillschweigend nach dem vorigen Dorfe zurück.

Die Leute waren über seine Rückkunft froh, weil sie ihr Vieh hatten unterdessen einem schlechten Hirten übergeben müssen, und setzten den Grafen neuerdings in seine Stelle ein. So hütete er bis zu seinem Lebensende; als er sich dem Tode nahe fühlte, offenbarte er den Leuten, wer und woher er wäre; auch verordnete er, daß sie seine Leiche von Rindern ausfahren lassen und da, wo diese stillstehen würden, beerdigen und eine Kapelle bauen sollten. Sein Wille wurde genau vollzogen und über seinem Grabe ein Heiligtum errichtet, das nach seinem Namen Hubert oder Obert „zu Sankt Huprecht" genannt wurde. Viele Menschen wallfahrteten dahin und ließen zu seinem Andenken Messen lesen; jeder Bürger aus Calw, der vorübergeht, hat das Recht, an der Kapellentüre anzuklopfen.

208. Friedrich von Zollern. Vor vielen vielen Jahren lebte der Graf Friedrich von Zollern mit seinem frommen, gottesfürchtigen Weibe Udalhilt. Nachdem Friedrich lange Zeit mit ihr gelebt und etliche Kinder von ihr bekommen hatte, zog er in die Heidenschaft, um weitgelegene Länder zu erkunden. Für die Zeit seiner Abwesenheit empfahl er seiner Gemahlin die Herrschaft und alles, was er hatte. Mit wenigen Dienern lebte er lange Jahre in der Ferne, geriet aber in große Armut und viel Mangel, so

daß er zuletzt Diener und Pferde abgeben mußte. In seiner größten Not kam ein Gespenst zu ihm, das ihn durch allerlei Versprechungen verführen und ihm bessere Tage verschaffen wollte. Lange widerstand er ihm, bis der Böse zuletzt ein Roß brachte und sagte: „Dieses Roß wird dich ohne Gefahr deiner Seele und deines Leibes führen, wohin dich gelüstet. Nur eines mußt du merken: wenn du abends oder sonst unterwegs absteigst, mußt du das Pferd gegen den Niedergang der Sonne abzäumen und absatteln. Versäumst du es einmal, hast du dein Roß ewig verloren, sonst kannst du es für dein Leben lang haben." Was der Graf dem Gespenst dafür hat leisten müssen, ist nicht bekannt geworden oder doch in Vergessenheit gekommen.

Mehrere Jahre noch reiste Graf Friedrich mit dem Rosse, zuletzt lenkte er seinen Weg wieder zu Weib und Kind. Doch in seiner Heimat war er schon aufgegeben; seine Gemahlin hatte die Landschaft wohlweislich regiert, die Söhne und Töchter waren längst erwachsen.

Unbekannt in der Heimat angekommen, erfuhr er, daß daheim alles wohl stände. Schließlich schickte er seiner Frau eine Botschaft. Sie kam mit einigen der Kinder eilends herbei, ging ihm von der Burg herab entgegen und empfing ihn mit großer Freude. Schnell stieg Friedrich von seinem Rosse, begrüßte Weib und Kinder herzlich und ging mit ihnen auf das Schloß hinauf.

Das Wunderroß übergab er seinen Dienern, ohne sich weiter darum zu kümmern. Da sie aber nicht recht mit ihm umgingen, so verschwand es plötzlich, und die Diener liefen eilends zum Grafen, um ihm zu sagen, was geschehen war. Im Herzen tat es ihm leid, daß er das wunderbare Tier verloren hatte, aber die Freude, wieder daheim bei der treuen Gemahlin und den lieben Kindern zu sein, war viel größer, so daß er sich das Roß schnell aus dem Sinn schlug und zu den Dienern sagte: „Nun, wenn es nicht mehr da ist, dann ist es geschehen, und ich will mich in Gottes Willen ergeben!" So schieden die Diener wieder, und es fiel kein böses Wort mehr.

Wenige Stunden später klopften drei schöne, weißgekleidete Jungfrauen an das Burgtor und wünschten den Grafen persönlich zu sprechen. Vor ihn geführt, verneigten sie sich, und eine von ihnen bekannte: „Wir waren Geister und verflucht und in

der Gewalt des bösen Feindes, durch dessen Wirkung wir drei dich lange Zeit und weite Wege getragen haben. Weil du aber um den Verlust des Rosses nicht ungeduldig gewesen bist, sondern alles Gott anheimgegeben hast, so sind wir der teuflischen Gewalt entledigt und aller Marter und Pein entronnen, wie auch der Seligkeit wiedergegeben, während wir sonst bis an den jüngsten Tag die Plage der höllischen Geister hätten ertragen müssen." Sie dankten dem Grafen in herzlichen Worten und verschwanden.

Dieser Graf hat es zu einem hohen Alter gebracht, ist nach seiner Reise noch lange daheim geblieben und hat mit seiner Familie in frohem Kreise gelebt. Im Kloster zu Stetten, das er mit der Gräfin 1259 gestiftet haben soll, liegt er begraben.

209. Freiherr Albrecht von Simmern. Albrecht Freiherr von Simmern war bei seinem Landesherrn Herzog Friedrich von Schwaben, der ihn auferzogen hatte, wohl gelitten und stand in besonderer Gnade. Einstmals ritt dieser in Begleitung seiner Grafen und Ritter, unter denen sich auch der Freiherr Albrecht befand, aus Vergnügen zu dem Grafen Erchinger, bei dem er schon öfter gewesen war und dessen Schloß Mogenheim im Zabergau lag. Der Graf war ein Mann von fröhlichem Gemüte, der Jagd und andern ehrlichen Übungen ergeben. Mit seiner Frau Maria von Tübung hatte er nur zwei Töchter, aber keinen Sohn und sein gräflicher Stamm drohte zu erlöschen.

Nahe am Schlosse lag ein schönes Gehölz, der Stromberg genannt; darin lief seit langer Zeit ein ansehnlicher, großer Hirsch, den weder die Jäger noch Hofbediente jemals hatten fangen können. Als er sich eben jetzt wieder sehen ließ, freuten sich alle, besonders der Graf Erchinger, der die übrige Gesellschaft ermahnte, sich mit dem gewöhnlichen Jägerzeuge dahin zu begeben. Unter dem Jagen kam der Freiherr Albrecht von den andern ab in eine besondere Gegend des Waldes, wo er einen großen und schönen Hirsch sah, wie er noch nie einen gesehen zu haben glaubte. Er setzte ihm durch den Wald lange nach, bis er ihn ganz aus dem Gesicht verlor und er nicht wußte, wohin das Tier geraten war.

Indem trat ein Mann von schrecklicher Gestalt vor ihn, und obgleich er beherzt und tapfer war, so entsetzte er sich doch heftig

und wahrte sich mit dem Zeichen des Kreuzes. Der Mann aber sprach: „Fürchte dich nicht! Ich bin von Gott gesandt, dir etwas zu offenbaren. Folge mir nach, so sollst du wunderbare Dinge sehen, wie sie deine Augen noch nie erblickt haben, und es soll dir kein Haar dabei gekrümmt werden.“ Der Freiherr willigte ein und folgte seinem Führer, der ihn aus dem Walde leitete. Als sie heraustraten, deuchte ihm, er sähe schöne Wiesen und eine überaus lustige Gegend, ferner ein Schloß, das mit vielen Türmen und anderer Zier so prangte, daß seine Augen niemals Ähnliches gesehen hatten. Indem sie sich diesem Schlosse näherten, kamen ihnen viele Leute gleichsam wie Hofdiener entgegen; keiner aber redete ein Wort. Als er bei dem Tor anlangte, nahm einer sein Pferd ab, um es zu halten. Sein Führer aber sprach: „Laß dich ihr Schweigen nicht befremden; dagegen rede auch nicht mit ihnen, sondern allein mit mir und tue in allem, was ich dir sagen werde!“

Nun traten sie ein, und Herr Albrecht wurde in einen großen, schönen Saal geführt, wo ein Fürst mit den Seinigen zu Tische saß. Alle standen auf und neigten sich ehrerbietig, um ihn willkommen zu heißen. Darauf setzten sie sich wieder und taten, als wenn sie äßen und tränken. Herr Albrecht blieb stehen, hielt sein Schwert in der Hand und wollte es nicht von sich lassen; indessen betrachtete er das wunderköstliche, silberne Tafelgeschirr, in dem die Speisen auf- und abgetragen wurden, samt den andern vorhandenen Gefäßen. Alles geschah mit großem Stillschweigen; auch der Herr und seine Leute aßen für sich und bekümmerten sich nicht um ihn. Nachdem er also lange gestanden und alles angeschaut hatte, erinnerte ihn der Mann, der ihn hergeführt hatte, sich vor dem Herrn zu neigen und dessen Leute zu grüßen; dann wollte er ihn wieder hinausgeleiten. Als er sich verneigt hatte, stand der Herr mit allen seinen Leuten wiederum höflich auf und sie neigten gleichfalls ihre Häupter gegen ihn. Darauf wurde Herr Albrecht von seinem Führer zu der Schloßpforte gebracht. Hier stellten diejenigen, die sein Pferd bisher gehalten hatten, es ihm wieder zu, legten ihm aber dabei Stillschweigen auf, worauf sie ins Schloß zurückkehrten.

Nun gürtete Herr Albrecht sein Schwert wieder an und wurde von seinem Gefährten auf dem vorigen Wege nach dem Strom-

berger Walde gebracht. Er fragte ihn, was für ein Schloß das sei und wer dessen Einwohner wären, die darin zu Tafel gesessen? Der Geist antwortete: „Der Herr, den du gesehen, ist deines Vaters Bruder gewesen, ein gottesfürchtiger Mann, der vielmals wider die Ungläubigen gefochten hat. Ich aber und die andern, die du gesehen, waren im Leben seine Diener und müssen nun unaussprechlich harte Pein leiden. Der Herr hat bei Lebzeiten seine Untertanen mit unbilligen Auflagen sehr gedrückt und das Geld zum Kriege gegen die Ungläubigen angewendet; wir andern aber haben ihm dazu Rat und Anschläge gegeben und werden jetzt solcher Ungerechtigkeit wegen hart gestraft. Dieses ist dir deiner Tugenden wegen offenbart, damit du dich vor solchen und ähnlichen Dingen hüten und dein Leben bessern mögest. Siehe, da ist der Weg, der dich wieder durch den Wald an deinen vorigen Ort bringen wird; doch kannst du noch einmal zurückkehren, damit du siehst, in was für Elend und Jammer sich die vorige Glückseligkeit verkehrt hat."

Als der Geist dieses gesagt hatte, war er verschwunden. Herr Albrecht aber kehrte wieder zu dem Schlosse zurück. Siehe, da war alles miteinander zu Feuer, Pech und Schwefel geworden, wovon ihm der Geruch entgegenqualmte; dabei hörte er ein jammervolles Schreien und Klagen, worüber er sich so sehr entsetzte, daß ihm die Haare zu Berge standen. Darum wendete er sein Pferd schnell um und ritt auf dem alten Wege wieder seiner Gesellschaft zu.

Als er anlangte, kam er allen so verändert und verstellt vor, daß sie ihn fast nicht erkannten. Denn ungeachtet er noch jung und frisch war, hatten ihn doch Schrecken und Bestürzungen zu einem eisgrauen Manne umgestaltet, Haupthaar und Bart waren weiß wie der Schnee. Sie verwunderten sich zwar darüber nicht wenig, aber noch mehr über die durch seine veränderte Gestalt beglaubigte Erzählung, so daß sie insgesamt traurig nach Hause umkehrten.

Der Freiherr von Simmern beschloß, an dem Orte, wo sich das zugetragen hatte, eine Kirche zur Ehre Gottes zu erbauen. Graf Erchinger, auf dessen Gebiet der Ort lag, gab gern seine Einwilligung, und er und seine Gemahlin versprachen Rat und Hilfe, damit ein Frauenkloster aufgerichtet und Gott stets gedient

würde. Auch der Herzog Friedrich von Schwaben verhieß seinen Beistand zur Förderung des Baues und verordnete dazu verschiedene Zehnten und Einkünfte.

Die Geschichte hat sich im Jahr 1134 unter Lothar II. begeben.

*

Eines der berühmtesten Klöster des Mittelalters, St. Gallen am Bodensee, erhebt sich auf allemannischem Boden; denn dieser reicht nach Süden weit über die deutsche Reichsgrenze hinaus und umfaßt dazu die Deutschschweiz. Es ist nicht nur für Süddeutschland allein oder für das Gebiet der Schwaben von hervorragender Bedeutung gewesen.

Unter Otto I. fielen die Ungarn wieder in das deutsche Reichsgebiet ein und kamen in so zahlreicher Menge, daß sie sich rühmten: „Unserer Reiter sind so viele, daß die Pferde die deutschen Flüsse und Seen austrinken und die Städte zerstampfen werden. Wenn nicht der Himmel einstürzt oder die Erde versinkt, so kann uns nichts aufhalten." Himmel und Erde blieben stehen, aber die Ungarn wurden von Otto I. am Lech (955) besiegt.

Eine prächtige Schilderung dieses Einfalles der Ungarn in das Deutsche Reich gewährt uns der Mönch Eckehard in seinen Schriften über das Kloster St. Gallen. Sein Bericht enthält neben Tatsächlichem manches Sagenhafte und ist ein schönes Beispiel für die Vermischung von Geschichte und Sage.

210. Die Ungarn in St. Gallen. Die Ungarn fielen, als sie von der Schwäche und dem Ungemach des Deutschen Reiches erfahren hatten, wütend in Bayern ein und drangen verwüstend nach Alemannien vor. Der Abt Engelbert von St. Gallen war eifrig bemüht, das Kloster zu schützen. Er hieß die kräftigeren der Brüder die Waffen ergreifen und zog selbst daher wie ein Riese des Herrn, mit einem Panzer angetan, über dem Kutte und Stola hingen.

Die Ungarn kamen scharenweise und warfen sich auf die Städte und Siedelungen. Unter den St. Gallenschen Mönchen befand sich ein gewisser sehr einfältiger und närrischer Bruder mit Namen Heribald, dessen Worte und Taten oft belacht wurden. Als die übrigen flohen, blieb er zurück. Die köchertragenden Feinde drangen in das Kloster ein und fanden den unerschrockenen Heribald in der Mitte stehend. Sie fragten ihn aus, ließen ihn aber am Leben, als sie merkten, daß er ein Ungeheuer von Narr-

heit war. Vor allen Dingen erkundigten sie sich, wo der Schatz des Klosters sich befände; aber in der Schatzkammer war nichts Goldenes mehr vorhanden. Zwei Ungarn stiegen auf den Kirchturm, um den Hahn zu stehlen, den sie aus Gold gemacht wähnten, in der Meinung, der sogenannte Gott des Ortes könne nur aus einem edlen Metall gegossen sein. Beide stürzten ab, der eine, als er mit seinem Speer nach dem Hahn schlug, der andere, weil er sich auf den Rand gesetzt hatte, um seinen Leib zu leeren. Die beiden toten Ungarn wurden von ihren Genossen zwischen den Pfosten der Türflügel verbrannt.

Im Keller waren zwei Fässer Wein zurückgeblieben, aber die Feinde öffneten sie nicht; denn Heribald rief, als einer von ihnen mit geschwungener Axt eines der Faßbänder aufhauen wollte: „Laß sein, guter Mann, was willst du, daß wir trinken sollen, wenn ihr wieder fortgegangen sein werdet!“ und so wurden die Fässer geschont. Später ließen sich die Feinde auf dem Hofe des Klosters nieder und schmausten, und auch Heribald durfte sich sättigen und aß mehr, als jemals sonst. Als sie sich durch den ungemischten Wein warm getrunken hatten, schrieen sie in entsetzlicher Weise zu ihren Göttern. Einen gefangenen Priester zwangen sie nebst Heribald, das gleiche zu tun. Die beiden sangen ihr lateinisches Lied und erregten damit solches Aufsehen, daß die Ungarn bei dem ungewohnten Gesange zusammenkamen und dann vor ihren Fürsten zu tanzen anfingen.

Endlich zogen die Feinde wieder ab und die geflüchteten Brüder kamen vorsichtig zurück. Der gefangene Priester und Heribald hatten sich beim Fortzuge der Ungarn entfernt und hielten sich verborgen. Der Abt Engelbert wunderte sich darüber, daß die Weingefäße unbeschädigt geblieben waren und erfuhr von dem endlich anlangenden Heribald die Ursache davon. Als sie ihn fragten, wie ihm die zahlreichen Gäste des heiligen Gallus gefallen hätten, berichtete dieser u. a.: „Ei, zum besten! Niemals erinnere ich mich, glaubt mir, fröhlichere Leute im Innern unseres Klosters gesehen zu haben; denn auch Speise und Trank schenkten sie sehr reichlich. Was ich vorher von unserm sehr zurückhaltenden Kellermeister kaum erbitten konnte, daß er mich wenigstens einmal, wenn mich dürstete, mit Getränk versehe, davon gaben mir diese, wenn ich bat, im Überfluß.“ Da sprach der Priester: „Und

wenn du nicht trinken wolltest, zwangen sie dich durch Ohrfeigen.“ „Das kann ich nicht in Abrede stellen,“ antwortete Heribald, „denn das eine mißfiel mir sehr, daß sie nämlich so ohne Zucht waren. Sie schlugen mir schwere Streiche auf den Hals, doch machten sie gleich durch Darbringung von Wein wieder gut, was sie an mir verfehlt hatten, was von euch gewiß niemand tun würde.“

211. Uodalrichs Taten. Von Bischof Uodalrich wurden viele Sagengeschichten berichtet. Einmal erschien ein Mann und forderte, daß ihm ein kurz vorher unter der Erde gefundener Amboß übergeben würde. Uodalrich befahl eine (vom Tragen) am Rücken starke Frau herbeizubringen und sie ihm als Amboß zu übergeben. (Wahrscheinlich hatte sie etwas verbrochen.)

Der Kämmerer des Bischofs, Hettinus, war einst in großer Lebensgefahr, als er in das Wasser des überströmenden Lech gefallen war. Aber der am Ufer stehende Bischof Uodalrich rief ihn schleunigst durch die Gewalt seiner Worte zu sich, und der Fluß warf ihn vor seinen Füßen an das Land.

Bei dem Einbruch der Ungarn unter König Heinrich (wahrscheinlich 955) befreite er die Stadt Augsburg auf wunderbare Weise. Die Feinde drohten in die Stadt einzufallen. Uodalrich befahl, alle kleinen Kinder der Stadt von den Brüsten der Mütter zu reißen und um ihn herum vor dem Altar auf die nackte Erde zu werfen. Und indem er mit dem Wimmern der Kinder die Tränen unter Wehgeschrei vermischte, trieb er die bedrohenden Feinde hinweg, und die Wilden zerstreuten sich an andere Orte.

212. Udalrich und Wendilgard. Graf Udalrich von Buchhorn griff die Ungarn an, als sie in Bayern einfielen, wurde aber besiegt und als Gefangener abgeführt. Als sich das Gerücht von seinem Tode verbreitete, warben viele Edle um seine Gemahlin Wendilgard, die Enkeltochter König Heinrichs I. Sie entsagte aber allen weltlichen Gedanken, zog sich nach St. Gallen zurück, erbaute sich neben der Klausnerin Wiborad ein Zelt und erwies den Armen viele Wohltaten. Später nahm sie mit Zustimmung der Kirchenversammlung den Schleier und ging in ein Kloster.

Am vierten Jahrestage ihres Gatten kam sie nach Buchhorn und teilte wie gewöhnlich Almosen aus. Udalrich war inzwischen

aus der Gefangenschaft entflohen. Er befand sich an diesem Tage unkenntlich unter den anderen Zerlumpten und flehte die Gräfin um ein Gewand an. Sie verwies ihm zwar seine freche Bettelei, gab ihm aber, wenn auch mit Zeichen des Unwillens, ein Kleid. Da faßte Udalrich mit der Gabe zugleich ihre Hand, zog die gütige Geberin an sich und küßte sie. Er sprang auf, warf seine langen Haare in den Nacken und rief den ihn bedrohenden Leuten zu: „Haltet ein mit Schlägen, ich habe ihrer genug erduldet, erkennt jetzt euren Udalrich!" Die Kriegsmänner hörten erstaunt ihres Herren Stimme, erkannten sein Gesicht und begrüßten ihn laut. Die fromme Wendilgard hatte sich nach der ihr angetanen Schmach niedergelassen und jammerte: „Jetzt erst fühle ich zu Recht meinen Udalrich tot, da ich von jemand solche Gewalt erdulden mußte!" Als ihr aber Udalrich seine mit einer vormals wohlbekannten Wunde gezeichnete Hand darreichte, sprach sie, wie von tiefem Schlafe erwachend: „Ja, mein Herr ist's doch, mir von allen Menschen der Liebste. Heil dir, Herr, für immer heil, Holdester!" Jetzt folgten Küsse und Umarmungen. Udalrich wurde gekleidet und ging mit zur Kirche, wo die an diesem Tage besonders zahlreich versammelte Geistlichkeit die Lobgesänge anstimmte und Messen feierte, diesmal nicht für den Toten, sondern für den Lebenden.

Auf dem Wege zur Kirche hatte Udalrich gefragt, wer der Gräfin den Schleier auf das Haupt gesetzt hätte. Er forderte seine Gattin nun vor einer Kirchenversammlung zurück. Der Bischof nahm ihr den Schleier ab und legte ihn in den Schrein der Kirche nieder, damit sie ihn später als Witwe wieder anlegen könnte, wenn ihr Mann gestorben wäre. Udalrich und Wendilgard wurden neuvermählt, doch wurde die Ehe durch den Tod der frommen Frau bald wieder getrennt.

*

213. Das Straßburger Wappen. Das Wappen Straßburgs zeigt einen von zwei goldenen Löwen gehaltenen silbernen Schild, über dem ein offener Helm und über diesem eine goldene Krone sitzt, zu deren beiden Seiten Schwanenflügel stehen. Schief über den Schild läuft eine rote Straße. Der Silberschild deutet auf den Namen Argentina, Silberstadt, und die rote Straße entweder auf den von Attila durch die Stadt gemachten Blutweg oder nach

anderen auf das von den Bürgern für die Religion und das Reich verflossene Blut.

214. Der Schuster zu Lauingen. Auf dem Hofturm der Stadt Lauingen findet sich folgende Sage abgebildet. Zur Zeit, als die Heiden oder Hunnen bis nach Schwaben vorgedrungen waren, rückte ihnen der Kaiser mit seinem Heere entgegen und lagerte sich unweit der Donau zwischen Lauingen und Schloß Faimingen. Nach mehreren vergeblichen Anfällen von beiden Seiten kamen endlich Christen und Heiden überein, den Streit durch einen Zweikampf entscheiden zu lassen. Der Kaiser wählte den Marschall von Calatin (Pappenheim) zu seinem Kämpfer, der den Auftrag freudig übernahm und nachsann, wie er den Sieg gewiß erringen möchte. Da trat ein unbekannter Mann zu ihm und sprach: „Was sinnst du? Ich sage dir, daß nicht du für den Kaiser fechten sollst, sondern ein Schuster aus Henfweil (später Lauingen) dazu ausersehen ist.“ Calatin versetzte: „Wer bist du? Wie dürfte ich die Ehre dieses Kampfes von mir ablehnen?“ „Ich bin Georg, Christi Held,“ sprach der Unbekannte, „und zum Wahrzeichen nimm meinen Däumling!“ Mit diesen Worten zog er den Däumling von der Hand und gab ihn dem Marschall, der ungesäumt damit zum Kaiser ging und den ganzen Vorfall erzählte. Hierauf wurde beschlossen, daß der Schuster gegen den Heiden streiten sollte, der es übernahm und den Feind glücklich besiegte.

Nun erlaubte ihm der Kaiser, sich drei Gnaden auszubitten. Der Schuster bat erstens um eine Wiese in der Nähe von Lauingen, damit diese der Stadt als Gemeingut gegeben würde; zweitens, daß die Stadt mit rotem Wachs siegeln könnte, was sonst keinem mittelbaren Ort gestattet war; drittens, daß die Herrn von Calatin eine Möhrin als Helmkleinod führen dürften. Der Kaiser bewilligte alles. Der Daumen St. Georgs wurde von den Pappenheimern sorgfältig aufbewahrt, die eine Hälfte in Gold gefaßt zu Kaisheim, die andere zu Pappenheim.

215. Kaiser Siegismund und die Straßburger Edelfrauen. Kaiser Siegismund, der im Jahre 1411 auf den deutschen Kaiserthron erhoben wurde, hat sich 1413 und 1414 die Gunst der Stadt Straßburg erworben, weil er ihr eine Reihe von Vor-

rechten zuteil werden ließ. Dafür haben ihm die Straßburger Frauen und Jungfrauen besonders gedankt.

Der Kaiser hatte sich auf einer Trinkstube, Mühlstein genannt, bei Gelag und Tanz schon weidlich vergnügt, als eine Abordnung von Frauen erschien, die ihn für den folgenden Tag auf ihre Stube zum hohen Steige einlud. Scherzend gab er ihnen die Antwort, er wollte gern kommen, da er aber den Weg nicht wüßte, müßten sie ihn abholen und ihn hingeleiten. Das ließen sich die Edelfrauen nicht zweimal sagen. Schon um sechs Uhr morgens pochten sie an des Kaisers Schlafgemach und führten den nur mit einem Mantel bekleideten Kaiser barfuß in Begleitung von etwa hundert der schönsten Jungfrauen zum hohen Steige. Der Zug bewegte sich lustig unter dem Klange der Trommeln und Pfeifen weiter. In der benachbarten Körbergasse kauften die Frauen dem Kaiser ein Paar Schuhe und zogen sie ihm an, hörten die Frühmesse mit ihm und brachten ihn endlich in die Stube zum hohen Steige, wo er sich erst völlig ankleiden konnte.

Der Kaiser blieb sieben Tage in Straßburg und schenkte den Frauen beim Abschiede einhundertundfünfzig goldene Fingerringe, soviel nämlich, wie er damals in der Stadt aufkaufen konnte. Da aber diese Zahl nicht hinreichte, um alle Frauen damit zu beglücken, so versprach er, die fehlenden nachzuschicken, was er auch getreulich tat.

Die Frauen fanden so großes Wohlgefallen an dem höflichen Kaiser, daß sie stets um ihn waren, wenn er nicht gerade Geschäfte hatte. Sie begleiteten ihn noch zu Schiff bis eine Meile weit unterhalb Straßburgs, wo sie auf einer grünen Aue mit ihm ein Abschiedsmahl genossen.

*

216. **Der Schwaben Tapferkeit.** Die schwäbische Tapferkeit war im Mittelalter in aller Munde. Noch Kaiser Rudolf I. soll gesagt haben, er wolle mit 40000 Helmen und 4000 Fußgängern aus Schwaben die ganze Welt überwinden.

Seit Jahrhunderten betrachteten die Schwaben es als ein stolzes Vorrecht, dem Reiche vorkämpfen zu dürfen, d. h. die Schlacht als erster vorgehender Haufen zu eröffnen. Geschichtlich ist diese Tatsache noch nicht voll aufgeklärt, um so mehr weiß die Sage über den Ursprung.

217. **Das Vorstrittsrecht der Schwaben.** Das Vorstrittsrecht soll den Schwaben schon von Karl dem Großen verliehen

worden sein. Herzog Gerold, der Bruder von Karls Gemahlin Hildegard, erbat sich diesen Vorzug in der Schlacht bei Ronceval oder weil er bei der Eroberung Mailands das kaiserliche Banner trug. Nach anderen Berichten haben sich die Schwaben bei der Eroberung Roms so hervorgetan.

Weltberühmt sind die Schwabenstreiche, deren einer von Uhland in seinem Gedichte „Schwäbische Kunde" so vortrefflich geschildert wird.

218. Schwabenstreiche. Schwabenstreiche führte auch der Hohenstaufe Konrad III. aus. Bei Damaskus hieb er einem riesenhaften Sarazenen, der ihn am Halse packen wollte, mitten entzwei und jagte dadurch den Feind in die Flucht. Auf dem Kreuzzuge Barbarossas nahm es ein Schwabe aus Ulm allein mit zehn Gegnern auf. Zehn Sarazenen hatten nämlich seinen Bruder getötet. Der Ulmer beweinte und begrub ihn, nahm sich aber vor, dessen Tod zu rächen. Er nahm zehn Freunde, um die Mörder aufzusuchen, die sich auf eine mit Wasser umgebene Insel zurückgezogen hatten. Hier angekommen, ließen ihn die Freunde im Stich. Da sprang der Ulmer allein ins Wasser, und trotzdem er mit Kot und Schlamm überzogen war, führte er gegen die Sarazenen so gewaltige Streiche, daß nach kurzer Zeit neun von ihnen tot am Boden lagen, der zehnte aber entfloh.

Auf diesen Kreuzzug verlegt Uhland den Streich seines tapferen Schwaben.

219. Schwabenschande. Die schwäbische Waffenehre erlitt aber im Laufe der Zeit vielfach Einbuße. Von der Schlacht bei Luka im Jahre 1308 z. B. wird berichtet, daß die Schwaben die Rosse aufschnitten und hineinkrochen. Von dieser Begebenheit her stammt das Sprichwort: „Es geht dir wie den Schwaben vor Luka" oder

„Es wird dir glücken
Wie den Schwaben bei Lücken."

220. Nicht geboren, sondern gesät. Die Schwaben sind nicht geboren, sondern gesät, so sagt ein alter Spruch in einer Münchener Handschrift. Noch der berühmte Volksprediger Geiler von Kaysersberg ließ am Ende des 15. Jahrhunderts auf die Frage: „Warum säst du nicht zarte Schwaben?" die Antwort geben: „Das Erdreich trägt sie nicht."

Die Schwaben werden wie die Hessen blind geboren und erst am zehnten Tage sehend.

221. Die neun (sieben) Schwaben. Neun Schwaben, so liest man im Buch der alten ungeschehenen Dinge, wollten die Welt erfahren und unseres Herrgotts Rock zu Trier, danach das

Heiligtum zu Aachen besuchen und Ablaß holen. Damit sie nun desto sicherer wandelten, sahen sie für gut an, daß sie einen starken und langen Spieß machen ließen, daran sie alle neun, der kühnste und männlichste geharnischt zuvorderst, gingen. Diese ihre Reise begab sich aber im Juli oder Heumonat, und als sie eines Tages einen sehr weiten Weg gezogen waren, dazu auch noch gar fern ins Dorf hatten, wo sie die Nacht bleiben mußten, und im Dunkeln über eine Wiese gingen, flog ein großer Roßkäfer oder eine Hornisse nicht weit von ihnen hinter einer Staude und brummelte feindlich. Darum erschrak der vorderste, daß er den Spieß fast hätte fallen lassen und sprach zu seinen Gesellen: „Losent, losent! Gott! Ich hör eine Trommel!" Die andern sagten, es wäre ihnen auch also. Im Hui begann der Geharnischte zu fliehen, sprang über einen Zaun, da lag von ungefähr noch ein Rechen — denn es hatten daselbst die Leute den Tag Heu gemacht — darauf trat er, daß ihm der Stiel auf die Nase schlug: „O wei, o wei!" schrie er, „nimm mich gefangen, ich ergebe mich!" Die andern hüpften alle einer über den andern hinterher und riefen: „Gibst du dich, so gebe ich mich auch!" Zuletzt wurden sie gewahr, daß sie betrogen waren, und damit sie derhalben nicht verhöhnt würden, verschworen sie sich untereinander, stillzuschweigen und das Maul nicht aufzutun.

Nach etlichen Tagen trug sie ihr Weg durch das Brachfeld und saß da ein Hase in der Sonne, sich mit den vorderen Läufen den Kopf putzend. Diesen sahen sie und blieben stehen, um zu beratschlagen, was das wenigst Gefährliche wäre zu tun. Einer aus ihnen sprach ganz beherzt — etliche behaupten, es sei der letzte gewesen —: „Rageneurle, gang daher, Rageneurle!" „O Gott," sagt der vorderste, „wenn du hie ständest, wo ich stehe, du würdest mit nichten sagen: Rageneurle, gang anher!" Er hub an, sich zu segnen mit dem heiligen Kreuz, rief Gott um Hilfe an und zuletzt, als nichts mehr helfen wollte, und der Hase nicht aus dem Wege ging, schrie er aus großer Furcht: „Hau, hurlehau, hau, hau!" Von dieser Stimme erschrak der Hase und lief davon. Der Recke aber sprach: „Nun sehe ich, daß ein Hurlehau besser ist denn tausend Gotthelf."

Als sie weiter an die Mosel, ein mosicht still und tief Wasser kamen, über das nicht viel Brücken führen, sondern über das man

sich an mehreren Orten in Schiffen fahren lassen muß, riefen sie einem Mann, der jenseits des Wassers seine Arbeit vollbrachte, zu, wie man hinüber kommen möchte. Der Mann verstand wegen der Weite, auch der Sprache halber nicht, was sie wollten, und fragte in seiner trierischen Weise: „Wat, wat?", das ist: „Was, was?" So meinten sie, er sagte, sie sollten waten, und so fing der Vorderste an, hindurchzugehen. Er vermochte es aber nicht gar zu weit, um des Schlammes und der Tiefe willen, fiel hinunter und ertrank. Als die andern seinen Hut, den der Wind an das Ufer auf die andere Seite getrieben hatte, sahen, und ein Frosch dabei saß und quakte: „Wat, wat, wat!" hielten sie es für dasselbe Wort und meinten, ihr Geselle riefe ihnen, sich herbei zu machen, und sagten untereinander: „Kann er überhin waten, warum wir nicht auch?" Und sind also alle neun ertrunken und durch Unverstand der Sprache und des leidigen Frosches jämmerlich umgebracht.

Es sein d'Schwaben hierdurch nit gschmeht,
In Fröhlichkeit es so hingeht.
Ein jeder g'fällt ihm selber baß,
Andre wissen von ihm auch was.
Drumb wer nit auch will Schimpf verstahn,
Der soll vorhin vom Schimpfen lan,
Allweg findt jeder seinen Mann.

* * *

3. Rheinfranken.

Die Franken, die sich von den Grenzen Thüringens bis über das deutsche Reichsgebiet im Westen ausbreiten, sind ein ganz eigenartiger Volksstamm. Sie waren seit jeher ein sogenanntes Herrenvolk und zeigen weniger Einheitlichkeit als andere, weniger als z. B. die Bayern und Niedersachsen. Es wechseln Berg und Tal, Gebirgszüge und ebene Flächen in anmutiger Folge ab, die fruchtbarsten Gebiete (Rheintal) mit einigen der ärmsten Gegenden Deutschlands (Eifel, Hunsrück, Westerwald), die verkehrsreichsten mit den abgelegensten Strecken. Neben ernster, verschlossener, mißtrauischer Art in abseits gelegenen und armen Gebieten treffen wir auf übersprudelnde Freude, heiteren Sinn und redselige Offenheit dort, wo das Leben schnell pulsiert, an den Ufern der großen Ströme Main und Rhein. Hier haben die Menschen leichtes Blut und

lebhafte Gemütsart, schnelle Rede und sorglose Unbefangenheit — ganz anders als in den nördlichen Gebieten Deutschlands.

Im Zusammenhange mit der fehlenden Geschlossenheit der Franken selbst steht die politische, kirchliche und gesellschaftliche Zerrissenheit, die wir hier im ganzen Laufe der Geschichte beobachten können. Keine deutsche Gegend war in so viele und so mächtige Herrschaften geteilt, zeigt noch heute eine größere Mischung der Bekenntnisse und Gesellschaftsschichten, als die von den Franken bewohnte. Das fand in der Geschichte wie in der Sage einen bezeichnenden Niederschlag. Erbitterte Kämpfe zwischen den einzelnen Herren wie zwischen diesen und ihren Untertanen waren an der Tagesordnung; man denke nur an die blutigen Streitigkeiten der Kölner Erzbischöfe mit den Kölner Bürgern, mit andern Fürsten wie mit dem Kaiser selbst.

Auf fränkischem Gebiete faßte das Christentum zuerst bei deutschen Stämmen festen Fuß; hier lebte und wirkte der Apostel der Deutschen, Bonifatius; hier spielen viele Sagen, die mit der Kirche, ihrem Leben und ihren Dienern in enger Verbindung stehen, hier weiß die Sage mehr von geistlichen Herren als in andern deutschen Landen.

Es gibt keine deutsche Gegend, die heute einen so reichen Sagenschatz aufzuweisen vermöchte als das Herz des fränkischen Gebietes, das Rheinland. Blühende Einbildungskraft, starke Gestaltungsfähigkeit, zarte Empfindsamkeit für alles Schöne und andre Gaben brachten den Quell der Sage zum Überfließen. Schon das Mittelalter zeigt die Spuren dazu; auf fränkischem Boden spielt die bekannteste Lesart der Mäuseturmsage und die liebliche Überlieferung vom Begräbnis Frauenlobs; hier entstanden die ritterlichen Geschichten von Lohengrin und Otto dem Schütz; hier ist auch der Schauplatz der bedeutendsten Heldensage, der von Siegfried und den Nibelungen; hier treffen wir die rührende Überlieferung von Genoveva. Die vielen äußeren Denkmäler der Geschichte, die Burgen, Dome, Befestigungen, Niederlassungen empfingen vom Volk den Schmuck der Sage.

Dazu kommt, daß sich fast die ganze mittelalterliche Kaisergeschichte den Rhein auf und ab bewegte, insonderheit die Geschichte der Kaisergeschlechter bis zu den Zeiten der Hohenstaufen. Aber nicht nur der Schwerpunkt Deutschlands in der Geschichte, sondern auch im Handel lag am Rhein, der die Mittellinie des fränkischen Gebietes bezeichnet. Das eigentliche Rheinland, der Garten Deutschlands, die Sehnsucht der übrigen in rauheren Gegenden wohnenden Deutschen bedeutete für unser Vaterland etwa das, was Italien für das ganze Deutschland gewesen ist. Wie in Italien, so hat sich auch hier germanisches mit südlichem Blut vermischt, so daß die Bewohner deswegen schon etwas anders geartet sind als die übrigen Germanen.

222. Herkunft der Franken. Das Geschlecht der Franken ist dem der Römer nahe verwandt; ihrer beiden Vorfahren stammten aus der alten Stadt Troja. Als nun die Griechen die Burg Troja nach Gottes Urteil zerstört hatten, entrannen nur wenige Trojaner und fuhren lange in der Welt umher. Franko mit den Seinen kam an den Rhein; da baute er zum Andenken seiner Abstammung ein kleines Troja mit Freuden auf und nannte den vorbeifließenden Bach nach dem Flusse in ihrem alten Lande Santen. Den Rhein hielten sie für das Meer. So wuchs das fränkische Volk auf.

Neben Hatto ragt Willegis auf dem erzbischöflichen Stuhle von Mainz hervor, nur mit dem Unterschiede, daß die Sage von ihm nichts Nachteiliges berichtet, sondern ihn mit einem Strahlenkranze schöner dem Volke gefallender Tugenden bekleidet.

223. Willegis. Dem Bischof Willegis, dessen Abkunft unbekannt ist, der sich aber durch sein Wissen und seine Tüchtigkeit auf den Erzbischofsstuhl von Mainz emporschwang, wurde seine spätere Höhe schon vorausgesagt. Seine Mutter hatte nämlich einst einen Traum, sie würde eine Sonne gebären, die den Erdkreis mit ihrem Glanze erfüllte.

In Mainz aber sagten die Leute, Willegis wäre der Sohn eines Wagners. Die vornehmen Mainzer Domherrn waren verdrossen, weil ein Mann niedrigeren Standes über sie gesetzt war, und sie malten ihm deswegen bei Nacht mit Kreide Räder an alle Türen, damit er, wo er ginge und stände, an seine niedere Abkunft erinnert würde. Unter die Räder aber schrieben sie:

Willegis, Willegis,
Denk, woher du kommen bis!

Aber Willegis nahm kein Ärgernis daran, sondern ließ sich ein Wappen malen mit weißem Rade auf rotem Grunde, damit er selber immer seiner Herkunft eingedenk sein möchte. Der Spott der adligen Herren hörte auf. Auch sein Nachfolger behielt das Rad im Wappen bei, und es ist deshalb das Wappen der Mainzer geworden.

Köln, die heilige Stadt Deutschlands, ist eine der ältesten Siedelungen auf deutschem Boden und hat eine Geschichte, wie keine zweite Stadt in unserm Vaterlande sich ihrer rühmen kann. Hervorragende Bedeutung hatte Köln vor allem im Mittelalter, wo seine Erzbischöfe

zu den mächtigsten und einflußreichsten Fürsten gehörten, deren Wort selbst der Kaiser nicht unbeachtet lassen durfte. Ihre Unternehmungen und Entscheidungen waren oft einschneidend und maßgebend für das Geschick ganzer Stämme nicht nur, sondern des Reiches selbst. Schon daraus ist der reiche Anteil zu erklären, den das Volk an ihnen nahm und der sich in der Sage zeigt.

224. Erzbischof Bruno in Paris. Um das Jahr 960 war Bruno, der Bruder Ottos des Großen, Erzbischof von Köln. Während er einmal bei dem Könige von Frankreich in Paris zu Besuch war und die Festmesse lesen wollte, fand er einen anderen Priester am Altar stehen. Er beschwerte sich bei den Herren und Fürsten, doch die Edlen von Paris waren über diese Einmischung in ihre Rechte erzürnt und ließen bei Strafe an Leben und Gut verbieten, dem Erzbischof Holz oder Kohlen zu verkaufen, damit er seine Speisen nicht kochen könnte. Bruno aber schickte seine Diener auf den Markt und hieß sie Nüsse und hölzernes Gerät kaufen, womit sie den Herd heizten und eine köstliche Mahlzeit herrichteten.

Als Bruno wieder in Köln angelangt war, wurmte ihn die in Paris erfahrene Beleidigung so sehr, daß er mit viel Kriegsvolk vor diese Stadt zog und sie einnahm.

225. Erzbischof Gerbert. Erzbischof Gerbert von Köln war der weltlichen Wissenschaft und besonders der Sterndeutung sehr ergeben und deshalb bei dem wißbegierigen Kaiser Otto beliebt. Als der Tag seines Todes herankam, befragte er ein Götzenbild, wann er sterben würde. Das Bild betrog ihn aber mit den Worten: „Wenn du in Jerusalem eine Messe gefeiert haben wirst, dann mußt du sterben!“ Der Erzbischof hielt sich damals in Rom auf, wo es eine Kirche gab, die Jerusalem hieß. Als er hier eine Messe feierte und sich darauf sehr krank fühlte, fragte er seinen Götzen wieder und sagte: „Siehe, ich sterbe und habe Jerusalem nicht gesehen, warum hast du mich betrogen?“ Da antwortete ihm das Bild, es hätte recht gesagt; denn er hätte in Jerusalem gesungen.

226. Bürgermeister Hermann Gryn und die Domherren. In der Zeit, als Engelbrecht Erzbischof in Köln war, hielten zwei Domherren einen Löwen. Im Jahre 1262 luden

sie den Bürgermeister von Köln, Hermann Gryn, zu Gaste. Als er kam, führten sie ihn vor die Tür der Löwenkammer, machten sie auf und stießen den nichtsahnenden Bürgermeister zu dem wilden Tiere hinein; sie wollten ihn zerreißen und töten lassen. Aber Herr Hermann Gryn fürchtete sich vor dem Löwen nicht. Sowie er an ihn sprang und den Rachen aufriß, ihn zu zerreißen, hatte er schnell seinen Mantel um Arm und Hand gewickelt und fuhr mit der so geschützten linken Hand dem Löwen tief in den Hals. Mit seiner Rechten aber erdolchte er ihn. Auf diese Weise kam der Bürgermeister aus Not und Gefahr, und zur selben Stunde ließ er die beiden Domherren, die daran schuldig waren, gefangen nehmen und bei dem Domkloster unter einer Pforte aufhängen, die seit dieser Zeit zum ewigen Gedächtnis den Namen Pfaffenpforte hat.

227. Der wiedergefundene Ring. Konrad, Propst von St. Severin von Köln, war zugleich auch Propst in Xanten. Als er einmal zu Schiff nach dieser Stadt fuhr und mit der Hand ins Wasser tauchte, glitt ihm ein schöner goldener Ring vom Finger und verschwand im Rhein. Im folgenden Jahre machte er dieselbe Fahrt. Die Fischer lieferten ihm einen Hecht ab, den der Koch zerlegte. In den Eingeweiden fand sich ein Ring. Der ehrliche Koch wies ihn dem Propst, und dieser erkannte ihn sofort zu seinem nicht geringen Erstaunen als den im vorhergehenden Jahre verlorenen Ring.

228. Erzbischof Anno und die ungerechten Schöffen. Zur Zeit des Erzbischofs Anno hatten die Schöffen in Köln ein ungerechtes Urteil gefällt. Da entbot Anno die Schöffen zu sich und stellte sie zur Rede. Als sie ihm nicht antworten konnten, ließ er ihnen allen die Augen ausstechen. Nun war unter ihnen einer, der des heiligen Herrn Gevatter war, dem ließ er das Auge, damit er die anderen Schöffen heimgeleitete. In allen Häusern, in denen Schöffen wohnten, mußten sie über der Tür ein Haupt ohne Augen anbringen lassen.

229. Der Kampf an der Ulrepforte. Am Sachsenring in Köln ist noch ein Stück der alten Stadtmauer zu sehen und darin ein Flachbild mit der Darstellung eines verworrenen Kampfes, der Jahreszahl 1268 und der Unterschrift:

„Up der heiliger More Nacht
Da wart hier durch de Mure gebrochen."

Auf dieser Stelle war die alte Ulrepforte, und jene Durchbrechung der Mauer und ihre blutige Folge ist einer der aufregendsten Vorgänge in den alten Kölner Stadtfehden gewesen.

Unter dem Stadtmauerbogen wohnte damals ein Schuhflicker namens Habenichts, der auch mit Kerzen handelte, wenn er gerade keine Schuhe zu flicken hatte. Einst kam der frühere Schöffe Hermann Fischer, der von den Overstolzen aus Köln verbannt war, weil er es mit der Partei der Weisen (beides Kölner Patrizierfamilien) hielt, zu ihm und überredete ihn, er sollte gegen Lohn von seinem Keller aus einen Gang unter der Stadtmauer her brechen, so groß, daß Mann und Pferd durchgehen könnten. Der Schuster begab sich ans Werk, schaffte nachts heimlich die Erde fort, die er am Tage ausgegraben hatte und stattete Bericht in Bonn ab, als der Durchbruch vollendet war. Die Weisen hatten inzwischen mit ihren Anhängern in Köln alles Nähere ausgemacht und gewannen den Herzog Walram von Limburg für sich, weil der Erzbischof gefangen nach Rideggen geführt worden war.

In der Abenddämmerung vom 14. Oktober 1268 führte Schuster Habenichts durch seinen heimlichen Gang viele Reisige in die Stadt, die sich in den nächstliegenden Gärten sammelten. Sie wurden aber von Hermann Winkelbert, einem Freunde der Overstolzen, bemerkt, der dem alten Matthias Overstolz schnell Kunde brachte. Noch in selbiger Nacht eilten dreihundert Overstolzen herbei, und um die Kirche St. Pantaleon hub ein heldenhaftes Kämpfen an. Die Weisen wurden fast alle erschlagen, der Herzog Walram gefangen genommen. Das war der Kampf an der Ulrepforte.

230. Die Gefangenen in Altenahr. Über Altenahr im Ahrtale erheben sich die Trümmer des Schlosses Ahre, wo die Grafen des Ahrgaues ihren Sitz hatten. Nachdem die Burg in den Besitz der Kölner Erzbischöfe gekommen war und der Erzbischof Konrad von Hochstedten mit der Bürgerschaft in heftigem Kampfe lag, hielt er einige seiner Gegner aus dem Lager der Overstolzen auf dieser Burg in Haft. Nach dem Tode Konrads wurde Engelbert II. Erzbischof. Die Kölner Geschlechter knüpften große Hoffnungen an den Wechsel des Oberhirten, und drei von

den Geschlechtern, nämlich Rutger Overstolz, Daniel Jude und Kostin von der Aducht, ritten nach Ahre, um den Erzbischof zu bitten, die Gefangenen freizugeben. Dieser erlaubte ihnen sogar, sie zu besuchen, ließ aber die Tür hinter ihnen schließen und hatte nun drei Gefangene mehr.

Als die elf Gefangenen schon lange Zeit gelegen hatten, gelang es Gottschalk Overstolz, zum Zeitvertreib eine Maus zu zähmen. Das Tier, das ihm über die Maßen lieb war, blieb eines Tages aus. Gottschalk aber hatte großes Verlangen nach dem kleinen Spielgefährten, wollte seine Maus wieder haben und grub und bohrte in ihrem Loche, um sie zu erhaschen. Doch er fand keine Maus, wohl aber eine gute Feile und einen Meißel. Da waren die Elfe froh, gaben sich heimlich Tag und Nacht ans Feilen und öffneten endlich das Gegitter. Mit Hilfe von Bettlaken und Mützen machten sie ein Seil, ließen sich daran herab und entkamen. In Adendorf nahm ein Mönch sie auf, stärkte sie mit Wein und hieß die Müden ausschlafen. Als in der Frühe aber Häscher kamen, die den Flüchtigen auf der Spur waren, steckte der Mönch sie in einen großen Käsekasten, und obwohl die Häscher alles durchsuchten, wurden die Flüchtlinge nicht gefunden, da man die Männer in dem engen Kasten nicht vermutete. Dann befreite der Mönch die von Hitze und Mangel an Luft halbtoten Leute, die bis nach Remagen kamen, wo sie von einem Manne erkannt und dem Ortsrichter verraten wurden. Aber der Richter war verständig und der Kölner Bürgerschaft zugetan, verbarg die Flüchtlinge und schaffte sie trotz Eisganges über den Rhein, so daß sie glücklich nach Köln entkamen.

231. Albertus Magnus. Albertus Magnus wurde 1193 in Schwaben geboren. Wie man sagt, war er auch in seiner Jugend ein rechter Schwabe — die bekanntlich erst mit vierzig Jahren gescheit werden. In Köln in ein Kloster aufgenommen, zeigte er sich tölpelhaft und dumm, so daß er nichts begreifen konnte. Aber auf sein inbrünstiges Gebet erschien ihm eines Tages die Mutter Gottes und stellte ihm die Wahl, entweder in der Gottesgelehrtheit oder in der Weltweisheit Ausgezeichnetes zu leisten. Albertus zog letzteres vor; die Mutter Gottes gewährte ihm zwar die Erfüllung seines Wunsches, war aber sehr ungehalten darüber,

daß er nicht die Gottesgelehrtheit gewählt hatte und sagte ihm deshalb, er würde drei Jahre vor seinem Tode wieder ganz dumm werden. Das ist später auch geschehen, denn er blieb in einem Vortrage stecken und wußte kein Wort mehr zu sagen. Von ihm erzählte man sich deshalb, er sei zweimal in wunderbarer Weise verwandelt worden, aus einem Esel in einen Weltweisen und umgekehrt aus einem Weltweisen in einen Esel.

Der Gelehrte Albertus Magnus war in allen möglichen Wissenschaften bewandert, selbst in der Baukunst, und er soll sogar allerlei Maschinen und auch das Schießgewehr erfunden haben. Eine von ihm gefertigte Bildsäule stand ihm Rede und Antwort auf seine Fragen. Sie wurde von seinem Schüler Thomas von Aquino aus Unwissenheit und Einfalt zerstört. Selbst in wunderbaren Künsten war er sehr erfahren, ist aber trotzdem kein Schwarzkünstler gewesen, obschon er die seltsamsten Streiche ausführen konnte.

*

232. Genoveva. Zu den Zeiten Hildolfs, des Erzbischofs von Trier, lebte Pfalzgraf Siegfried mit Genoveva, seiner schönen und frommen Gemahlin, einer Herzogstochter aus Brabant. Nun begab es sich, daß ein Zug wider die Heiden geschehen sollte und Siegfried in den Krieg ziehen mußte; da befahl er Genoveven, still und eingezogen im Maifelder Gau auf seiner Burg Simmern zu wohnen, auch übertrug er einem seiner Dienstmänner, namens Golo, auf den er vor allem traute, daß er seine Gemahlin in besonderer Aufsicht hielte. Die letzte Nacht vor seiner Abreise hatte aber Genoveva einen Sohn von ihrem Gemahl empfangen. Als nun Siegfried abwesend war, dauerte es nicht lange und Golo entbrannte zu der schönen Genoveva in sündlicher Liebe, die er endlich nicht mehr zurückhielt, sondern der Pfalzgräfin erklärte. Sie aber wies ihn mit Abscheu zurück. Darauf schmiedete Golo falsche Briefe, als wenn Siegfried mit allen seinen Leuten im Meer ertrunken wäre, und las sie der Gräfin vor; er sagte, jetzt gehörte ihm das ganze Reich zu und sie dürfte ihn ohne Sünde lieben. Als er sie aber küssen wollte, schlug sie ihm mit der Faust hart ins Gesicht, und er merkte wohl, daß er nichts ausrichten konnte; da verwandelte er seinen Sinn, nahm der edlen Frau all ihre Diener und Mägde weg, so daß sie in ihrem Zustande

die größte Not litt. Als ihre Zeit heranrückte, gebar Genoveva einen schönen Sohn, und außer einer alten Waschfrau stand ihr niemand bei oder tröstete sie.

Endlich aber hörte sie, daß der Pfalzgraf lebte und bald zurückkehren würde, und sie fragte den Boten, wo Siegfried jetzt wäre? „Zu Straßburg", antwortete der Bote, und ging darauf zu Golo, dem er dieselbe Nachricht brachte. Dieser erschrak heftig und hielt sich für verloren. Da redete eine alte Hexe mit ihm, warum er sich Sorgen um diese Sache machte. Die Pfalzgräfin hätte zu einer Zeit geboren, daß niemand wissen könnte, ob nicht der Koch oder ein anderer des Kindes Vater wäre: „Sage nur dem Pfalzgrafen, daß sie mit dem Koch gebuhlt habe, so wird er sie töten lassen und du kannst ruhig sein." Golo meinte: „Der Ratschlag ist gut", ging daher seinem Herrn eilends entgegen und erzählte ihm die ganze Lüge. Siegfried erschrak und seufzte aus tiefem Leid. Da sprach Golo: „Herr, es ziemt dir nicht länger, diese zum Weibe zu haben." Der Pfalzgraf sagte: „Was soll ich tun?" „Ich will", versetzte der Treulose, „sie mit ihrem Kinde an den See führen und im Wasser ersäufen."

Als nun Siegfried eingewilligt hatte, ergriff Golo Genoveven und das Kind und übergab sie den Knechten, daß sie sie töten sollten. Die Knechte führten sie in den Wald; einer unter ihnen aber sprach: „Was haben diese Unschuldigen getan?" Und es entstand ein Wortwechsel; keiner aber wußte Böses von der Pfalzgräfin zu sagen und keinen Grund, warum sie sie töten sollten. „Es ist besser," sprachen sie, „daß wir sie hier von den wilden Tieren zerreißen lassen, als unsere Hände mit ihrem Blut zu beflecken." Also ließen sie Genoveven allein in dem wilden Walde und gingen fort. Da sie für Golo ein Wahrzeichen haben mußten, so riet einer, dem mitlaufenden Hunde die Zunge auszuschneiden. Und als sie vor Golo kamen, sagte er: „Wo habt ihr sie gelassen?" „Sie sind ermordet", antworteten sie und wiesen ihm die Zunge.

Genoveva aber weinte und betete in der öden Wildnis; ihr Kind war noch nicht dreißig Tage alt, und sie hatte keine Milch mehr in ihren Brüsten, womit sie es ernähren konnte. Wie sie nun die heilige Jungfrau um Beistand flehte, sprang plötzlich eine Hindin durchs Gesträuch und setzte sich neben dem Kinde

nieder; Genoveva legte die Zitzen der Hindin in des Knäbleins Mund, und es sog daraus. An diesem Orte blieb sie sechs Jahre und drei Monate; sie selbst aber nährte sich von Wurzeln und Kräutern, die sie im Walde fand; sie wohnten unter einer Schicht von Holzstämmen, die die arme Frau mit Dornen gebunden hatte, so gut sie konnte.

Nach Verlauf dieser Zeit trug sich's zu, daß der Pfalzgraf gerade in diesem Walde eine große Jagd anstellte, und während die Jäger die Hunde hetzten, zeigte sich ihren Augen dieselbe Hirschkuh, die den Knaben mit ihrer Milch nährte. Die Jäger verfolgten sie; und weil sie zuletzt keinen anderen Ausweg hatte, floh sie zu dem Lager, wohin sie täglich zu laufen pflegte, und warf sich, wie gewöhnlich, zu des Knaben Füßen. Die Hunde drangen nach, des Kindes Mutter nahm einen Stock und wehrte die Hunde ab.

In diesem Augenblick kam der Pfalzgraf hinzu, sah das Wunder, befahl, die Hunde zurückzurufen und fragte die Frau, ob sie eine Christin wäre. Sie antwortete: „Ich bin eine Christin, aber ganz entblößt; leih mir deinen Mantel, daß ich meine Scham bedecke." Siegfried warf ihr den Mantel zu und sie bedeckte sich damit. „Weib," sagte er, „warum schaffst du dir nicht Speise und Kleider?" Sie sprach: „Brot habe ich nicht, ich aß die Kräuter, die ich im Walde fand; mein Kleid ist vor Alter verschlissen und auseinandergefallen." „Wieviel Jahre sind's, seit du hierher gekommen bist?" „Sechs und drei Monden wohne ich hier." — „Wem gehört der Knabe?" — „Es ist mein Sohn." — „Wer ist des Kindes Vater?" — „Gott weiß es." — „Wie kamst du hierher und wie heißest du?" — „Mein Name ist Genoveva." — Als der Pfalzgraf den Namen hörte, gedachte er seiner Gemahlin, und einer der Kämmerer trat hinzu und rief: „Bei Gott, das scheint mir unsre Frau zu sein, die schon lange gestorben ist, und sie hatte ein Mal im Gesicht." Da sahen sie alle, daß sie noch dasselbe Mal an sich trug. „Hat sie auch noch den Trauring?" sagte Siegfried. Da gingen zwei hinzu und fanden, daß sie noch den Ring trug. Alsobald umfing sie der Pfalzgraf, küßte sie, nahm weinend den Knaben und sprach: „Das ist mein Gemahl, und das ist mein Kind."

Die gute Frau erzählte nun allen, die da standen, von Wort zu Wort, was ihr begegnet war, und alle vergossen Freuden-

tränen. Mittlerweile kam auch der treulose Golo dazu; da wollten sie sich alle auf ihn stürzen und ihn töten. Der Pfalzgraf aber rief: „Haltet ihn, bis wir aussinnen, welches Todes er würdig ist.“ Das geschah, und nachher verordnete Siegfried, vier Ochsen zu nehmen, die noch vor keinem Pfluge gezogen hätten, und dem Missetäter je einen Ochsen an die vier Teile des Leibes zu spannen, zwei an die Füße, zwei an die Hände, und dann die Ochsen gehen zu lassen. Und als sie auf diese Weise festgebunden waren, ging jeder Ochse mit seinem Teile durch, und Golos Leib wurde in vier Stücke gerissen.

Der Pfalzgraf wollte nunmehr seine geliebte Gemahlin nebst dem Söhnlein heimfahren. Sie aber schlug es aus und sprach: „An diesem Orte hat die heilige Jungfrau mich vor den wilden Tieren bewahrt und durch ein Wild mein Kind erhalten; von diesem Orte will ich nicht weichen, bis er ihr zu Ehren geweiht ist.“ Sogleich sandte der Pfalzgraf den Bischof Hildulf, dem er alles berichtete; der Bischof war erfreut und weihte den Ort. Nach der Weihung führte Siegfried seine Gemahlin und seinen Sohn herzu und stellte ein feierliches Mahl an; sie bat, daß er hier eine Kirche bauen ließe, was er zusagte. Die Pfalzgräfin konnte aber keine Speisen mehr vertragen, sondern ließ sich im Walde die Kräuter sammeln, an die sie gewöhnt war. Allein sie lebte nur noch wenige Tage und wanderte selig zum Herrn; Siegfried ließ ihre Gebeine in der Waldkirche, die er zu bauen gelobt hatte, bestatten. Diese Kapelle hieß Frauenkirche (unweit Mayen), wo manche Wunder geschehen sind.

*

Ins nordöstliche Gebiet des Frankenlandes reichen die Hessen herein, deren Land wiederum an das der Thüringer grenzt. Zum hessischen Herrscherhause gehörte Otto der Schütz, dessen merkwürdiger Lebenslauf von der Sage geschildert wird.

233. Otto der Schütz. Landgraf Heinrich der Eiserne zu Hessen hatte zwei Söhne und eine Tochter; Heinrich, dem ältesten Sohne, gab er sein Land, Otto, den andern, sandte er auf die hohe Schule, um zu studieren und danach Geistlicher zu werden. Otto hatte aber zur Geistlichkeit wenig Lust; er kaufte sich zwei kräftige Rosse, nahm einen guten Harnisch und eine starke Arm-

brust und ritt aus, ohne daß sein Vater es wußte. Als er zum Herzog von Kleve an den Rhein gekommen war, gab er sich für einen Bogenschützen aus und begehrte Dienst. Dem Herzog behagte seine feine, starke Gestalt und er behielt ihn gern; auch zeigte sich Otto als ein solch geübter Schütze, daß ihn sein Herr bald vorzog und ihm vor andern vertraute.

Unterdessen trug es sich zu, daß sein junger Bruder Heinrich frühzeitig starb und der Braunschweiger Herzog, dem des Landgrafen Tochter vermählt worden war, begierig auf den Tod des alten Herrn wartete, weil Otto, der andere Erbe, in die Welt gezogen war, niemand von ihm wußte und er allgemein für tot gehalten wurde. Darüber stand das Land Hessen in großer Traurigkeit; denn alle hatten an dem Braunschweiger ein Mißfallen, und besonders der alte Landgraf lebte in großem Kummer. Mittlerweile war Otto der Schütz guter Dinge zu Kleve und hatte ein Liebesverständnis mit des Herzogs Tochter Elisabeth, ohne aber etwas von seiner hohen Abkunft laut werden zu lassen. Das dauerte etliche Jahre, bis daß der hessische Edelmann Heinrich von Homburg, der eine Wallfahrt nach Aachen gelobt hatte, unterwegs durch Kleve kam und den Herzog besuchte, den er von alten Zeiten her kannte. Als er bei Hof einritt, sah er Otto, erkannte ihn augenblicklich und neigte sich, wie es sich vor seinem Herrn gebührte. Der Herzog stand gerade vor seinem Fenster und verwunderte sich über die Ehrerbietung, die seinem Schützen von dem Ritter bewiesen wurde, rief den Gast und erfuhr von ihm die ganze Wahrheit und wie jetzt alles Erbe auf Otto stünde. Da bewilligte ihm der Herzog mit Freuden seine Tochter, und bald zog Otto mit seiner Braut nach Marburg in Hessen ein. (Otto geb. 1322, gest. 1366.)

*

Zum Schluß soll noch eine Reihe verschiedenartiger Sagen dieses Gebietes gebracht werden, deren jede eigenartig ist. Wie das Volk des Mittelalters alle Erscheinungen auf irgendeine bestimmte Tatsache zurückzuführen verstand, zeigt u. a. die Sage von dem Ursprung der Wappen und Schilder der Ritter und hohen Häuser; jedes Geschlecht hat daneben gewöhnlich noch seine besondere Wappensage, die aber meistens eine Erfindung späterer Zeit ist.

234. Ursprung der verschiedenen Wappen. Es ist vor vielen Jahren in Mainz ein mächtiges Geschlecht seßhaft gewesen, die „zum Jungen" benannt. Sie haben gleiche Schilder und Helme mit den Grafen von Neusen geführt, nämlich drei weiße Jägerhörner in einem roten Felde.

Einmal ist in deutschen Landen ein Krieg entstanden und auf der einen Seite ein Graf von Neusen, auf der anderen einer vom Jungen gewesen. Nach der damaligen Sitte hat jeder sein Wappen öffentlich als Erkennungszeichen am Schilde geführt. In einer Schlacht begab es sich, daß der Graf von Neusen und der vom Jungen aufeinanderstießen. Wie der Graf sein Wappen bei dem Gegner sah, meinte er einem seiner Vettern gegenüber zu stehen, verließ ihn deshalb und setzte einem anderen zu. Als er aber hernach erfuhr, daß es einer vom Jungen aus Mainz und kein Graf seines eigenen Geschlechtes gewesen war, gab er sich übel zufrieden, wollte auch nicht länger dulden oder zusehen, daß ein Niedrigerer als der seines Standes ein gleichförmiges Wappen führen und gebrauchen sollte. Der vom Jungen seinerseits ließ dem Grafen berichten, er und seine Voreltern hätten solches Wappen schon länger geführt als das Geschlecht der Grafen von Neusen. Der Streit zwischen beiden Häusern kam zuletzt vor den römischen Kaiser, der nach langem Verhör und genügender Erkundigung einen gütlichen Vergleich zustande brachte. Beide Geschlechter sollten hinfüro Schild und Helm führen wie hergebracht, und der Streit darüber, welches Geschlecht älter sei, gänzlich schweigen. Um aber einen Unterschied in den Wappen herbeizuführen, begabte der Kaiser den zum Jungen nebst seinen Erben mit einer Krone in der Helmzierde. Seit jener Zeit haben die zum Jungen Schild und Helm auf diese Weise geführt. Man weiß nicht genau, unter welchem römischen Kaiser sich diese Geschichte begeben hat, aber vielen Vermutungen ist zu entnehmen, es sei unter den Heinrichen geschehen.

Die Sage von der Gründung von Deutz ist eine Lesart zu den Mäuseturmsagen.

235. Die Gründung von Deutz. Der Graf von Rothenburg ob der Tauber war ein mächtiger Herr. Während einer Teuerung ließ er eine Scheune mit Bettlern und armen Leuten anzünden,

alle miteinander verbrennen und sagte, er hätte damit nur der Welt und der gemeinen Landschaft von diesem, seinem Erachten nach unnützen Volke abhelfen wollen. Aber bald danach fing er an, böse Reue zu empfinden, zog nach Rom und ließ sich vom Papste eine Buße auferlegen. Der Papst hieß ihn ein Kloster errichten, was er gutwillig annahm und ausführte. Er stiftete nämlich das Kloster Deutz, Köln gegenüber, mit Hilfe und Rat seines Bruders, des Erzbischofs Heribert, des ersten Kurfürsten von Köln.

236. Frau von Stein. Der berühmte und verdiente Freiherr vom und zum Stein stammt vom fränkischen Boden. Von seinem Hause berichtet die Limburger Chronik folgende Geschichte, die sich um das Jahr 1380 zugetragen haben soll.

Auf der Burg Stein zu Nassau lebte die edle Witwe des Herrn Johann von Stein. Sie hatte zwei treffliche Söhne und vier Töchter, deren jede einen wackeren Ritter zum Ehegemahl hatte. Eines Tages begab sich, daß alle Kinder und Schwiegersöhne bei der Mutter versammelt waren, und als sie bei Tische saßen, hatte die Mutter also sechs Ritter beisammen an der Tafel. Sie dachte mit Wehmut daran, daß ihr Mann auch ein tapferer Ritter gewesen war; als sie einen nach dem anderen mit Wohlgefallen betrachtete, kam ihr ein heimliches Bangen an, ob es mit der Ehre und Größe ihres Hauses wohl stets so bleiben würde, und sie sprach zu sich selber: „Dieser Ehren ist zu viel", stand auf, ging heimlich fort, und nie hat ein Mensch die Wahrheit erfahren, wohin sie gekommen ist.

Schon seit jeher erzählt sich das Volk von kriegerischen Erscheinungen am Himmel, was übrigens bei den Nachkommen derer, die von dem wie Sturmwind in Lüften vorbeisausenden Wodan und dem auf einem Ziegenbockgespann über die Wolken rasselnden Donar zu berichten wußten, nicht weiter verwunderlich erscheinen kann. So war es auch bei den geistig regsamen und mit glühender Einbildungskraft begabten Franken. Folgende Sage vom Grafen Emmicho spielt in der Nähe des Donnersberges, in den der Graf mit seinen Gesellen gebannt worden sein soll.

237. Die Geisterschlacht. Eine alte Chronik aus dem Anfange des dreizehnten Jahrhunderts besagt: Im Wormsgau wurde an einigen Tagen eine große bewaffnete Schar von hin- und zurückziehenden Reitern gesehen. Sie bildeten wie zu einer be-

liebigen Unterredung bald hier bald dort Trupps und begaben sich um die neunte Stunde zu einem gewissen Berge, von dem man sie auch hatte ausziehen sehen. Endlich näherte sich jemand von den Bewohnern jener Gegend dieser so seltsamen Versammlung, zwar nicht ohne Furcht, aber geschützt durch das Zeichen des Kreuzes. Er beschwor eine Person, die ihm entgegenkam, im Namen des allmächtigen Gottes, ihm die Veranlassung einer derartigen Erscheinung zu offenbaren. Da erwiderte der Gefragte u. a.: „Wir sind keine Gespenster, wie ihr glaubt, auch nicht eine Schar von Soldaten, wie wir scheinen, sondern die Seelen getöteter Kriegsmänner. Die Waffen, die Kleidung und die Pferde sind jetzt Gegenstand der Pein für uns, weil sie uns früher Werkzeuge der Sünde waren, und es ist in Wirklichkeit alles brennend, was ihr an uns seht, obwohl ihr das mit leiblichen Augen nicht unterscheiden könnt."

In einem derartigen Aufzuge soll der im Jahre 1117 getötete Graf Emmicho mit seinen zügellosen Scharen erschienen sein und mitgeteilt haben, er könne von dieser Strafe durch Gebet und Almosen erlöst werden.

* * *

4. Thüringen.

Die Thüringer wohnen im Herzen Deutschlands in lieblichen Gauen; wie ihr Land den Norden mit dem Süden verbindet, so stellen seine Bewohner völkisch eine Brücke zwischen den ernsten bedächtigen Niederdeutschen und den heiteren lebhaften Süddeutschen her; in ihrer Eigenart zeigen sie eine wohlgelungene Mischung von süddeutscher Lebensfreude und norddeutscher Ruhe, slawischer Heiterkeit und deutscher Gemütstiefe. Hier haben Lieder und überhaupt die Musik seit jeher liebevolle Pflege gefunden. Bekannt ist Thüringens Gemütlichkeit, die besonders in den östlichen Gebieten zu gedeihen scheint. Das an Naturschönheiten reiche Land wirkte in dem lebhaften und geistig regsamen Volke schon immer sehr stark auf die Einbildungskraft, so daß sich die Freude an Sagenstoffen entwickeln und herrliche Gebilde schaffen konnte. Hier spielt die Sage vom Tannhäuser und seinen wunderbaren Erlebnissen in dem Berge, vor dem der getreue Eckart als Warner wacht; hier wohnt der verzauberte Kaiser Barbarossa tief im Schoße des Kyffhäusers; hier fand auf der Wartburg der große Sängerkrieg statt, da, wo die thüringischen

Grafen hausten, die so vielfach in der Sage verewigt sind, wie z. B. Ludwig der Eiserne; hier spielen so manche andere Grafensagen, wie die von der Gräfin von Orlamünde und vom Grafen von Gleichen.

Die religiösen Erregungen und Umwälzungen, die das Mittelalter beendeten und die Neuzeit einleiteten, haben viele Überlieferungen aus den älteren Jahrhunderten erstickt, und wenn etwas in die neuere Zeit übernommen ist, so wurde es doch gar zu leicht und häufig mit einem anderen Anstrich bedeckt. Aus diesem Grunde finden wir in den Gegenden, die die Wiege der Reformation gewesen sind, weniger Überlieferungen als in anderen Gebieten.

Wohl kein deutsches Herrscherhaus ist durch die Sage so bekannt geworden wie die Thüringer Landgrafen, ja, man darf sagen, sie sind im Mittelalter mehr durch die Sage als durch die Geschichte berühmt. Ihr Stammvater war Ludwig der Bärtige (gest. 1056). Unter seinen Nachfolgern ragen in der Sage besonders hervor sein Sohn Ludwig der Springer, sein Urenkel Ludwig der Eiserne, ferner Albrecht der Entartete (Unartige), Hermann I. und Ludwig IV., der Heilige, der Gemahl der hl. Elisabeth. Hermann I. hat eine besondere Bedeutung nicht nur für die Sage, sondern für die Dichtung überhaupt. Er war ein geistig hochstehender, für Kunst und Dichtung begeisterter Fürst, der selbst als Dichter in die Reihe der Minnesänger eintrat. In dem berühmten Wartburgkriege wurde er bekanntlich als erster Fürst vor andern gepriesen. Hermann war der Sohn Ludwigs des Eisernen und seiner Gemahlin Judita, einer Schwester Friedrich Barbarossas, dessen Hause der Landgraf Hermann immer treu gesinnt blieb.

*

Die Sagen von Ludwig dem Springer, der von 1076—1123 regierte, knüpfen an seine Verbindung mit der Pfalzgräfin Adelheid von Sachsen an, wodurch heftige Rachefehden mit deren Verwandten hervorgerufen wurden. Für alle Vergehen und rauhen Taten, die man ihm zur Last legte, suchte er in höherem Lebensalter zu sühnen, so besonders durch die Gründung des Benediktinerklosters Reinhardsbrunn (1085).

238. Landgraf Ludwig der Springer. Die Brüder und Freunde Markgraf Friedrichs klagten den Landgrafen Ludwig zu Thüringen und Hessen vor dem Kaiser wegen der frevlen Tat an, die er um eines schönen Weibes willen begangen hatte. Sie brachten auch so viel beim Kaiser aus, daß sie den Landgrafen greifen sollten, wo sie ihn bekommen könnten. Er wurde im Stift Magdeburg getroffen und auf den Gibichenstein bei Halle an der Saale geführt, wo sie ihn über zwei Jahre in einer Kemnate (Steinstube) ohne Fessel gefangen hielten. Als er nun vernahm

daß er nicht mit dem Leben davonkommen möchte, rief er Gott an und verhieß und gelobte zu St. Ulrichs Ehr eine Kirche in seiner neu erkauften Stadt Sangerhausen zu bauen, wenn ihm aus der Not geholfen würde. Weil er aber vor schwerem Kummer nicht aß und nicht trank, wurde er siech und bat, man möchte ihm sein Seelgeräte (seinen letzten Willen) aufsetzen, ehe der Kaiser zu Lande käme und ihn tötete. Er ließ einen seiner vertrauten Diener kommen, mit dem er verabredete, den anderen Tag um Mittag mit zwei Kleppern unter das Haus an die Saale zu kommen und seiner zu warten, wenn er das Seelgeräte habe. Es saßen aber sechs ehrbare Männer bei ihm auf der Kemnate, die sein hüteten. Und als die verabredete Zeit kam, klagte er, daß ihn heftig fröre, zog deswegen viele Kleider an und ging langsam im Gemach auf und nieder. Die Männer spielten vor Langeweile Brett und achteten auf sein Herumgehen nicht. Unterdessen gewahrte er unten seinen Diener mit den zwei Pferden, lief zum Fenster und sprang den hohen Fels in die Saale hinab.

Der Wind führte ihn, daß er nicht hart ins Wasser fiel; da schwamm der Diener mit dem ledigen Hengst zu ihm. Der Landgraf schwang sich zu Pferd, warf einen Teil der nassen Kleider von sich und rannte auf seinem weißen Hengste, den er den Schwan hieß, bis nach Sangerhausen.

Von diesem Sprunge heißt er Ludwig der Springer; er dankte Gott und baute eine schöne Kirche, wie er gelobt hatte. Gott gab ihm und seiner Gemahlin Gnade in ihr Herz, daß sie Reu und Leid ob ihrer Sünde hatten.

239. Wie Graf Ludwig die Wartburg erhielt. Als der Bischof von Mainz den Landgrafen Ludwig, genannt der Springer, taufte, begabte er ihn mit allem Land, das dem Stift zuständig war, von der Hörsel bis an die Werra. Als Ludwig aber zu Jahren kam, baute er die Wartburg bei Eisenach, und man sagte, das wäre so gekommen: Einmal ritt er an die Berge und folgte einem Stück Wild nach, bis an die Hörsel bei Niedereisenach, auf den Berg, wo jetzt die Wartburg liegt; hier wartete er auf Gesinde und Dienerschaft. Der Berg aber gefiel ihm wohl; denn er war steil und fest, dazu oben geräumig und breit genug, darauf zu bauen. Tag und Nacht trachtete er, wie er ihn an sich bringen

möchte, weil er nicht sein war, sondern zum Mittelstein gehörte, den die Herren von Frankenstein innehatten. Er ersann eine List, nahm Volk zusammen und ließ in einer Nacht Erde von seinem Grunde in Körben auf den Berg tragen und ihn ganz damit beschütten, zog darauf nach Schönburg, ließ einen Burgfrieden machen und fing an, mit Gewalt auf jenem Berge zu bauen. Die Herren von Frankenstein verklagten ihn vor dem Reich, daß er sich ihres Eigentums freventlich und mit Gewalt bemächtigte. Ludwig antwortete, er baute auf dem Seinen und es gehörte auch zu dem Seinen, und er wollte einen Richterspruch darüber herbeiführen. Da wurde zu Recht erkannt, wenn er das mit zwölf ehrbaren Leuten erwiese, könnte er es behalten. Und er bekam zwölf Ritter und trat mit ihnen auf den Berg; sie zogen ihre Schwerter aus und steckten sie in die Erde (die er darauf hatte tragen lassen) und schwuren, daß der Graf auf das Seine baute und der oberste Boden seit altersher zum Lande und zur Herrschaft Thüringen gehört hätte. So verblieb ihm der Berg; die neue Burg benannte er Wartburg, weil er auf dieser Stätte seines Gesindes gewartet hatte.

240. Reinhardsbrunn. Als Landgraf Ludwig nach Rom zog und vom Papst Buße für seine und seines Weibes Sünde empfangen hatte, war ihm auferlegt worden, sich der Welt zu begeben und eine Kirche in Unser lieb Frauen und St. Johannes Minne zu bauen, der mit ihr am stillen Freitag unterm Kreuze stand. Also fuhr er wiederum heim in sein Land, übergab seinem Sohne das Reich und suchte eine bequeme Baustätte aus. Und als er einmal von Schönburg nach der Wartburg ritt, saß bei einem großen Brunnen ein Töpfer, der hieß Reinhart. Von dem vernahm der Graf und auch sonst von etlichen Bauern zu Friche-rode, daß sie alle Nacht zwei schöne Lichter brennen sähen, das eine an der Stätte, wo das Münster, das andere, wo St. Johannis Kapelle liegt. Da gedachte der Graf an sein Gelübde und daß Gott die Kirche dahin haben wollte, wie er durch die Lichter offenbarte; er ließ die Stätte räumen und die Bäume abhauen und nahm des Bischofs von Halberstadt Rat zu dem Bau. Als das Gebäude fertig war, nannte er es von dem Töpfer und Brunnen „Reinhartsbrunn"; da liegen die alten Landgrafen zu Hessen und Thüringen größtenteils bestattet.

Ludwig der Eiserne (1140—1172) war der Enkel Ludwigs des Springers. Die von ihm berichteten Sagen sind widerspruchsvoll; nach der einen sollen seine Ritter ihm eine lebendige Mauer um sein Haus gebildet, ihm also treu gedient und ihn geliebt und verehrt haben, nach der andern dagegen soll er von ihnen gefürchtet und gehaßt worden sein. Vielleicht spiegelt sich in der ersten Sage das anfängliche, in den andern das spätere Verhältnis zu seinen Rittern ab.

241. Ludwig der Eiserne baut eine Mauer. Einmal führte der eiserne Landgraf den Kaiser Friedrich Rotbart, seinen Schwager, nach Naumburg aufs Schloß; hier wurde der Kaiser von seiner Schwester freundlich empfangen und blieb eine Zeitlang bei ihnen. Eines Morgens lustwandelte der Kaiser, besah die Gebäude und ihre Umgebung, kam hinaus auf den Berg, der sich vor dem Schloß ausbreitete und sprach: „Eure Burg behagt mir recht, nur daß sie hier vor der Kemnate keine Mauern hat; die sollte auch stark und fest sein.“ Der Landgraf erwiderte: „Um die Mauern sorge ich nicht, die kann ich schnell schaffen, sobald ich ihrer bedarf.“ Da sprach der Kaiser: „Wie bald kann eine gute Mauer hier herum gemacht werden?“ „Schneller als in drei Tagen“, antwortete Ludwig. Der Kaiser lachte und sprach: „Das wäre ja ein Wunder; und wenn alle Steinmetzen des Deutschen Reiches hier beisammen wären, könnte das kaum geschehen!“ — Es war aber die Zeit, wo der Kaiser zu Tisch ging; der Landgraf ließ seinen Schreibern und Dienern heimlich sagen, sie sollten berittene Boten zu allen Grafen und Herren in Thüringen senden und ihnen befehlen, zur Nachtzeit mit wenigen Leuten in der besten Rüstung und Geschmuck auf die Burg zu kommen. Das geschah, und als der Tag anbrach, richtete Landgraf Ludwig es so ein, daß ein jeder auf den Graben um die Burg trat, gewappnet und in Gold, Samt, Seide und Wappenrock geschmückt, als wenn er zu streiten auszöge. Jeder Graf oder Edelmann hatte seinen Knecht vor sich, der das Wappen trug, damit man deutlich jedes Wappen und Kleinod erkennen konnte. So standen alle Dienstmannen rings um den Graben und hielten bloße Schwerter und Äxte in Händen; und wo ein Mauerturm stehen sollte, da stand ein Freiherr oder Graf mit dem Banner. Als Ludwig dies alles stillschweigend bestellt hatte, ging er zu seinem Schwager und sagte, die Mauer, die er sich gestern zu machen

gerühmt hätte, stände bereits fix und fertig. Da sprach Friedrich: „Ihr täuschet mich", und segnete sich, wenn er es etwa mit der schwarzen Kunst zuwege gebracht haben möchte. Doch als er hinaus zum Graben trat und soviel Schmuck und Pracht erblickte, sagte er: „Nun habe ich Zeit meines Lebens keine köstlichere, edlere, treuere und bessere Mauern gesehen; das will ich Gott und euch bekennen, lieber Schwäher; habt immer Dank, daß ihr mir solche gezeigt habt!"

242. Der hartgeschmiedete Landgraf. Zu Ruhla im Thüringer Walde liegt eine uralte Schmiede, und sprichwörtlich pflegte man von langen Zeiten her einen strengen, unbiegsamen Mann zu bezeichnen: Er ist in der Ruhla hart geschmiedet worden.

Landgraf Ludwig zu Thüringen und Hessen war anfänglich ein gar milder und weicher Herr und demütig gegen jedermann. Da fingen seine Junker und Edelinge an, stolz zu werden und ihn und seine Gebote zu verschmähen; aber die Untertanen drückten und schatzten sie aller Enden. Es trug sich einmal zu, daß der Landgraf auf dem Walde jagte und ein Wild antraf, dem er so lange nachfolgte, daß er sich verirrte und von der Nacht überrascht wurde. Er gewahrte schließlich ein Feuer durch die Bäume, richtete sich danach und kam in die Ruhla zu einem Hammer oder einer Waldschmiede.

Der Fürst war mit schlechten Kleidern angetan und hatte sein Jagdhorn umhängen. Der Schmied fragte, wer er wäre. „Des Landgrafen Jäger." Da sprach der Schmied: „Pfui des Landgrafen! Wer ihn nennt, sollte allemal das Maul wischen, des barmherzigen Herrn!" Ludwig schwieg, und der Schmied sagte zuletzt: „Herbergen will ich dich heute; im Schuppen findest du Heu, du magst dich mit deinem Pferde behelfen; aber um deines Herrn willen will ich dich nicht beherbergen!"

Der Landgraf ging beiseite und konnte nicht schlafen. Die ganze Nacht hindurch arbeitete der Schmied, und wenn er so mit dem großen Hammer das Eisen zusammenschlug, sprach er bei jedem Schlage: „Landgraf, werde hart! Landgraf, werde hart wie dies Eisen!" und schalt ihn und sprach weiter: „Du böser, unseliger Herr! Was tust du für die armen Leute? Siehst du nicht, wie deine Räte das Volk plagen und mähren (wühlen) dir

im Munde?" Und er erzählte die liebe lange Nacht, was die Beamten für Unrecht mit den armen Untertanen übten. Klagten diese dann, so wäre niemand, der ihnen Hilfe brächte; denn der Herr nähme es nicht an, die Ritterschaft spottete seiner hinterrücks, nennte ihn Landgraf Metz und hielte ihn gar unwert. „Unser Fürst und seine Jäger treiben die Wölfe ins Garn, und die Amtleute die roten Füchse (die Goldmünzen) in ihre Beutel!" Mit solchen und andern Worten redete der Schmied die ganze lange Nacht zu dem Schmiedegesellen; und wenn die Hammerschläge kamen, schalt er den Herrn und hieß ihn hart werden wie Eisen. Das trieb er bis zum Morgen; aber der Landgraf nahm alles zu Ohren und Herzen und wurde seit der Zeit scharf und ernst in seinem Gemüt, begann die Widerspenstigen zu zwingen und zum Gehorsam zu bringen. Das wollten etliche nicht leiden, sondern bundten (verbündeten) sich zusammen und unterstanden sich gegen ihren Herrn zu wehren.

243. **Ludwig der Eiserne ackert mit seinen Adeligen.** Als nun Ludwig der Eiserne einen seiner Ritter, der sich wider ihn vergangen hatte, mit Krieg überzog, sammelten sich die andern und wollten es nicht leiden. Er stritt mit ihnen bei Naumburg an der Saale, bezwang und fing sie, führte sie zu der Burg und strafte sie hart mit Worten: „Euren geleisteten Eid, den ihr mir geschworen und gelobet, habt ihr schlecht gehalten. Nun könnte ich zwar eure Untreu lohnen; wenn ich es aber täte, spräche man vielleicht, ich tötete meine eigenen Diener; sollte ich euch schatzen, sagte man mir auch Übels nach, ließe ich euch aber los, so achtetet ihr meines Zornes fürder nicht!" Er nahm sie, führte sie auf ein Feld und fand auf dem Acker einen Pflug; dahinein spannte er die ungehorsamen Edelleute zu je vieren, ackerte mit ihnen eine Furche und ließ den Pflug von den Dienern führen; er selbst aber trieb mit der Geißel und hieb, daß sie sich beugten und oft auf die Erde fielen. Wenn eine Furche geackert war, spannte er vier andere ein und pflügte so einen ganzen Acker, den er darauf mit großen Steinen zu einem ewigen Gedächtnis bezeichnen ließ. Den Acker machte er derart zu einer Freistätte, „daß ein jeder Übeltäter, wie groß er auch wäre, frei sein sollte, wenn er darauf käme, und wer diese Freiheit brechen würde, sollte den Hals ver-

loren haben". Er nannte den Acker den Edelacker und führte die Ritter wieder zur Naumburg, wo sie ihm aufs neue schwören und huldigen mußten. Nun wurde der Landgraf im ganzen Lande gefürchtet; und wenn diejenigen, die im Pflug gezogen hatten, seinen Namen nennen hörten, seufzten sie und schämten sich. Die Geschichte erscholl an allen Enden in deutschen Landen, und etliche schalten den Herrn darum und wurden ihm gram; etliche schalten die Beamten, daß sie so untreu waren; etliche meinten auch, sie wollten sich eher haben töten, als in den Pflug spannen lassen; etliche demütigten sich gegen ihren Herrn, denen tat er gut und hatte sie lieb; etliche aber wollten es ihm nicht vergessen und standen ihm heimlich und öffentlich nach Leib und Leben. Und wenn er diese überführte, ließ er sie hängen, enthaupten, ertränken oder in den Stöcken sterben. Darum gewann er viel heimliche Feinde von ihren Kindern und Freunden und ging deshalb mit seinen Dienern stetig in einem eisernen Panzer; darum hieß man ihn den eisernen Landgrafen.

244. Ludwig der Eiserne und der Teufel. Landgraf Ludwig der Eiserne war ein großer Tyrann. Als er im Sterben lag, gab er seinen Freunden den Befehl: „Sobald ich gestorben bin, kleidet mich in die Kutte eines Cisterziensers; aber gebt wohl acht, daß es nicht eher geschieht, als bis ich wirklich tot bin." Als sie ihm gehorchten und er in einem solchen Gewande auf dem Totenbette lag, sagte ein Ritter spöttisch: „Wahrlich, keiner ist meinem Herrn an Tugend gleich. Da er noch ein Ritter war, übertraf er alle an Tapferkeit; jetzt er Mönch geworden ist, stellt er für alle ein Musterbild in der Zucht dar, denn seht nur, wie streng er das Stillschweigen beobachtet, kein einziges Wort spricht er!"

Als die Seele des Landgrafen vom Körper schied, wurde sie dem Teufel vorgeführt. Der saß auf einem feurigen Thron, hielt einen Becher in der Hand und begrüßte den Ankömmling mit den Worten: „Seid willkommen, hoch willkommen, unser lieber Freund!" Und zu den anderen Teufeln gewandt, sprach er: „Zeigt ihm unsere Speisesäle, unsere Apotheken, unsere Keller und bringt ihn dann wieder zu mir!" Nun führte man den Unglücklichen an den Ort der Strafen, wo nichts ist als Heulen und Zähneknirschen,

und als man ihn von dort wieder zurückbrachte, sagte der Fürst zum Fürsten: „Jetzt trinke aus meinem Becher, Freundchen!“ Jener wehrte sich umsonst, und als er trinken mußte, schlugen ihm Schwefelflammen aus Augen, Ohren und Nase. Der Teufel aber sprach: „Jetzt betrachte dir auch meinen Brunnen, der von unergründlicher Tiefe ist!“ Der Deckel wurde hinweggezogen, und der Teufel stieß den Landgrafen hinein.

245. Wie es um Ludwigs Seele beschaffen war. Als Ludwig der Eiserne gestorben war, hinterließ er zwei Söhne, von denen Ludwig sein Nachfolger wurde. Dieser jüngere Ludwig war umgänglicher und menschenfreundlicher als sein Vater und erließ eines Tages folgenden Aufruf: „Wer mir aus ganz sicheren Anzeichen über die Seele meines Vaters Wahrheit verschaffen kann, dem werde ich zur Belohnung ein schönes Hofgut schenken!“ Als das ein armer Ritter hörte, der einen in der Schwarzkunst bewanderten geistlichen Bruder hatte, erzählte er es diesem. Der Geistliche aber erwiderte: „Lieber Bruder, ich habe manchmal den Teufel durch Beschwörungen herbeigerufen und von ihm alles erfahren. was ich wissen wollte, seit langer Zeit jedoch habe ich die Unterredungen mit ihm, wie die heimliche Kunst überhaupt, aufgegeben.“ Als der Ritter aber drängte und meinte, er möchte seiner Armut und der zugesagten Belohnung gedenken, gab der Geistliche endlich nach und rief den Teufel herbei, dem er sagte: „Es ist mir leid, daß ich solange keinen Verkehr mehr mit dir gehabt habe; jetzt aber bitte ich dich, mir zu sagen, wo sich die Seele meines Herrn, des Landgrafen, befindet!“ Auf dieses Verlangen hin leistete der Teufel dem Geistlichen einen schrecklichen Eid, in dem er ihm versicherte, ihn ohne Gefahr für sein Leben zu führen.

Der Geistliche wurde nun in kürzester Frist vor die Tore der Hölle geführt, warf einen Blick hinein und erschaute glühende Orte und Strafen verschiedenster Art. Auf einem zugeschlossenen Brunnen saß ein Teufel von schrecklichem Aussehen. Er entfernte den Deckel des Brunnens, auf dem er saß und blies mit einer ehernen Trompete so entsetzlich in die Tiefe, daß es dem Geistlichen war, als tobte und brüllte die ganze Welt. Daraufhin warf der Brunnen Schwefelflammen aus; nach einer Weile stieg der Landgraf mit den Gluten empor und zeigte sich dem Geistlichen

bis an den Hals: „Siehe, da bin ich, jener unglückliche Landgraf, einst dein Herr. O, daß ich nie geboren wäre!“ Der Geistliche entgegnete: „Ich bin von eurem Sohne geschickt, um Nachricht über euren Zustand einzuholen; wenn euch irgendwie geholfen werden kann, so müßt ihr es mir sagen!“ — „Du siehst, wie mein Zustand ist,“ erwiderte der Landgraf, „doch wisse, wenn meine Söhne jene Kirchengüter“ — er nannte sie mit Namen — „die ich unrechtmäßig an mich gerissen und als Erbgüter hinterlassen habe, zurückerstatten würden, so wäre das für meine Seele in hohem Grade heilsam.“ Da warf der Geistliche ein: „Herr, werden sie mir auch Glauben schenken?“ — „Ich will dir ein Wahrzeichen geben, von dem niemand weiß außer mir und meinen Söhnen.“ Der Geistliche empfing dieses Zeichen, worauf der Landgraf vor seinen Augen wieder in den Brunnen versenkt wurde.

Der Teufel aber brachte den Geistlichen wieder heim. Obwohl er nicht ums Leben gekommen war, sah er doch blaß und hinfällig aus, so daß man ihn kaum wiedererkannte. Er teilte zwar den Söhnen die Worte des Vaters mit, gab ihnen auch das Wahrzeichen, doch sie wollten von einer Rückerstattung jener Güter nichts wissen. Der jüngere Landgraf Ludwig aber erklärte dem Geistlichen: „Ich erkenne das Wahrzeichen an, zweifle auch nicht daran, daß du wahr gesprochen und meinen Vater gesehen hast, darum sollst du die zugesagte Belohnung erhalten.“ Aber daraufhin entgegnete der Geistliche: „Ihr könnt euern Hof behalten; ich denke jetzt nur noch daran, wie ich meine Seele errette.“

Er ließ alles Irdische im Stich und trat in den Orden der Cisterzienser, um alles Weltliche zu vergessen und dadurch der ewigen Strafe zu entgehen.

Der ungarische Zauberer Klingsor wird in Verbindung gebracht mit der Geburt Elisabeths, der Gemahlin des Landgrafen Ludwig von Thüringen, der schon 1227 im fernen Otranto starb. Sie führte später bekanntlich ein zurückgezogenes, der Wohltätigkeit und strengster Buße gewidmetes Leben. Von Elisabeth, die später heilig gesprochen wurde, gehen zahlreiche Legenden um.

246. Die hl. Elisabeth als Kind. Meister Klingsor hatte in der Nacht, als Elisabeth in Ungarn geboren wurde, auf der Wartburg aus den Sternen gelesen, daß sie dem jungen Ludwig

von Thüringen vermählt werden sollte. Im Jahr 1211 sandte der weltberühmte Landgraf Hermann herrliche Boten von Mann und Weib zu dem Könige in Ungarn, um seine Tochter Elisabeth nach Thüringen zu senden und seinem Sohne zum Ehegemahl zu geben. Fröhlich zogen die Boten zu Roß und Wagen und wurden unterwegs herrlich bewirtet, durch welche Landschaft sie auch kamen, und von dem König und der Königin lieblich empfangen, als sie in Ungarn eintrafen. Andreas war ein guter, sittiger Mann; die Königin schmückte ihr Töchterlein mit Gold und Silber zu der Reise und entsandte sie nach Thüringen in silberner Wiege, mit silberner Badewanne und goldenen Ringen, auch köstlichen Decken aus Purpur und Seide, Bettgewand, Kleinoden und allem Hausrat, dazu vieltausend Mark Goldes, bis daß sie groß würde, begabte auch die Boten gar reichlich und ließ dem Landgrafen sagen, er möge getrost und in Frieden leben. Als nun Elisabeth mit ihrer Amme in Thüringen ankam, war sie vier Jahre und Ludwig, ihr Friedel, elf Jahre alt. Sie wurde feierlich und mit großen Ehren empfangen und auf die Wartburg gebracht, auch mit allem Fleiß erzogen, bis die Kinder zu ihren Jahren kamen. Von dem heiligen Leben dieser Elisabeth und den Wundern, die sie im Lande Hessen und Thüringen auf der Wartburg und in Marburg verrichtete, wäre viel zu schreiben.

247. **Heinrich, das Kind von Brabant.** Landgraf und König Heinrich war der Bruder des Landgrafen Ludwig gewesen, hatte die heilige Elisabeth, dessen Witwe, hart behandelt und Hermann, ihren einzigen Sohn, der Sage nach, vergiften lassen. Als nach seinem Tode der thüringisch-hessische Mannesstamm erloschen war, entspann sich langer Zwiespalt um die Erbschaft, wodurch zuletzt Thüringen und Hessen voneinander gerissen wurden. Alle Hessen und auch viele Thüringer erklärten sich für Sophie, Tochter der heiligen Elisabeth und vermählte Herzogin in Brabant, deren unmündigen Sohn, genannt Heinrich das Kind (geb. 1244), sie für ihren wahren Herrn anerkannten. Der Sage nach sollen die roten Streifen an dem hessischen Löwen von den Windeln, worin Sophie ihr Kind gewunden hatte, herrühren, der thüringische Löwe wäre ganz weiß gewesen.

Der Markgraf von Meißen hingegen beanspruchte das Land, weil es aus König Heinrichs Munde, dessen Schwestersohn er war, durch Todesfall an ihn gekommen wäre, und überfiel Thüringen mit Heereskraft. Damals war allenthalben Krieg und Raub im Lande, und als

der Markgraf Eisenach eroberte, soll er einen Mann, der es mit dem hessischen Teil gehalten hatte, von dem Felsen der Wartburg haben herabschleudern lassen; aber in der Luft noch rief dieser laut aus: „Thüringen gehört doch dem Kinde von Brabant!"

Sophia zog aus Hessen vor Eisenach. Als man die Tore verschlossen hatte und sie nicht einlassen wollte, nahm sie eine Axt und hieb in St. Jörgentor, daß man das Wahrzeichen zweihundert Jahre hernach noch in dem Eichenholz sah.

Die Geschichtschreiber erzählen, jener Mann sei ein Bürger aus Eisenach namens Welspeche gewesen, und weil er den Meißnern nicht habe huldigen wollen, zweimal mit der Blide über die Burgmauer in die Stadt geworfen worden, aber unverletzt geblieben. Als er immer standhaft bei seiner Aussage verharrte, wurde er zum drittenmal hinabgeschleudert und verlor sein Leben.

248. Frau Sophiens Handschuh. Als Sophie mit ihrem dreijährigen Sohne aus Brabant nach Hessen kam, zog sie nach Eisenach und hielt eine Aussprache mit Markgraf Heinrich von Meißen, damit er ihr das Land Hessen wieder herausgäbe. Da antwortete der Fürst: „Gern, allerliebste Base, meine getreue Hand soll dir und deinem Sohne unverschlossen sein." Als er so redete, kamen sein Marschall Hellwig von Schlotheim und sein Bruder Reinhard, zogen ihn zurück und sprachen: „Herr, was wollt ihr tun? Und wäre es möglich, daß ihr einen Fuß im Himmel hättet und den andern zu Wartburg; viel eher solltet ihr den aus dem Himmel ziehen und zu dem auf Wartburg setzen!" Also kehrte sich der Fürst wieder zu Sophie und sprach: „Liebe Base, ich muß mich in diesen Dingen bedenken und den Rat meiner Getreuen einholen," und schied von ihr, ohne ihrem Recht zu willfahren. Da wurde die Landgräfin betrübt, weinte bitterlich, zog den Handschuh von ihrer Hand und rief: „O du Feind aller Gerechtigkeit, ich meine dich, Teufel! Nimm hin den Handschuh mit den falschen Ratgebern!" und warf ihn in die Luft. Da wurde der Handschuh weggeführt und nimmermehr gesehen. Auch sollen diese Räte hernachmals keines guten Todes gestorben sein.

*

Albrecht der Entartete (Unartige) regierte von 1265 ab als Landgraf von Thüringen. Infolge Erbstreitigkeiten lebte er mit seinen nächsten Angehörigen in fortwährender Fehde. In der nachfolgenden Sage ist die Rede von seinen zwei Gemahlinnen. Er hat in der Tat nach dem

Tode Margaretes, der Tochter Friedrichs II., Kunigunde von Eisenberg geheiratet, mit der er schon vorher ein Verhältnis unterhielt. Kunigunde wußte ihn zu bestimmen, die Kinder erster Ehe zugunsten ihres eigenen Sohnes von der Erbfolge im eigenen Lande auszuschließen, darunter auch Friedrich mit der gebissenen Wange.

249. Friedrich mit der gebissenen Wange. Landgraf Albrecht der Unartige in Thüringen vergaß aller ehelichen Liebe und Treue an seinem Gemahl und hing sich an ein anderes Weibsbild, Gunda von Eisenberg genannt. Der Landgräfin hätte er gerne Gift gegeben, konnte aber nicht dazu kommen; darum verhieß er einem Eselstreiber, der ihm auf der Wartburg täglich das Küchenholz zuführte, Geld, daß er ihr nachts den Hals brechen sollte, als ob es der Teufel getan hätte. Als nun die dazu bestimmte Zeit kam, ward dem Eselstreiber bange, und er gedachte: „Ob ich wohl arm bin, habe ich doch fromme, ehrliche Eltern gehabt; soll ich nun ein Schalk werden, und meine Fürstin töten?“ Endlich mußte er daran und wurde heimlich in der Landgräfin Kammer geleitet, aber da fiel er vor dem Bette zu ihren Füßen und sagte: „Gnade, liebe Frau!“ Sie sprach: „Wer bist du?“ Er nannte sich. „Was hast du getan, bist du trunken oder wahnsinnig?“ Der Eselstreiber antwortete: „Schweiget und ratet mir! Denn mein Herr hat mir geheißen, euch zu töten. Was fangen wir jetzt an, daß wir beide das Leben behalten?“ Da sprach sie: „Gehe und heiße meinen Hofmeister zu mir kommen!“ Der Hofmeister gab ihr den Rat, sich zur Stunde aufzumachen und von ihren Kindern zu scheiden. Da setzte sich die Landgräfin an ihrer Söhnlein Bette und weinte; aber der Hofmeister und ihre Frauen drangen in sie, zu eilen. Weil es nun nicht anders sein konnte, segnete sie ihre Kinder, ergriff das älteste, namens Friedrich, und küßte es oftmals, und aus sehnlichem mütterlichen Herzen biß sie ihn in eine Backe, daß er davon eine Narbe bekam, die er zeitlebens behielt. Selbst als er schon erwachsen war, nannte man ihn „Friedrich mit der gebissenen Wange“. Da wollte sie den andern Sohn auch beißen; das wehrte ihr der Hofmeister und sprach: „Wollt ihr die Kinder umbringen?“ Sie sprach: „Ich habe ihn gebissen, daß er an meinen Jammer und dieses Scheiden gedenkt, wenn er groß wird.“

Also nahm sie ihre Kleinode und ging aufs Ritterhaus, wo

sie der Hofmeister mit einer Frau, einer Magd und dem Eselstreiber an Seilen das Fenster hinabließ. Noch dieselbe Nacht flüchtete sie auf den Kreinberg, der dazumal dem Hersfelder Abt gehörte; von da ließ sie der Amtmann bis nach Fulda geleiten. Der Abt empfing sie ehrbarlich und ließ sie sicher bis gen Frankfurt bringen, wo sie in einem Jungfrauenkloster Herberge nahm, aber schon im folgenden Jahre vor Jammer starb. Sie liegt zu Frankfurt begraben.

250. Markgraf Friedrich läßt seine Tochter säugen. Dieser Friedrich mit dem Biß führte später Krieg wider seinen Vater und den römischen König und war auf der Wartburg eingeschlossen; denn seine Gegner hielten die Stadt Eisenach hart besetzt. In dieser Not gebar ihm seine Gemahlin eine junge Tochter. Als sie acht Tage alt war und er nicht länger auf der Burg aushalten konnte, setzte er sich mit dem Hofgesinde, der Amme und dem Töchterlein selbzwölft auf Pferde; sie ritten nachts von der Burg in den Wald, doch nicht so heimlich, daß es nicht die Eisenacher Wächter gewahrt hätten; diese jagten ihnen schnell nach, und auf der Flucht begann das Kindlein heftig zu schreien und zu weinen. Da rief Friedrich der Amme zu, die er vor sich herreiten ließ, was dem Kinde wäre, sie sollte es zum Schweigen bringen. Die Amme sprach: „Herr, es schweigt nicht, wenn es nicht gesäugt wird.“ Da ließ er den ganzen Zug halten und sagte: „Um dieser Jagd willen soll meine Tochter nichts entbehren, und kostete es ganz Thüringerland!“ Er hielt mit dem Kinde und stellte sich mit den Seinen so lange zur Wehr, bis sich die Tochter satt getrunken hatte; und es glückte, daß er die Feinde abhielt und ihnen hernach entrann.

*

251. Die Schwanringe zu Plesse. Die Herren von Schwanring zogen aus einem fremden Lande in die Gegend von Plesse und wollten sich niederlassen. Im Jahre 892 bekamen sie Fehde mit denen von Beverstein. Es waren ihrer drei Brüder: Siegfried, Sieghart und Gottschalk von Schwanring, und sie führten Schwanflügel und Ring in ihren Schilden. Bodo von Beverstein erschoß den Sieghart mit einem Pfeil und floh vor der Rache der Brüder nach Finnland, wo er sich niedersetzte. Die anderen

Beversteine legten eine feste Burg an gegen die Schwanringe, Hardenberg oder Beverstein genannt. Gottschalk und Siegfried gingen aber damit um, eine Gegenburg anzulegen. Eines Tages jagten sie von Hökelheim aus in dem hohen Wald (der auch Langforst oder Plessenwald heißt), und mit ihnen war ihr Bastardbruder, Heiso Schwanenflügel, ein guter, listiger Jäger, der Wege und Stege in Feld und Holz wohl kannte; der wußte von den Anschlägen der Hardenberger. Er ersah ein gutes Plätzchen an der Leine und wies es seinen Brüdern; sie sprachen: „Wohlan, ein gut gelegen Plätzchen! Hier wollen wir Haus, Burg und Feste bauen." Also bauten sie an demselben Flecken; das Haus wurde „Plätzken" und nach und nach Plessen genannt; endlich nahmen die Schwanringe selbst den Namen deren von Plesse an. Der Streit mit den Hardenbergern wurde friedlich beigelegt.

Die Schäfer zeigen noch die Stelle, wo Sieghart erschossen wurde (zwischen den Dörfern Angerstein und Parnhofen), und fügen hinzu, daß hier vorzeiten ein steinernes Kreuz gestanden habe, das Schwanringer Kreuz genannt.

252. Die Gräfin von Orlamünde. Graf Otto zu Orlamünde starb 1340 (nach andern 1275, 1280, 1298) mit Hinterlassung seiner jungen Witwe Agnes, einer geborenen Herzogin von Meran, von der er zwei Kinder, ein Söhnlein von drei und ein Töchterlein von zwei Jahren hatte. Die Witwe saß auf der Plassenburg und dachte daran, sich wieder zu vermählen. Einstens wurde ihr die Rede Albrechts des Schönen, Burggrafen zu Nürnberg, hinterbracht, der gesagt hatte: „Gern wollte ich dem schönen Weib meinen Leib zuwenden, wo nicht vier Augen wären!" Die Gräfin glaubte, er meinte damit ihre zwei Kinder und sie ständen der neuen Ehe im Wege.

Blind von ihrer Leidenschaft, trug sie einem Dienstmanne Hayder oder Hager auf und gewann ihn mit reichen Gaben, daß er die beiden Kindlein umbringen möchte. Nun haben die Kinder diesem Meuchelmörder geschmeichelt und ihn ängstlich gebeten:

Lieber Hayder, laß mich leben,
Ich will dir Orlamünden geben,
Auch Plassenburg des neuen,
Es soll dich nicht gereuen!

sprach das Knäblein; das Töchterlein aber sagte:

Leiber Hayder, laß mich leben,
Ich will dir alle mein Docken (Puppen) gaben!

Der Mörder wurde hierdurch aber nicht gerührt und vollbrachte die Untat; als er später noch andere Bubenstücke ausgerichtet hatte und gefangen auf der Folter lag, bekannte er, so sehr ihn der Mord des jungen Herrn reute, der in seinem Anbieten doch schon gewußt hätte, daß er Herrschaften auszuteilen gehabt hätte, so gereute ihn noch hundertmal mehr, wenn er der unschuldigen Kinderworte des Mädleins gedächte. Die Leichname der beiden Kinder wurden im Kloster Himmelskron beigesetzt und den Pilgrimen zum ewigen Andenken der Begebenheit als ein Heiligtum gewiesen.

Nach einer andern Sage soll die Gräfin die Kinder selbst getötet und zwar Nadeln in ihre zarten Hirnschalen gesteckt haben. Der Burggraf aber hatte unter den vier Augen die seiner beiden Eltern gemeint und heiratete hernach die Gräfin dennoch nicht. Einigen zufolge ging sie, von ihrem Gewissen gepeinigt, barfuß nach Rom und starb, als sie heimkehrte, vor der Himmelskroner Kirchtür. Noch gewöhnlicher aber wird erzählt, daß sie in Schuhen, inwendig mit Nadeln und Nägeln besetzt, anderthalb Meilen von Plassenburg nach Himmelskron ging und gleich beim Eintritt in die Kirche tot niederfiel. Ihr Geist soll in dem Schlosse umgehen.

253. **Der Graf von Gleichen.** Die Doppelehe des Grafen von Gleichen, die halb Sage und halb Geschichte ist, hat schon die heftigsten wissenschaftlichen Streitigkeiten hervorgerufen und Gegensätze zwischen dem kindlichen aber zähen Volksglauben und dem Zweifel der Gelehrten geschaffen, die heute noch von keinem Forscher vollständig beseitigt werden können.

Manlius erzählt in seinem 1562 herausgegebenen Reisesammelwerke die Sage von der Doppelehe des Grafen von Gleichen in folgender Weise:

Ein Graf von Gleichen, den viele Leute in Erfurt gekannt haben, hatte mit seiner Gemahlin ein ehrbares Leben geführt. Als er an einem Kriege gegen die Türken teilnahm, wurde er in einem Treffen gefangen genommen und vom Sultan in die Türkei geführt. Nachdem er dort längere Zeit in Gefangenschaft zugebracht hatte und zu anstrengenden ländlichen Arbeiten verwendet worden war, sah ihn des Sultans Tochter, als sie lustwandelte, trat sogleich an ihn heran und fragte ihn, auf welche Weise er dorthin gekommen wäre. Wie sie sich mit ihm unterhielt, wurde sie von

seiner Gestalt und Gewandtheit so eingenommen, daß sie von Liebe zu ihm ergriffen wurde. Sie machte ihm deshalb den Vorschlag, ihn gegen das Versprechen der Ehe aus der Gefangenschaft zu befreien und mit ihm in seine Heimat zu fliehen. Als der Graf ihr hierauf entgegnete, daß er bereits eine Gattin und Kinder in seiner Heimat besäße, antwortete sie ihm, das könnte kein Hindernis sein, weil die türkische Sitte es mit sich brächte, daß ein Mann zwei oder mehrere Frauen hätte. Auf diese Äußerung hin erklärte sich der Graf gern einverstanden und versprach ihr Treue. Die Sultanstochter bewirkte hierauf sofort seine Befreiung und ging mit ihm davon. In Venedig fand er einen seiner Diener, der ihn schon lange gesucht hatte und von dem er erfuhr, daß es seiner Gemahlin wie den Kindern und der übrigen Familie wohl erginge. Nachdem der Graf das vernommen, begab er sich nach Rom und trug den ganzen Verlauf der Sache dem Papste vor, wie er nämlich der Sultanstochter Treue gelobt hätte, um seinen Leib zu retten, nicht aber aus Begehrlichkeit und Sinnenlust. Der Papst erteilte ihm deshalb Freiheit und Vergebung, ließ ihm auch einen Ablaßbrief ausfertigen, worauf der Graf in seine Heimat zurückkehrte.

Die Gattin nahm den Heimgekehrten mit Freuden wieder an, ohne sich durch dessen Verhältnis zur türkischen Fürstin verletzt zu fühlen, vielmehr widmete sie dieser, der sie ja den Besitz des teuren Gemahls verdankte, innige Liebe. Die Fürstin fügte sich auch ihrerseits leicht in die Gräfin, so daß beide in der größten Freundschaft und ohne allen Zwiespalt das Leben miteinander verbrachten. Gott aber, der diese Ehe gnädig gestattete, beglückte die wahre oder frühere Gemahlin mit reichem Kindersegen, während der türkischen Fürstin Kinder versagt blieben; doch zog diese gleich einer Dienerin die Kinder der Gräfin auf und pflegte sie mit treuer Liebe.

Das Denkmal befindet sich noch heute in Erfurt. Auf ihm stehen die beiden Frauen des Grafen, die Fürstin mit einer marmornen Krone geschmückt, die Gräfin mit unbedecktem Haupte und mit ihren Kindern zu ihren Füßen.

254. Hermann von Treffurt. In der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts lebte zu Treffurt der Ritter Hermann von Treffen, der gern auf die Buhlschaft ging und viele ehrbare

Frauen und Jungfrauen um ihre Ehre brachte, so daß kein Mann in seinem Gebiet seine Tochter über zwölf Jahre daheim behalten durfte. Daneben aber war er andächtig, ging fleißig in die Messe und sprach auch die Gezeiten St. Marien mit großer Andacht.

Dieser Ritter Hermann hat einstmals zu seiner Buhlschaft reiten wollen und zuvor, seinem Gebrauch nach, die Gezeiten St. Marien mit großer Andacht gesprochen. Als er nun in der Nacht im Finstern allein über den Hellerstein geritten ist, hat er des rechten Weges gefehlt und ist auf den hohen Felsen des Berges gekommen, wo das Pferd zwar stutzte, der Ritter aber meinte, es scheute vor irgendeinem Tier; er gab ihm deswegen im Zorn die Sporen, so daß das Roß mit ihm den hohen Felsen hinabgesprungen und tot gefallen ist, auch der Sattel mitsamt dem Schwert in der Scheide in viele Stücke zerbrach. Der Ritter aber hat in dem Falle noch die Mutter Gottes angerufen, und es hat ihn gedeucht, als werde er von einer Frau aufgefangen, die ihn sanft und unverletzt auf die Erde gesetzt habe.

Nach dieser wunderbaren Errettung ist er nach Eisenach in ein Kloster gegangen, hat sein Leben gebessert, all sein Gut um Gottes willen von sich gegeben und als ein Mönch barfuß und in Wolle sein Brot gebettelt. Auch als 1347 sein Tod herannahte, hat er sein Ruhebettlein nicht bei andern frommen Christen haben, sondern an einem heimlichen, unsaubern Orte zwischen der Liebfrauenkirche und der Stadtmauer begraben sein wollen, um seine unreinen Taten desto härter zu büßen, wie auch geschehen ist.

255. Henneberg. Ein Herr von edlem Geschlechte zog um in Deutschland, suchte Frieden und eine bequeme Stätte, um zu bauen; da kam er nach Franken an einen Ort und fand einen Berg im Lande, der ihm gefiel. Als er nun hinritt, um ihn zu beschauen, flog vor ihm eine Birkhenne auf, die hatte Junge; die nahm er sich zum Wappen, nannte den Berg Hennenberg und baute ein schönes Schloß darauf. An dem Berge war eine Köre (Kehre, wo man den Pflug wendet?), da baute er seinen Dienern eine schöne Wohnung und nannte sie „von der Köre".

256. Das sächsische Wappen. Herzog Heinrich der Löwe hatte sein Herzogtum Sachsen verloren, nachdem er von Kaiser

Friedrich I. in die Acht erklärt worden war. Mit diesem Herzogtum wurde Bernhard von Askanien belehnt, der nunmehr den Kaiser um ein Unterscheidungszeichen seines Wappens bat. Friedrich I., der wegen der großen Hitze statt der Krone gerade einen Rautenkranz auf dem Haupte trug, warf diesen als künftiges Wappenzeichen schräg über Bernhards Schild.

Eine andere Sage erzählt: Herzog Bernhard trat auf der Heimkehr von einer Pilgerfahrt zu Venedig bei einem reichen Handelsherrn in Dienst, um sein Leben zu fristen, da ihm das Geld ausgegangen war. Hier knüpfte er ein Liebesverhältnis mit der Tochter des Handelsherrn an. Als er wieder fortzog, verehrte ihm diese zum Abschied einen grünen Kranz. Er trennte ihn in zwei Hälften, die eine hing er über seinen Schild, die andere aber gab er als Andenken zurück.

* * *

5. Sachsen und Friesen.

Die Sachsen und Friesen nehmen den nordwestlichen Teil unseres Vaterlandes bis weit ins Herz Deutschlands hinein für sich in Anspruch. Sie sind ein ernster und ruhiger Menschenschlag, von jeder leichten Erregbarkeit und jedem hitzigen Feuer frei, immer derb und kräftig in Wort und Tat, abgeschlossen nach außen sowohl landschaftlich wie seelisch, schwer nahbar, zugeknöpft, allem Fremden abhold und jedem Neuen schier unzugänglich. In keinem andern deutschen Gebiete fand die Einführung des Christentums solchen Widerstand; es sei nur an die dreißigjährigen Sachsenkriege Karls des Großen erinnert. In keinem Stamme waren die Kämpfe gegen das Kaisertum, wenn das Volk sich im Unrecht glaubte, so erbittert wie im Friesen- und Sachsenlande; man denke nur an die Sachsenkriege Heinrichs IV. In keinem deutschen Stamme hat sich das fremde römische Recht so schwer eingeführt wie in Sachsen und Friesland; darum gibt es auch in keiner Gegend Deutschlands solche Rechtssagen, wie sie z. B. oben unter Karl dem Großen von den Friesen mitgeteilt wurden, nirgends ein so zähes und unverrückbares Festhalten an alter Sitte, überkommenem Brauch und ererbtem Herkommen wie in Nordwestdeutschland und den angrenzenden verwandten Gebieten. Der Sachse und Friese leidet lieber alles, gar das Schlimmste, als daß er sich seine alten Gewohnheiten nehmen oder verkümmern läßt.

. . . Offen, grad,
Schnurstracks, so wandeln sie den Pfad;

Stark, fest in dem, was sie erfaßt,
Doch ruhig immer, nie in Hast,
Dann aber zäh und unverdrossen . . .

So besingt Müller von Königswinter die Leute des Landes recht treffend.

Diese Eigenart des Menschen stimmt mit der des Landes überein, ist vielmehr von dieser beeinflußt. Der Niedersachse und Friese hat Jahrhunderte, Jahrtausende harten Kampfes hinter sich mit der Unwirtlichkeit des Moor-, Heide- und Sandbodens, Jahrtausende unaufhörlichen Kampfes mit den furchtbaren Wogen des Meeres, mit den Unbilden des nordwestdeutschen Winters. Auf solcher Grundlage erwuchsen hier neben den schon genannten Eigenschaften allerdings noch Argwohn und Mißtrauen, aber auch ein starkes und gesundes Selbstbewußtsein und undämpfbarer Freiheitsdrang.

Wie andere Völker und Stämme, so haben auch die Sachsen ihre Stammsagen; Gelehrtes und Volkstümliches ist darin gemischt.

257. Ursprung der Sachsen. Nach einer alten Volkssage sind die Sachsen mit ihrem ersten König Aschanes (Askanius) mitten im grauen Walde bei einem süßen Springbrünnlein aus dem Harzfelsen herausgewachsen. Unter den Handwerkern hat sich noch heutzutage der Reim erhalten:

Darauf so bin ich gegangen nach Sachsen,
Wo die schönen Mägdlein auf den Bäumen wachsen;
Hätt' ich daran gedacht,
So hätt' ich mir eins davon mitgebracht.

Aventin schon leitet merkwürdigerweise den Namen der Germanen von germinare, auswachsen, ab, weil die Deutschen auf den Bäumen gewachsen sein sollen.

258. Abkunft der Sachsen. Man liest, daß die Sachsen weiland Männer des wunderlichen Alexander waren, der die Welt in zwölf Jahren bis an ihr Ende eroberte. Als er nun zu Babylon umgekommen war, teilten sich vier Männer in sein Reich, die alle Könige sein wollten; die übrigen fuhren in der Irre umher, bis ihrer ein Teil mit vielen Schiffen nieder zur Elbe kam, wo damals die Thüringer saßen. Nun erhub sich ein Krieg zwischen den Thüringern und Sachsen. Diese trugen große Messer, womit sie die Thüringer treuloserweise bei einer Zusammenkunft, die sie zur Aussprache über den Frieden vereinbart hatten, erschlugen. Von den scharfen Messern wurden sie Sachsen geheißen (Sachs = Kurzschwert). Ihr Mut tat den Römern Leids genug; so

oft Cäsar glaubte, sie überwunden zu haben, standen sie doch wieder gegen ihn auf.

259. Herkunft der Sachsen. Ehe die alten Sachsen, die die Thüringer vertrieben, in ihr Land kamen, waren sie in Alexanders Heer gewesen, der auch mit ihrer Hilfe die Welt bezwang. Nach Alexanders Tode mochten sie sich den Fremden nicht unterwerfen und schifften sich auf 300 Kielen ein. Diese verdarben alle bis auf 54, von denen 18 nach Preußen, 12 nach Rugien und 24 nach Sachsen gelangten. Und weil ihrer nicht so viel waren, daß sie Ackerbau treiben konnten, und auch die thüringischen Herren sie schlugen und vertrieben, ließen sie die Bauern ungeschlagen wohnen und bestätigten ihnen den Acker zu solchem Rechte, wie es noch die Lassen haben. Von diesen stammen die Lassen, und von den Lassen, die ihr Recht verwirkten, sind die Tagwerker gekommen.

Die Sachsen verstanden keine Schiffahrt, darum verdarben auch ihre Kiele. Preußen war damals noch eine Wildnis; in diesem Lande wurden die Sachsen Heiden. Von den Sachsen, die nach Rugien kamen, stammen die Stormere, Dithmarsen, Holsten und Hadeler. Die in das eigentliche Sachsen kamen, wurden Steine genannt; denn im Griechischen heißt Saxum ein Kieselstein, und die Sachsen gleichen in ihren Streiten den Kieselsteinen.

Unter den Thüringern sind aber nicht die aus der Landgrafschaft von Thüringen gebürtigen Leute gemeint, denn diese sind Sachsen, sondern die Notthüringer, und das waren Wenden. Sie wurden von den Sachsen fortan Notdöringe genannt, das ist so viel wie Nottörichte oder Törichte; denn sie waren streittoll und töricht.

In einer Anzahl von Überlieferungen sind die hartnäckigen Kämpfe geschildert, die die Sachsen mit den Nachbarn geführt haben; eine davon möge hier folgen, weitere sind bei den Thüringern mitgeteilt.

260. Die Sachsen und die Thüringer. Die Sachsen zogen aus und kamen mit ihren Schiffen an den Ort, der Hadolava heißt. Hier waren ihnen die Landeseinwohner, die Thüringer zuwider und stritten heftig. Allein die Sachsen behaupteten den Hafen, und es wurde ein Bund geschlossen, die Sachsen sollten kaufen und verkaufen können, was sie beliebten, aber abstehen

von Menschenmord und Länderraub. Dieser Friede wurde nun auch viele Tage gehalten. Als aber den Sachsen Geld fehlte, dachten sie, das Bündnis wäre unnütz. Und es geschah, daß einer ihrer Jünglinge aus den Schiffen ans Land trat, mit vielem Gold beladen, mit güldenen Ketten und güldenen Spangen. Ein Thüringer begegnete ihm und sprach: „Was trägst du soviel Gold an deinem ausgehungerten Halse?“ — „Ich suche Käufer“, antwortete der Sachse, „und trage dieses Gold bloß des Hungers halber, den ich leide. Wie sollte ich mich an Gold vergnügen?“ Der Thüringer fragte, was es gelten sollte, worauf der andere sagte: „Mir liegt nichts daran, du sollst mir geben, was du selber magst!“ Lächelnd erwiderte jener: „So will ich dir dafür deinen Rock mit Erde füllen!“; denn es lag an dem Orte gerade viel Erde angehäuft. Der Sachse hielt also seinen Rock auf, empfing die Erde und gab das Gold hin; sie schieden voneinander, ihres Handels beide froh.

Die Thüringer lobten ihren Stammesgenossen, weil er um so schlechten Preis so vieles Gold erlangt hatte; der Sachse aber kam mit der Erde zu den Schiffen und rief, als ihn etliche töricht schalten, sie möchten ihm folgen, bald würden sie seine Torheit gut heißen. Wie sie ihm nun nachfolgten, nahm er Erde, streute sie fein dünne auf die Felder aus und bedeckte einen großen Raum. Die Thüringer aber, die das sahen, schickten Boten und klagten über Friedensbruch. Die Sachsen ließen sagen: „Den Bund haben wir jederzeit und heilig gehalten; das Land, das wir mit unserm Golde erworben, wollen wir ruhig behalten oder es mit den Waffen verteidigen.“ Hierauf verwünschten die Einwohner das Gold, und den sie kürzlich gepriesen hatten, nannten sie jetzt ihres Unheils Ursacher. Die Thüringer rannten nun zornig auf die Sachsen ein, diese aber behaupteten das umliegende Land durch das Recht des Krieges.

Nachdem von beiden Teilen lange und heftig gestritten war und die Thüringer unterlagen, kamen sie überein, an einem bestimmten Ort des neuen Friedens wegen zu beraten, jedoch ohne Waffen. Bei den Sachsen nun war es hergebrachte Sitte, große Messer zu tragen, und diese nahmen sie unter ihren Kleidern auch in die Versammlung mit. Als sie ihre Feinde so wehrlos und ihre Fürsten alle gegenwärtig sahen, achteten sie die Gelegenheit

für gut, um sich des ganzen Landes zu bemächtigen, überfielen die Thüringer unversehens mit Messern und erlegten sie alle, daß auch nicht einer überblieb. So erlangten die Sachsen großen Ruf, und die benachbarten Völker huben sie zu fürchten an. Und verschiedene leiten den Namen von dieser Tat ab, weil solche Messer in ihrer Sprache Sachse hießen.

261. Helgoland und die Seeräuber. Die Insel Helgoland, die früher Farria oder Fositesland genannt wurde, soll zuerst von Eilbert gefunden und durch Anlegung eines Klosters wohnbar gemacht worden sein. Die Einwohner bedienten sich des Strohes und der Schiffstrümmer zum Feuern. Wenn Seeräuber, so erzählten sich die Schiffer, von dort Beute hinwegführten, so kamen sie, auch wenn die Beute noch so gering war, entweder in kurzer Zeit durch Schiffbruch ums Leben oder wurden von Feinden erschlagen; keiner aber kehrte unbeschadet nach Hause zurück. Darum pflegten sie den auf der Insel lebenden Einsiedlern den zehnten Teil ihrer Beute unter großer Ehrerbietung darzubringen.

Die Küstenbewohner der Nordsee waren seit jeher seetüchtig; die Taten der Wikinger, Jüten, Angeln und Sachsen zeugen uns dafür. Diese Völker sind es gewesen, die die ersten Nordlandsfahrten weit vor dem durch die Geschichte erhellten Zeitalter unternahmen, was sich wieder in der Überlieferung niedergeschlagen hat. Reiseberichte waren von jeher der Tummelplatz von Naturwundern.

262. Nordlandreise der Friesen. Nach den Erzählungen des Erzbischofs Adalbert von Bremen sind in den Tagen seines Vorgängers adelige Männer aus Friesland gegen Norden gesteuert, um das Meer zu durchschweifen. Unter den Bewohnern jenes Landes ging die Rede, wenn man von der Mündung der Weser in gerader Richtung nach Norden zu ausliefe, träfe man kein Land, sondern nur den unbegrenzten Ozean. Um diese so auffallende Erscheinung zu ergründen, hatten sich diese Genossen miteinander verbunden und liefen mit fröhlichem Jubelgeschrei aus. Sie ließen auf einer Seite Dänemark, auf der anderen Britannien liegen und gelangten zu den Orchaden. Nachdem sie auch diese linker Hand hinter sich gelassen hatten, kamen sie nach langer Irrfahrt zum eisigen Island. Während sie von da aus, das Meer durchforschend, auf die äußerste Axe des Nordens zueilten, verfielen sie plötzlich in jene schwarze Finsternis des starrenden Ozeans, die mit dem Auge kaum zu durchdringen war. Hier

hatte der Ozean gleichsam die geheimnisvollen Anfänge seiner Quelle. Die unglücklichen Seefahrer, die bereits verzweifelten und nur an den Tod dachten, wurden mit der heftigsten Gewalt nach jenem Schlunde gezogen, der alle Rückströmungen verschlingt und wieder ausspeit, was man die wechselnde Flut zu nennen pflegt. Als die Seefahrer nur noch die Barmherzigkeit Gottes anflehten, daß er ihre Seelen annehmen möchte, riß jene zurücklaufende Gewalt des Meerstromes einige Schiffe hinweg, die übrigen aber trieb der wiederausspeiende Auslauf des Wassers weit von den andern hin. Mit aller Anstrengung rudernd, unterstützten sie die Macht der sie forttreibenden Strömung und wurden so vom sicheren Tode errettet.

Nachem sie nun der gefahrdrohenden Finsternis und dem Lande der Kälte entronnen waren, landeten sie unverhofft auf einer Insel, die rings mit sehr hohen Klippen wie eine Stadt mit Mauern umgeben war. Sie fanden dort Menschen, die in unterirdischen Höhlen verborgen lagen und vor deren Türen eine unermeßliche Menge von goldenen Gefäßen und von solchen Metallen aufgespeichert war, die von den Sterblichen für selten und kostbar gehalten werden. Die Ruderer nahmen von diesen Schätzen, soviel sie fortbringen konnten, und kehrten eiligst zu den Schiffen zurück. Plötzlich sahen sie Menschen von wunderbarer Größe hinter sich herkommen, Zyklopen genannt; vor ihnen liefen Hunde her, die die gewöhnliche Größe weit überschritten. Die Hunde stürzten heran und rissen einen von den Genossen hinweg, der augenblicklich vor ihren Augen zerfleischt wurde. Die anderen Seefahrer aber entkamen in die Schiffe und entrannen so der Gefahr, doch verfolgten die Riesen sie bis beinahe auf die hohe See hinaus.

Von Glück geleitet, gelangten die Friesen bis nach Bremen, wo sie dem Erzbischof Alebrand alles erzählten und dem Herrn im Himmel Dankopfer darbrachten.

263. Des Teufels goldenes Haus. St. Wolfram hatte im Schlafe ein Gesicht, das ihm gebot, den Friesen das Evangelium zu predigen. Er kam mit einigen Gefährten nach Friesland. Es war aber Sitte bei den Friesen, daß, wen das Los traf, den Göttern geopfert wurde. Diesmal fiel das Los auf einen Knaben,

Occo genannt. Als St. Wolfram sich ihn vom Fürsten Radbod ausbat, antwortete dieser: „Er sei dein, wenn dein Christus ihn vom Tode errettet!“ Als sie ihn aber zum Galgen schleppten, betete Wolfram; sogleich riß der Strick, der Knabe fiel zur Erde, stand unverletzt und wurde getauft.

Die Weise aber, wie Radbod vom Teufel betrogen wurde, erzählt der genannte Occo folgendermaßen:

Der Teufel erschien ihm in Engelsgestalt, um das Haupt eine Goldbinde mit Gestein besetzt und in einem aus Gold gewirkten Kleide. Als Radbod auf ihn hinsah, sprach der Teufel zu ihm: „Tapferster unter den Männern, was hat dich also verführt, daß du abweichen willst von dem Fürsten der Götter? Wolle das nicht tun, sondern beharre bei dem, was du gelernt hast; du sollst in goldne Häuser kommen, die ich dir in alle Ewigkeit zum Eigentum geben will. Gehe morgen zu Wolfram, dem Lehrer der Christen, und befrage ihn, welches jene Wohnung der ewigen Klarheit sei, die er dir verspricht. Kann er sie dir nicht augenscheinlich dartun, dann mögen beide Teile Abgeordnete wählen, und ich will auf der Reise ihr Führer sein und ihnen das goldene Haus und die schöne Wohnung zeigen, die ich dir bereitet habe.“ Wie Radbod erwachte, erzählte er alles dem heiligen Wolfram, der sagte, Satanas wollte ihm ein Gaukelspiel vormachen. Der Fürst antwortete, er wollte Christ werden, wenn sein Gott ihm jene Wohnung nicht zeigte. Sogleich wurde ein Friese von seiner Seite und ein Diakonus von seiten Wolframs ausgesandt, die etwas von der Stadt entfernt einen Reisegefährten fanden, der ihnen sagte: „Eilt schnell, denn ich zeige euch die schöne, dem Herzog Radbod bereitete Wohnung!“ Sie gingen auf breitem Wege durch unbewohnte Örter und sahen einen Weg mit verschiedenen Arten glatten Marmors aufs schönste geziert. Von ferne sahen sie ein Haus glänzen wie Gold und kamen zu einer mit Gold und edlem Gestein gepflasterten Straße, die zum Hause führte. Als sie das Haus betraten, fanden sie es von wunderbarer Schönheit und unglaublichem Glanze und in ihm einen Thron von erstaunlicher Größe. Und der Führer sprach: „Das ist die dem Herzog Radbod bereitete Wohnung!“ Darauf antwortete der Diakonus staunend: „Wenn das von Gott gemacht ist, wird es ewig bestehen, wenn vom Teufel, muß es schnell ver-

schwinden." Sogleich bezeichnete er sich mit dem Zeichen des Kreuzes, und nun verwandelte sich der Führer in den Teufel, das goldene Haus in Kot, und der Diakon befand sich mit dem Friesen inmitten von Sümpfen mit langen Binsen und Röhricht. Sie mußten in drei Tagen einen unermeßlichen Weg zurücklegen, bis sie zur Stadt kamen, fanden dort den Herzog tot und erzählten St. Wolfram, was sie gesehen hatten. Der Friese wurde getauft und hieß Sugomar.

*

264. Das Oldenburger Horn. In dem Hause Oldenburg wurde früher ein künstliches und mit viel Zieraten gearbeitetes Trinkhorn sorgfältig aufbewahrt, das sich aber gegenwärtig zu Kopenhagen befindet. Die Sage berichtet:

Im Jahr 990 (967) beherrschte Graf Otto das Land. Weil er als guter Jäger große Lust am Jagen hatte, begab er sich am 20. Juli gedachten Jahres mit vielen seiner Edelleute und Diener auf die Jagd und wollte zunächst in dem Walde Bernefeuer das Wild heimsuchen. Während nun der Graf selbst ein Reh hetzte und diesem vom Bernefeuersholze bis an den Ochsenberg allein nachrannte, verlor er sein ganzes Jagdgefolge aus Augen und Ohren, stand mit einem weißen Pferde mitten auf dem Berge und sah sich nach seinen Windhunden um, konnte aber auch nicht einmal einen lautenden (bellenden) Hund zu hören bekommen. Hierauf sprach er bei sich selber, weil eine große Hitze war: „Ach Gott, wer nur einen kühlen Trunk Wassers hätte!" Sobald der Graf das Wort gesprochen hatte, tat sich der Ochsenberg auf, und es kam eine schöne Jungfrau aus der Kluft, wohlgeziert, mit schönen Kleidern angetan, auch schönen über die Achsel geteilten Haaren und einem Kränzlein darauf; in der Hand hatte sie ein köstlich silbern Geschirr in Gestalt eines gefüllten Jägerhorns, das vergoldet war. Dieses Horn reichte sie dem Grafen und bat, daraus zu trinken und sich zu erquicken.

Als der Graf das vergoldete silberne Horn von der Jungfrau auf- und angenommen, den Deckel davongetan und hineingesehen hatte, gefiel ihm der Trank nicht und er verweigerte ihn deshalb, worauf die Jungfrau sprach: „Mein lieber Herr, trinket nur auf meinen Glauben! Es wird euch keinen Schaden tun, sondern zum besten gereichen!" Sie sagte weiter, wenn er, der Graf, daraus

trinken wollte, sollte es ihm und den Seinen wie dem ganzen Hause Oldenburg wohlergehen und die Landschaft zunehmen und ein Gedeihen haben. Wenn ihr der Graf aber keinen Glauben schenken, noch daraus trinken würde, so sollte künftig im nachfolgenden gräflich oldenburgischen Geschlecht keine Einigkeit bleiben. Während aber der Graf auf solche Rede kein Acht gab, sondern ein großes Bedenken machte, daraus zu trinken, hat er das silberne, vergüldete Horn in der Hand behalten und hinter sich geschwenket und ausgegossen, wovon etwas auf das weiße Pferd spritzte, und wo das Pferd begossen und naß wurde, sind ihm die Haare abgegangen. Als das die Jungfrau sah, hat sie ihr Horn wieder verlangt; aber der Graf ist mit dem Horn vom Berge geeilt, und beim Umsehen hat er bemerkt, daß die Jungfrau wieder in den Berg gegangen ist. Weil der Graf darüber erschreckt war, hat er seinem Pferd die Sporn gegeben und seinen Dienern erzählt, was sich zugetragen hatte, das silberne, vergüldete Horn gezeigt und mit nach Oldenburg genommen. Und da er das Horn auf so wunderbare Weise bekommen hat, ist es von ihm und allen folgenden regierenden Herren des Hauses für ein köstliches Kleinod gehalten worden.

265. **Graf Friedrich von Oldenburg und das Wappen des Landes.** Nachdem Graf Huno mit seiner Gemahlin Willa und seinem Sohne Friedrich zu Rastede, wo er 1059 eine Kirche erbaute, lange Jahre ein gottseliges Leben geführt hatte, begab es sich, daß der römische Kaiser in Goslar mit allen deutschen Fürsten und Grafen einen Reichstag zu halten beschloß. Das Gebot, dorthin zu kommen, erging an alle; aber Graf Huno, der Gott mehr als dem Kaiser diente, war durch Gebet und andere gute Werke verhindert, dem kaiserlichen Rate beizuwohnen. Als er am festgesetzten Tage nicht erschien, wurde sein Ausbleiben von einigen Feinden vor dem Kaiser als Aufruhr ausgelegt. Der erzürnte Herrscher ließ Huno abermals laden und ihm befehlen, einen starken Kämpfer mitzubringen, um nach Friesenart mit des Kaisers Kämpen zu streiten. Des Kaisers Kämpe aber war ein grimmiger Löwe, dem nur wenig Atzung gereicht wurde, damit keiner lebend aus den Schranken käme, der eines solchen Todes würdig wäre.

Graf Huno machte sich mit seinem Sohne und einem großen Gefolge freudig auf den Weg; denn er zweifelte nicht, daß Gott einen Gerechten wohl prüfen aber nach der Prüfung auch in dieser oder jener Welt belohnen würde.

Als der Kaiser den Grafen sah, befahl er dessen Sohn, gegen den Löwen zu streiten. Von Schmerz ergriffen, wandte sich Huno im Gebete zu Gott und flehte, wie Gott Abraham in dem Opfer seines Sohnes geprüft und des Geprüften geschont hätte, so möchte er auch seines Sohnes schonen und ihn von dem Rachen des Löwen gnädig erretten, auch gelobte er, zu Ehren der heiligen Jungfrau ein Kloster zu errichten, wenn sein Sohn im Kampfe mit dem wilden Tiere siegte.

Graf Friedrich ging mutvoll zum Kampfe. Sinnreich hatte er ein Strohgewinde in Gestalt eines bewaffneten Mannes mitgenommen. Der Löwe ließ sich täuschen und griff das Gewinde an, worauf er von dem Grafen Friedrich hingestreckt wurde. So ging der Jüngling siegreich und ohne jegliche Verletzung aus den Schranken hervor. Mit offenen Armen empfing ihn der Kaiser, umgürtete ihn mit dem Rittergürtel und beschenkte ihn mit einem Ringe und vielen bei der Stadt Soest belegenen Reichsgütern, auch befreite er seine Grafschaft, die bisher ein Reichslehen war, auf ewig von aller Lehenspflicht. Der heiligen Jungfrau Maria aber stifteten die Grafen, wie sie es gelobt hatten, das Kloster zu Rastede und begabten es reichlich mit Gütern.

Als Friedrich den Löwen getötet hatte, tunkte der Kaiser den Finger in das Löwenblut und strich damit durch das Wappen auf Friedrichs Schild. Daher stammen im Oldenburger Wappen die roten Balken auf gelbem Felde.

266. **Sirk von Repsholt und Graf Gerhard von Oldenburg.** Als Sirk von Repsholt mit Willen der ostfriesischen Lande die Friedeburg unter sich hatte, ließ er sie zum Verdrusse der Nachbarlande und besonders der Grafen von Oldenburg wohl befestigen. Nun geschah es oftmals, daß Sirk wegen der friesischen Wede oder um anderer Händel willen mit dem Grafen Gerhard von Oldenburg auf der Landesgrenze zusammenkam, und jedesmal ließ der Graf sich vernehmen, daß er gern einmal sehen möchte, wie Sirk sein Haus gebaut und befestigt hätte, so daß

Sirk zuletzt ehrenhalber nicht anders konnte und Seine Gnaden einlud, einmal nach Friedeburg zu kommen, was der Graf gar willig in der Hoffnung annahm, das Haus dabei mit List zu erlangen. Als der bestimmte Tag herankam, ließ Sirk vor Tagesanbruch siebenzig wehrhafte Männer, auf die er sich verlassen konnte, mit ihren Harnischen und kurzen Gewehren heimlich zu sich auf das Schloß kommen und versteckte sie, mit aller Notdurft wohl versorgt, in dem Steinhause, befahl ihnen auch, sich still zu verhalten, aber wohl acht zu geben. Wenn er an die Tür klopfen und seine Stimme vernehmbar würde, sollten sie eiligst herbeikommen. An der Pforte aber und in der Feste selbst ließ Sirk nicht mehr Leute sehen als er gewöhnlich dort hatte.

Der Graf von Oldenburg kam mit seinem Hofgesinde, etwa vierzig Mann stark. Er hatte etlichen seiner Diener anbefohlen, sich auf der Feste umzusehen und die Zahl der Leute auszukundschaften; und da er nun vernahm, daß nicht mehr Leute auf der Burg wären, war der Graf sehr froh und guter Dinge mit Sirk. Als es nun dem Grafen deuchte, Zeit zu sein, und er seinem Wirte einen guten Trunk beigebracht hatte, wollten Seine Gnaden Sirk noch erst vor seinem Schaden warnen, hub an und sagte:

Ruse muse
Een jeder sehe to sinen Huse.

Sirk hatte der Worte acht, doch ließ er es sich nicht merken und sprach die Herren an, sie möchten sich fröhlich machen und fürlieb nehmen mit dem, was sie fänden. Als eine kleine Weile verlaufen, hub der Graf zum zweiten Male an und sagte:

Ruse muse
Een jeder Mann sehe to sinen Huse.

Sirk wollte noch nicht darauf eingehen und bat abermals Seine Gnaden, sich mit den Seinen fröhlich zu machen. Dieweil nun dem Grafen durch seine Diener angesagt worden war, daß das Haus nicht stärker von Leuten besetzt wäre, und die Zeit nun kam, daß er seinem Wirte für die Wohltat danken wollte, die er ihm und den Seinen erwiesen, drang er auf Sirk ein, zu trinken und hob zum dritten Male an:

Ruse muse
Malk sehe to sinen Huse.

Wie nun Sirk solches zum dritten Male vernommen und gehört hatte, daß es nicht anders sein sollte, antwortete er, diesmal aber in seiner friesischen Sprache: „Gnädiger Herr von Oldenburg, seid zufrieden und seht nach euren eigenen Häusern, das meinige ist schon gut verwahrt!“ Damit klopfte er an die Tür und rief seinen Knechten, sie möchten herbeikommen. Als diese das Klopfen und ihres Herrn Stimme vernahmen, rauschten sie in ihren Harnischen eiligst die Treppen herab, in das Gemach, wo der Herr von Oldenburg saß. Als Graf Gerhard die Vorsicht Sirks sah, war er mit den Seinen nicht wenig erschrocken, drehte es, so gut er konnte, und sagte, er hätte die Warnung zu Sirks und aller Friesen Bestem getan, damit das Haus wohlverwahrt bliebe. Sie machten sich noch eine kleine Weile fröhlich, alsdann bedankte sich der Graf von Oldenburg bei Sirk, daß er ihn so gut bewirtet hätte und zog wieder nach der neuen Burg, und sein Anschlag wollte dem Grafen diesmal nicht geraten Dies ist geschehen im Jahre 1463.

267. Die Bremer Döpe. Bei dem Dörfchen Paradies ereignete sich im Jahre 1476 die Bremer Döpe. Die Bremer hatten in Verbindung mit den Münsterischen einen Einfall in das Ammerland gemacht und verbrannten Edewecht, Zwischenahn, Westerstede, Linswege und zertraten die Saaten und Früchte auf Feldern und Äckern. In Rastede verbrannten sie einige Häuser und begingen im Kloster allerlei Unfug. Von hier aus wandten sich die Bremer auf den Rückweg. Der Bürgermeister, Bernd Balleer, empfahl den Weg über die Geest an Oldenburg vorbei, aber der Hauptmann Arp Bicker wählte den kürzeren Weg durch das Moor über Huntorp nach Stedinger Land. Während die Bremer mit siebenhundert raubbeladenen Wagen dahinzogen, rüstete sich Graf Gerhard mit wenigen Soldaten und Bürgern, sie zu verfolgen, und die Moorriemer, die von dem Nahen des Zuges Kundschaft erhielten, gruben allenthalben die Wege durch und sammelten sich gleichfalls zum Streite. Zuerst griff Gerhard mit nur vierzig Männern den Zug an, bald aber mehrte sich die Schar der Angreifer, und die Bremer erlitten eine Niederlage, wie sie noch keine zuvor erfahren hatten. Was nicht unter den Schwertern und Spießen der Oldenburger fiel, versank und ertrank in den Gräben und Morästen, und nur wenige konnten sich durch die Flucht retten.

Der ganze Raub fiel den Oldenburgern wieder in die Hände, dazu fünfzehn Geschütze und über siebenhundert Gefangene. Über fünfhundert Männer fanden ihren Tod und unter ihnen der Hauptmann Arp Bicker. So groß war der Schrecken unter den Bremern, daß eine einzige Frau, sie soll die Hanebolsche geheißen haben und aus Hanken (später Schauenburgs) Hause an der Schüttingstraße zu Oldenburg gewesen sein, ihrer zwanzig in einem Backofen gefangen nahm. Man nannte die Schlacht, weil so viele Bremer in Sumpf und Wasser ihren Untergang gefunden hatten, die Bremer Döpe, und unter diesem Namen kennt sie das Volk noch heute.

*

Westfalen ist das Land der Vorgesichte und Ahnungen. Die Sage von der gewaltigen Schlacht am Birkenbaum konnte sich nur hier in so greifbarer Gestalt entwickeln. Ihre Grundlagen sind uralt; schon im Mittelalter sahen die Bewohner Schlachten am Himmel nach den Bergen zu, also wohl in südlicher Richtung, so daß die von den Höhen herabsteigenden Kämpfer nach Norden zogen, in die Ebene hinein.

268. Gewappnete Scharen am Himmel. Im Jahre 1432 hatte der Graf von Katzenellenbogen Krieg mit Junker Heinrich (eigentlich Johann) mit der Haube von Nassau, genannt Junker Reinicke. In dieser Zeit sah man zu Westfalen in der Luft ganz geharnischte Leute mit großer Ausrüstung reiten, die sich gegen die Hussiten gewandt hatten. Den Leuten schien es so, als ob sie den Berg herabritten, und die Erscheinung dauerte wohl zwei Tage und zwei Nächte um Johannitag im Hochsommer. Das waren große Wunderzeichen. Ebenso sah man in der Nähe von Zabern im Elsaß wohl sechstausend Mann so deutlich in der Luft reiten und gehen, daß man das Reitzeug und die Eisen an den Hufen der Pferde sah und daß die Straßburger erschraken und Kundschaft darüber einzogen.

269. Graf Uffo. In der Klosterkirche zu Möllenbeck a. d. Weser zeigt man das Holzbild einer Heiligen, die eine Kirche im Arme trägt. Davon geht folgende Sage:

Graf Uffo von der Uffenburg bei Silixen kehrte einst nach langer Abwesenheit aus fernem Lande zurück. Ehe er in seine Heimat kam, träumte ihm unterwegs, seine Gemahlin Hildburg hätte unterdessen neun Kinder geboren. Erschrocken beschleunigte

er seine Reise, und Hildburg kam ihm fröhlich mit den Worten entgegen: „Ich glaubte dich tot, aber blieb nicht allein. Ich habe dir neun Kinder geboren, die alle Gott geweiht sind!“ Uffo antwortete: „Deine Kinder sind auch die meinen, ich will sie ausstatten!“ Es waren aber damit neun Kirchen gemeint, die die fromme Frau gebaut und gestiftet hatte, nämlich das Kloster mit der Klosterkirche zu Möllenbeck und die Kirchen zu Segelhorst, Deckbergen, Ostereisbergen, Westereisbergen, Honrode, Veltheim und Silixen.

270. Der Rattenfänger von Hameln. Im Jahre 1284 ließ sich zu Hameln ein Wundermann sehen. Er hatte einen Rock von vielfarbigem bunten Tuche an, weshalb er Bunting geheißen haben soll. Er gab sich für einen Rattenfänger aus, indem er versprach, die Stadt gegen ein gewisses Geld von allen Mäusen und Ratten zu befreien. Die Bürger wurden mit ihm einig und versicherten ihm einen bestimmten Lohn. Danach zog der Rattenfänger ein Pfeifchen heraus und pfiff; alsobald kamen die Ratten und Mäuse aus allen Häusern hervorgekrochen und sammelten sich um ihn herum. Wie er nun meinte, es wäre keine mehr zurückgeblieben, ging er hinaus, und der ganze Haufen folgte ihm, und so führte er sie an die Weser. Hier schürzte er seine Kleider und trat in das Wasser, worauf ihm alle die Tiere folgten und hineinstürzend ertranken.

Nachdem aber die Bürger von ihrer Plage befreit worden waren, reute sie der versprochene Lohn, und sie verweigerten ihn dem Manne unter allerlei Ausflüchten, so daß er zornig und erbittert wegging.

Am 26. Juni, auf Johanni- und Paulitag, erschien er morgens früh oder mittags wieder, jetzt in Gestalt eines Jägers von erschrecklichem Angesicht und mit einem roten, wunderlichen Hute, und ließ seine Pfeife in der Gasse hören. Alsbald kamen diesmal nicht Ratten und Mäuse, sondern Kinder, Knaben und Mägdlein vom vierten Jahre an in großer Anzahl gelaufen, darunter auch die schon erwachsene Tochter des Bürgermeisters. Der ganze Schwarm folgte ihm nach. Er führte sie hinaus in einen Berg, wo er mit ihnen verschwand. Dies hatte ein Kindermädchen gesehen, das mit einem Kinde auf dem Arme von fern nachgezogen war, aber

umkehrte und das Gerücht in die Stadt brachte. Die Eltern liefen haufenweise vor alle Tore und suchten ihre Kinder mit betrübtem Herzen; die Mütter erhoben ein jämmerliches Schreien und Weinen. Von Stund an wurden Boten zu Wasser und zu Lande an alle Orte herumgeschickt, um zu erkunden, ob man die Kinder oder auch nur etliche gesehen hätte; aber alles war vergeblich; im ganzen waren hundertdreißig verloren. Nur zwei Kinder sollen zurückgekommen sein, wie einige sagen. Sie hatten sich verspätet; das eine war blind, das andere stumm, so daß das blinde Kind den Ort nicht zeigen, wohl aber erzählen konnte, wie sie dem Spielmann gefolgt waren, das stumme wohl den Ort zu weisen vermochte, aber nichts gehört hatte. Ein Knäblein war im Hemde nachgelaufen und kehrte um, seinen Rock zu holen, wodurch es dem Unglück entging; denn als es zurückkam, waren die andern schon in der Grube eines Hügels, die noch gezeigt wird, verschwunden.

Die Straße, durch die die Kinder zum Tore hinauszogen, hieß noch in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts die bungelose (d. i. trommel- oder tonlose, also stille Gasse), weil kein Tanz darin geschehen oder Spiel gerührt werden durfte. Ja, wenn eine Braut mit Musik zur Kirche gebracht wurde, mußten die Spielleute über die Gasse hin schweigen. Der Berg bei Hameln, in dem die Kinder verschwanden, heißt der Poppenberg; links und rechts sind zwei Steine in Kreuzform aufgerichtet worden. Einige sagen, die Kinder wären in eine Höhle geführt und in Siebenbürgen wieder herausgekommen.

Die Gründungssagen sind in deutschen Landen sehr zahlreich. Häufig gelehrten Ursprungs, verdanken sie ihre Entstehung der Sucht, die Gründung eines Ortes auf irgendeine besondere Tatsache, ein hervorragendes Ereignis, einen berühmten Mann zurückzuführen. Oft nahm man seine Zuflucht zu Geschichten und Personen des Altertums, wie bei Magdeburg, oder zu einem Wunder, wie bei Gandersheim und der Kapelle bei Querfurt und andern heiligen Orten. Selbst an einzelne Gegenstände schließen sich Ursprungssagen ähnlicher Art, wie an den Hirsch in Magdeburg.

271. **Gründung Magdeburgs.** Als Julius Cäsar in Rom herrschte, gründete er an passenden Orten eine Reihe von Städten, die er mit einem Walle von Erde und Holz und mit umfassenden

Mauern befestigte. Unter ihnen war diejenige nicht die unbedeutendste, die er zu Ehren der Diana erbaute und die nach dem Namen der Göttin Parthena die Diana Parthenopolis genannt wurde. Diese Bezeichnung wird auch durch den barbarischen Namen bezeugt; denn Magdeburg heißt so viel wie Mädchenstadt.

Derselbe Cäsar errichtete der Diana auch in der Stadt, wie erzählt wird, am Ufer des Flusses Albia (Elbe) einen Tempel oder vielmehr ein Götzenhaus, wo er mehrere Mädchen zur Erfüllung des Aberglaubens weihte und Opfer für die Göttermahle bestimmte, die die Nachwelt abgehalten hat.

Als nun nach Verlauf vieler Jahre Karl der Große das Zepter des Reiches mit Kraft führte und die Sachsen zum Glauben an Christus bekehrt hatte, zerstörte er die Altäre dieses Götzenhauses und ließ an ihrer Stelle ein Bethaus des ersten Märtyrers Stephan weihen; die Stadt selbst unterwarf er der Halberstädter Kirche. Der genannte Fluß Albia untergrub in fortwährendem Anprall das Ufer bis an die Wände der Kirche, so daß sie schließlich einstürzte. An ihrer Stelle erbauten die armen Leute ein ganz kleines Gotteshaus. Kaiser Otto der Große wollte ein Denkmal seines Ruhmes hinterlassen, das von den lebenden Geschlechtern nicht allein, sondern auch von der zukünftigen Zeit gefeiert werden sollte und legte einen neuen Grund zu der Stadt Magdeburg. Er beabsichtigte, hier einen Bischofssitz zu machen, konnte aber die Loslösung des dazu notwendigen Teiles dieses Gebietes von der Halberstädter Kirche nicht erlangen.

Hier mag eine merkwürdige Sage eingefügt werden, deren ungezählte in ähnlicher Weise im Volke umgingen: wunderbare Erzählungen von übermenschlichen Kräften und Gaben, die einzelnen Menschen verliehen waren.

272. Der wunderbare Fischfänger. Der Probst Olricus von Buxtehude hatte einen Diener Geverhardus, der nach Belieben in dem Strudel des Flusses Eschede hinabstieg, so daß er nicht mehr gesehen wurde. Wenn er dann nach einer langen Stunde zurückkehrte, brachte er große Fische mit sich, fast drei Hände lang, einen in jeder Hand und einen dritten im Munde. Oft sprang er aus dem Badezimmer heraus ins Wasser und brachte seinem Herrn Fische in die Stube mit (im Jahre 1245).

Die große Bedeutung, die die christliche Kirche für die Kultur und das gesamte geistige und wirtschaftliche Leben des Mittelalters hatte, brachten es mit sich, daß sich in vielen Sagen legendenhafte Züge finden, zumal diese Überlieferungen ja von Geistlichen niedergeschrieben, beeinflußt und weiterverbreitet wurden. Nicht selten ist von Heiligen und ihren Andenken die Rede (Belagerung Hamburgs durch Mistuwoi), noch häufiger tritt der Teufel in eigener Person auf (St. Wolfram und Radbod); selbst Bischöfen ist himmlische Macht eigen (Evermod von Ratzeburg).

273. Die goldene Wolkenhand. Als Mistuwoi, der Herzog der Abodriten (Obotriten), zur Zeit Ottos II. die Stadt Hamburg belagerte und mit Plünderung heimsuchte, bewirkte der Himmel ein großes Wunder. Aus den Wolken senkte sich nämlich eine goldene Hand mit ausgestrecktem Finger in das Feuermeer herab und zog sich dann im Angesicht aller wieder gefüllt zurück.

Staunen ergriff das Heer, und von Schrecken starr war Mistuwoi über dieses Wunder. Gott, so erzählt die Sage, hob auf diese Weise die in Hamburg befindlichen heiligen Andenken der Heiligen zu sich in den Himmel, nahm sie vor den heidnischen Feinden in Schutz und erschreckte diese. Mistuwoi aber fiel nachmals in Wahnsinn und mußte in Ketten gelegt werden, und als man ihn mit Weihwasser besprengte, rief er aus: „Der heilige Laurentius verbrennt mich!“

An die Sagen von der Herkunft eines Stammes schließen sich solche von der Abkunft der Geschlechter an oder solche, die mit dem Bestehen oder Glück eines Hauses in Verbindung stehen. Sie sind nicht selten mit dunklen Vorstellungen alter Zeit durchsetzt, zeigen aber den innigen Anteil, den das Volk an der Fortentwicklung und dem Glück der hohen Geschlechter nahm. Die Sage von den Rantzaus will die Bildung der verschiedenen Familienzweige erklären, wie die der Oldenburger Herren die Herkunft des Horns, mit dem das Glück des Hauses verbunden ist.

274. Die Ahnfrau von Rantzau. Einstmals wurde die Großmutter des holsteinschen adligen Geschlechtes derer von Rantzau bei Nachtzeit von der Seite ihres Gemahls durch ein kleines Männlein geweckt, das ein Laternchen trug. Das Männchen führte sie aus dem Schloß in einen hohlen Berg zu einer kreißenden Frau, der sie auf Begehren die rechte Hand aufs Haupt legte, worauf die Frau alsbald genas. Der Führer leitete die Ahnfrau wieder ins Schloß zurück und gab ihr ein Stück Gold mit dem Bedeuten,

dreierlei daraus machen zu lassen: fünfzig Rechenpfennige, einen Hering und eine Spille, nach der Zahl ihrer drei Kinder, zweier Söhne und einer Tochter. Er fügte die Warnung hinzu, die Sachen wohl zu verwahren, da ihr Geschlecht sonst in Abnahme fallen würde.

Die neuvermählte Gräfin, die aus einem dänischen Geschlechte stammte, ruhte an der Seite ihres Gemahls, als sich ein Rauschen vernehmen ließ. Die Bettvorhänge wurden zurückgezogen, und sie sah ein wunderbar schönes Frauchen, nur ellenbogengroß, mit einem Lichte vor sich stehen. Dieses Frauchen hub an zu reden: „Fürchte dich nicht, ich tue dir kein Leid an, sondern bringe dir Glück, wenn du mir die Hilfe leistest, die mir nottut. Stehe auf und folge mir, wohin ich dich geleiten werde. Hüte dich, etwas von dem zu essen, was dir geboten wird. Nimm auch kein anderes Geschenk an, als das, was ich dir reichen werde, aber das kannst du sicher behalten."

Hierauf ging die Gräfin mit und wurde unter die Erde geführt. Sie kam in ein Gemach, das von Gold und Edelsteinen flimmerte und mit lauter kleinen Männern und Weibern gefüllt war. Nicht lange, so erschien der König und führte die Gräfin an ein Bett, wo die Königin in Geburtsschmerzen lag, mit dem Ersuchen, ihr beizustehen. Die Gräfin benahm sich aufs beste, und die Königin wurde glücklich eines Söhnchens entbunden. Da entstand große Freude unter den Gästen. Sie führten die Gräfin zu einem Tische voll köstlicher Speisen und drangen in sie, zu essen. Allein sie rührte nichts an, nahm auch ebensowenig von den Edelsteinen, die in goldenen Schalen lagen.

Von der ersten Führerin wurde sie endlich wieder fortgebracht und bis an ihr Bett zurückgeleitet. Da sprach das Bergfrauchen: „Du hast unserm Reich einen großen Dienst erwiesen, der dir gelohnt werden soll. Hier hast du drei hölzerne Stäbe, die lege unter dein Kopfkissen, morgen früh werden sie in Gold verwandelt sein; aus dem ersten lasse einen Hering, aus dem zweiten Rechenpfennige, aus dem dritten eine Spindel machen und offenbare die ganze Geschichte niemandem auf der Welt außer deinem Gemahl. Ihr werdet zusammen drei Kinder zeugen, die die drei Zweige eures Hauses sein werden. Wer den Hering bekommt, wird viel Kriegsglück haben, er und seine Nachkommen; wer die Pfennige

bekommt, wird mit seinen Kindern hohe Staatsämter bekleiden; wem die Kunkel zuteil wird, soll sich zahlreicher Nachkommenschaft erfreuen."

Nach diesen Worten entfernte sich die Bergfrau. Die Gräfin schlief ein, und als sie erwachte, erzählte sie ihrem Gemahl die Begebenheit wie einen Traum. Der Graf spottete sie aus, allein als sie unter das Kopfkissen griff, lagen drei goldene Stangen da. Beide erstaunten und verfuhren genau damit, wie ihnen geheißen worden war.

Die Weissagung traf völlig ein, und die verschiedenen Zweige des Hauses verwahrten die Schätze sorgfältig. Einige, die sie verloren haben, sind erloschen. Die vom Zweige der Pfennige erzählten, einmal hätte der König von Dänemark einem unter ihnen einen solchen Pfennig abgefordert, und in dem Augenblick, in dem ihn der König empfing, hätte der, so ihn vorher getragen, in seinen Eingeweiden heftige Schmerzen gespürt.

275. Graf Rudolf und die Dithmarschen. Auf der Böckelnburg saß ein Graf Rudolf und hielt die Dithmarschen alle in so schwerer Dienstbarkeit, daß die Bauern zum Zeichen der Unterwürfigkeit einen Klawen am Halse trugen, mit dem sonst das Vieh im Stalle angebunden war. Sie mußten den Schimpf dulden. Des Grafen Frau Walburg hatte den Herrn zu seiner ganzen Härte angestiftet. Sie trieb ihn auch dazu, daß er noch eine große, ungewöhnliche Schätzung in einem Jahre auflegte, in dem der Winter so hart und war die Kälte so grimmig, daß die Vögel in der Luft erfroren und herunterfielen, und darauf Teuerung und Hungersnot folgte, so daß Menschen und Vieh in großer Anzahl starben. Da hielten die Bauern bei dem Grafen an, daß er ihnen das Korn erließe. Als dieser sah, daß doch wenig oder gar nichts einkommen konnte, erließ er ihnen die Schatzung unter der Bedingung, sie im folgenden Jahre doppelt zu entrichten.

Zu der Zeit wohnte zwischen Schaafstede und Eckstede Heine Viert, ein reicher Bauer, ein vornehmer Mann. Im folgenden Jahre bat der Graf ihn einmal bei sich zu Gaste und bewirtete ihn stattlich, ließ auch während des Schmauses viel Musik machen. Nach einiger Zeit lud der Bauer ihn dafür wieder ein und stellte ebenfalls ein großes Gastgebot an. Wie noch heutzutage bei großen

Hochzeiten und Bieren geschieht, waren Säcke voll Korn dahingestellt und Bretter darübergelegt, auf denen die Gäste saßen. Anstatt des Saitenspieles und der Musik aber ließ der Bauer erst all seine Schweine heraus, dann die Schafe, dann das Jungvieh, darauf die Kühe und endlich die Pferde, alle nacheinander. Mit Springen und Laufen trieben diese Tiere ihre Kurzweil und machten keinen geringen Lärm.

Als die Frau des Grafen all den Reichtum sah, schürte sie ihn an, daß er nun endlich die Pacht von den Bauern forderte. Darum hielt er diese mit Gewalt dazu, daß sie beide, des vorigen Jahres und dieses Jahres fällige Pflichten aufbrächten. Die Bauern aber wurden ungeduldig und dachten auf Gelegenheit und Mittel, wie sie ihr Joch ablegten und ihre alte Freiheit wieder erlangen möchten. Solches ist auch in folgender Weise gelungen:

Als sie am St. Martinsabend das Korn auf die Burg bringen sollten, schickten sie einige Wagen mit vollen Säcken voran. Auf den allerersten aber setzte sich ein Bauer mit seiner schönen Tochter, um die der Bökelnburger Herr gebuhlt hatte. Auf den übrigen Wagen aber verbargen sich starke Männer in und unter die Säcke, und nebenher gingen nicht weniger starke, als wenn sie das Korn abladen wollten. So fuhren sie eilends hintereinander her. Bald war der Burgraum voll, und etliche hielten, wie verabredet war, unter dem Tore, damit dieses nicht gesperrt werden konnte. Sobald nun die vorderen Wagen abgeladen waren und der Graf sich keines Args vermutete, erscholl von hinten her das Losewort:

Röret de Hände,
Snydet de Sacksbände!

Da schnitten sich die Verborgenen heraus. Die Wagenführer und die Sackträger rotteten sich ihnen zu und, mit ihren langen Messern bewaffnet, fielen sie über die Leute in der Burg her und ermordeten alle. Der Gräfin aber schnitten sie Brüste, Nase und Ohren ab und warfen sie so in das fließende Wasser, das bis auf den heutigen Tag nach ihr die Wolbergsaue heißt. Doch einige meinten, sie wäre aus dem Fenster des Schlosses in das Wasser gesprungen, als sie die Gefahr bemerkt und sich nichts Gutes vermutet hätte. Den Grafen aber suchte man überall vergebens. Als man nun das Schloß schleifte und zerstörte und schon der dritte Tag da war, bemerkte man, daß die Elster, die sich der Graf ge-

zähmt und zur Kurzweil immer bei sich gehabt hatte, vor einem verborgenen Gange saß und immer seinen Namen rief. Sogleich zog man ihn hervor und riß vollends alles nieder, daß weiterhin keine Spur geblieben ist als der große Ringwall, der heutzutage den Bürgerkirchhof einfaßt.

Von der Geest führt ein Weg nach Eddelack, den man den Hansweg heißt, weil man früher, wenn die Grafen plündernd und raubend von der Bökelnburg in die Mark zogen und des Weges daherkamen, zu sagen pflegte: „Da kumt de Graef mit all synen Hansen!" was soviel wie Gefährten bedeuten soll.

276. Der wandelnde Wald. Nachdem sie raubend und plündernd durch Holstein gezogen waren, kamen die Dithmarschen nach Kiel; aber bald wurden die Gäste den Bürgern lästig, und sie bedachten daher einen behenden Anschlag, stellten mit Pfeifen, Trommeln und Gesang einen Tanz an und brachten sie so zu dem Kuhberge hinaus, schlossen aber das Tor der Stadt hinter ihnen. Die Dithmarschen wollten nun nach Hause ziehen, trieben jedoch unterwegs ihren Mutwillen. Als sie nach Bornhövede kamen, badeten sie sich aus lauter Übermut in den vollen Kufen frischen Bieres, das sie im Dorfe fanden, und hielten dann Nachtlager auf der Heide. Des Morgens früh kam aber Graf Geert mit seinem Volke, und jeder trug einen grünen Zweig mit Blättern, daß das Heer wie ein Wald aussah und die Dithmarschen nicht anders meinten, als der Wald käme. So wurden sie unvermutet überfallen, und ein Teil wurde erschlagen; andere ertranken in der Bünzener Aue. Im ganzen blieben ihrer fünfhundert.

277. Isern Hinrik. Graf Geerts Sohn Hinrik (1346—1381) begab sich in den Dienst des Königs von Engelland und verrichtete große Taten. In der Schlacht bei Cressy nahm er den König von Frankreich oder, wie andere sagen, den König von Böhmen mit zweien seiner Ritter gefangen, indem er ihn bei den güldenen Ketten ergriff, die er am Halse trug und aus dem Haufen an sich zog. Die Engelländer aber töteten den König aus Abgunst, damit Hinrik den Ruhm nicht erhielte. Doch ist er wegen dieser herrlichen Tat der Isern Hinrik genannt worden, und der König von Engelland hielt ihn hoch und machte ihn in seinem Heer zu einem Hauptmann; darüber wurden die Englischen noch neidischer.

Als Isern Hinrik einmal mit seinen Leuten auf Fütterung ausgegangen war, fielen sie ihn darum feindlich an; aber die Schützen der Holsten zogen voran, trafen viele, und manche der Englischen mußten tot auf dem Platze bleiben. Der König selber kannte die Hinterlist der Seinen wohl und hörte auf ihre Klagen nicht, sondern hatte den Grafen nur desto lieber.

Einmal aber war der König in fremden Landen. Graf Hinrik blieb samt der Königin auf dem Schlosse. Dieser lagen die Verleumder immer in den Ohren und sprachen: „Der König hat diesen deutschen Sachsen vielen vom hohen Adel in England vorgezogen; wer weiß aber und will glauben, ob er auch einer vom Adel ist und sich nicht bloß dafür ausgegeben hat, um sein Glück zu machen! Es ist die Natur des Löwen, daß er einem geborenen Herrn kein Leid tut: laßt uns versuchen, ob Graf Hinrik einer sei!" Also gewannen sie die Königin, die dem Grafen die Ehre in ihrem Lande auch nicht gönnte, und weil sie wußten, daß er sich des Morgens vor Tage in die frische Luft zu begeben pflegte, im Schloß umherspazierte und nachsah, ob alles wohl verwahret wäre, ließen sie eines Abends den Löwen los, den der König hinter einem Gitter eingesperrt hielt und dachten, der sollte den Grafen als einen Unedlen zerreißen.

Graf Hinrik stand des Morgens seiner Gewohnheit nach in der Dämmerung auf, schlug den langen Mantel um den nackten Körper, hing ein Messer an einen Riemen um den Hals und ging so in den Hof hinunter. Wie er nun herabkam und nichts besorgte, sprang ihn der Löwe grimmig an und heulte. Der Graf aber griff unerschrocken an sein Messer und sprach mit ernstlicher Stimme: „Bis stille, du frevellicher Hund!" und alsobald legte sich der Löwe stumm zu des Grafen Füßen. Darüber verwunderten sich alle die anderen, die heimlich zugesehen hatten; der Graf aber nahm den Löwen und führte ihn wieder in seinen Stall.

Graf Hinrik war endlich der Nachstellungen der Engelländer müde geworden und bat den König um Urlaub. Darüber ward dieser nicht wenig betrübt und bot ihm Land und Schlösser zu eigen, wenn er bleiben wollte. Aber da der Graf auf seinem Willen bestand, setzte er ihm und seinen Erben ein Jahrgeld aus von vierhundert oder, wie andere sagen, von hundert Nobeln.

Darauf ist der Graf in die Dienste des Papstes Urbanus gegangen. Auch hier hatte er viel von der Hinterlist seiner Feinde zu leiden, entging aber glücklich aller Gefahr durch seine sonderliche Behendigkeit und Stärke.

Da der Papst viel von seinen Kriegstaten gehört hatte, machte er ihn zum Hauptmann über sein Heer. Der Graf aber wohnte in Rom in einer öffentlichen Herberge, die „Zum Schwerte" genannt wurde. Weil er nun zum Heere abreisen wollte, warnte ihn der Wirt, der ein Deutscher war und die Art der Welschen wohl kannte, vor deren Hinterlist und Tücke. Der Graf meinte, er wäre niemandes Feind, auch keinem vor der Zeit aus dem Felde gewichen, er wollte in Gottes Namen reiten. Da sprach der Wirt: „Nehmt wenigstens eures Dieners Kleider und Rüstung und gebt ihm eure dafür wieder!" Das tat der Graf und ritt also fort. Wie sie darauf in einen engen Weg kamen, wurden sie von einer großen Zahl Feindlicher angerannt, und obwohl sie riefen, sie seien Freunde und nicht Feinde, kehrten sich die Welschen nicht daran, bis sie den erschlagen hatten, der mit des Grafen Rüstung geziert war. Da fragten sie erst, wer sie wären und von wannen sie kämen. Als sie nun hörten, wen sie erschlagen hatten, stellten sie sich sehr betrübt und sagten, sie wären von ihrem Hauptmann abgefertigt, alle, die ihnen begegneten, gefangen zu ihm zu bringen, sie sollten nun auch mit ihnen reiten.

Wie sie nun ins Lager zum Hauptmann kamen, stellte auch der sich sehr betrübt, merkte aber bald, daß der Graf noch am Leben war und schwur einen Eid, ihm kein Leid zu tun, wenn er sich ihm anzeigen wollte. Da nun der Graf und alle die Seinen gefangen waren, hielten sie nichts für besser, als die Wahrheit zu sagen. Nun empfing ihn der Hauptmann mit großer Herrlichkeit und Würde, mit der man Fürsten zu empfangen pflegt, sagte ihm aber, wie unrecht der Papst an ihm gehandelt hätte, daß er einen fremden Hauptmann an seine Stelle setzen wollte, ehe seine bedungene Zeit um wäre. Wollte er solange verziehen, würde er ihm gern weichen. Das mochte aber der Graf nicht, sondern begehrte lieber sogleich wieder zurückzureiten. Das wurde ihm gewährt, und er entkam auch diesmal der Gefahr. Darauf ist er eine Zeitlang in Bologna gewesen, wo der Papst wohnte, hat aber vergeblich gewartet, daß ihm seine Zehrung und sein erlittener

Schaden erstattet würden. Weil es ihm endlich zu gebrechen anfing, zog er zum Herzog von Mailand, der ihn herrlich empfing und ihn weiter bis Köln geleiten ließ. Da nahm er auf Glauben soviel Geldes von den Kaufleuten, daß er wieder in sein Land kehrte. Solches hat er ihnen in Lübeck nachher freundlich bezahlt.

Früher war Graf Hinrik auch im Dienste eines Königs von Schweden gewesen. Wie er nun einmal wider die aufrührerischen Finnländer geschickt wurde, kam er mit seinem Kriegsvolke durch Wadsteen, wo eine heilige Frau mit Namen Brigitte wohnte (St. Brigitta starb 1385 in Rom), die zukünftige Dinge weissagen konnte. Er ging zu ihr, um sie zu erforschen, wie der Krieg ein Ende gewinnen würde. Die Frau antwortete ihm, wenn er das Land unter sich bringen wollte, so müßte er ohne Waffen und Kriegsrüstung dahinziehen. Alsbald kehrte Graf Hinrik sich zu den Seinen, die umherstanden und sprach: „Dieses Weib ist landbürtig und ich bin hier fremd, was läge ihr daran, wenn wir alle um unser Leben kämen; ich will mich im Harnisch rüsten in Gottes Namen!" Darum verachtete er ihren Rat, zog mit Gewalt nach Finnland, bezwang das Volk und kam also in Frieden wiederum nach Hause.

Man erzählt noch heute, daß seine Feinde den Isern Hinrik einmal fangen wollten, als er sich gerade in einem Saale oben in einem Hause befand. Wie sie sich nun um ihn drängten und kein weiterer Ausweg war, ist er in voller Rüstung durchs Fenster in den Hof gesprungen und auf diese Weise glücklich entronnen. Darum sagt man auch von einem, der alles durchmachen kann und den so leicht nichts anficht: „Dat is recht en Isern Hinerk!"

*

278. Lübecks Name. Im Jahre 1066 empörten sich die Wenden gegen den deutschen Kaiser, ermordeten ihren christlichen König Gottschalk und setzten den Fürsten von Rügen, Kruto, auf den Thron. Dieser baute auf dem Werder zwischen Trave und Waknitz eine feste Burg mit Mauern und Türmen, die man Buku, Bughenitz oder Bukowitz nannte, weil der Platz mit schönen hohen Buchen lustig bestanden war. Als nun König Kruto auf einem Seezuge in der Ferne war, kam Buthue, König Gottschalks Sohn, und belagerte den Ort mit Hilfe der Sachsen. In kurzer Zeit

gingen den Einwohnern die Lebensmittel aus, und die Stadt wäre in die Hände der Feinde gefallen, hätte sie nicht ein kluger Fischer Namens Buba durch eine List gerettet. Er nahm eines Tages alles Brot, Fleisch und andere Speisen, soviel er noch auftreiben konnte, in seinen Kahn und fuhr damit ganz sorglos auf die feindlichen Schiffe zu, die die Trave gesperrt hielten. Als er angehalten und sein Kahn untersucht wurde, wunderten sich die Belagerer über die vielen Eßwaren und fragten ihn, was er damit wollte. Da sagte Buba, er hätte sich hinaus begeben, um seine Ware auf den umliegenden Märkten zu verkaufen, weil in der Stadt alles wohlfeil wäre. Wie das die Feinde hörten, verzweifelten sie an der Einnahme der Stadt und hoben die Belagerung gleich auf. Nun kehrte Buba jubelnd zurück, und da sein Anschlag so wohl gelungen war, stellte man ihm einen Wunsch frei. Er aber begehrte nichts für sich oder seine Erben, sondern erbat für seine Amtsbrüder die Gerechtigkeit, daß nur ihnen allein erlaubt werden möchte, lebendige Fische auf dem Markte feilzuhalten, was er auch bewilligt erhielt. Die Stadt aber hieß seitdem Bubastadt (später Lubastadt, Luba, Lübeck) und nahm zur Erinnerung in ihr großes Siegel einen Kahn mit Fischern auf, in ihr kleines aber ein Fischernetz; auch pflegten die Fischer in ihrer Schenke zu Drakenstein, dem Rathause gegenüber, am Tage der unschuldigen Kindlein, den Gürtel Lubas in einer Schüssel auszustellen und vorzuzeigen. Jene Gerechtigkeit ist aber bis 1680 gewahrt worden, wo den Travemündern erlaubt wurde, lebendige Dorsche in die Stadt zu bringen, weil man Seewasser nicht mehr für frisches Wasser hielt.

Die Geschichte Lübecks ist zum großen Teil eine Geschichte der Hansa, des Seehandels und der Händel mit den nordischen Staaten.

279. Alexander von Soltwedel. Als die Lübecker im Jahre 1226 inne wurden, daß die Lande gern der Dänen ledig gewesen wären, suchten sie weisen Rat, wie sie wieder zu ihrem rechten Herrn, zum Kaiser und zum deutschen Reiche kommen könnten. Aber der König von Dänemark war auf seiner Hut. Er überfiel mit einem großen Heere die Feste Rendsburg und zog an die Dithmarsen. Jedoch verlor er seiner Leute soviel, daß er mit nicht mehr starker Zahl nach Lübeck kam, um nach altem

Gebrauch Ostern zu feiern. Die Freude war aber nicht sehr groß; denn ein Land nach dem anderen sagte ihm ab, nur die erst vor wenigen Tagen mit steinernen Mauern und Türmen gestärkte Stadt hielt ihr Fest. Weil nun der Himmel hoch und der Kaiser weit war, den anderen Fürsten aber nicht zu trauen stand, mußten die Bürger von Lübeck auf gute Gelegenheit denken, sich selbst durch kurzen Anschlag zu befreien.

Nun stand in der Mühlenstraße ein Haus, das eine Zeitlang die alte Sonne hieß, in dem ein großer und tapferer Mann, Alexander Soltwedel wohnte, der in seiner Jugend ein kleiner Schmiedgeselle gewesen war und dessen Bruder Johann im Ratsstuhle saß. Wenn nun dieser Bruder über Mutwillen und Gewalt der Dänen klagte, sagte Alexander oft: „Säße ich im Rate, wollte ich wohl die beschwerliche Last abwerfen wie sonst keiner!" Das sagte er so oft, bis der Rat zu ihm schickte und um seine Absicht fragen ließ. Da bekräftigte er seine Rede und bedang sich zugleich, daß man kein Ärgernis an ihm nehmen möchte, weil seine Pläne nur durch List ins Werk gesetzt werden könnten. Man vertraute ihm und bewog seinen Bruder, ihm den Ratsstuhl einzuräumen. Mit Verwundern sah man bald, wie der schlichte Mann sich schnell veränderte. Er befleißigte sich nicht allein, die Freundschaft der königlichen Räte, sondern auch die Gnade des Königs zu gewinnen und war bei diesen oftmals fröhlich und guter Dinge, wie sie bei ihm. An ihren Hochzeiten, Gelagen, Jagden und Steckspielen, selbst bei ihrer Kurzweil wußte er sich so wohl zu erzeigen, daß er bei jedermann einen guten Namen gewann. Nur den Bürgern gefiel sein Gebaren nicht. Sie raunten sich ins Ohr, er suchte nur seinen Nutzen und Ruhm, verschwendete die Güter der Stadt und zielte darauf hin, die Stadt dem Könige in weitere Dienstbarkeit zu bringen. Als man ihm bedenklich nachsah, rief er die Vornehmsten und Gemeinen zu sich und entdeckte ihnen seinen Plan. Sie waren wohlzufrieden und warteten mit ihm ab.

Nun kam der Tag, wo nach altem Brauch der Maigraf mit Jubel und Lust den Maibaum aus dem Walde holte. Des Abends zog man auf das Burgfeld, wo der Papagoyenbaum stand. Da waren die kostbarsten Zelte und Paulune gemacht, bei Fackellicht wurde gefeiert und getrunken, gespielt und getanzt, und

seltsame Mummen von Männern und Frauen gingen dazwischen hin und her. Nach Mitternacht riefen vom Schwerin (Lauerholz) her die Hörner, daß man die Maien und den Maibaum holte, um vor Sonnenschein die Häuser und Kirchen zu zieren. Der ganze Rat und die Vornehmsten der Bürger neben dem König und seinen Räten ritten in Begleitung des Rates und der Diener, die den Gästen zu Ehren aufs köstlichste gekleidet und geputzt waren, in den Wald hinab. Andere aber gingen mit Junggesellen, im Mummenschanz mit Jungfernkleidern angetan, auf die Burg, wo man sie gar lustig empfing. Doch wie sie an das Schloß kamen, zogen sie ihre fertigen Wehren hervor und warfen ihre Wächter nieder. Als nun der König mit Blumen und Kränzen gar schön gezieret wieder aus dem Walde kam und die Freude ihren Höhepunkt erreicht hatte, sah man auf der Burg der Stadt die Lübecker Fahne wehen. Da erschraken die Dänen heftig, fielen auf ihre Pferde und ritten in Hast gen Travemünde. Der König aber sagte zum Herrn Alexander von Soltwedel, er wollte bald wiederkommen, worauf ihm dieser antwortete, er möchte nur kommen, wann er wollte, es sollte ihm schon begegnet werden.

Die Lübischen sandten zum Kaiser, boten ihm ihre Stadt an und sagten ihm, wie sein Großvater sie vorzeiten mit Heerschilden belagert und unter das Reich gebracht, ihnen auch viele und große Freiheiten gegeben hätte. Wie nun der Kaiser ihre Treue sah, daß sie ihm aus gutem und freiem Willen ihre Stadt anboten, nahm er sie gütlich an und stellte ihre Einwohner unter seinen und des Reiches Schutz, darunter sie vorzeiten gewesen waren. Auch sprach er sie frei von allen Gelöbnissen und Verträgnissen, die sie mit dem Könige gemacht hatten, bestätigte ihre Freiheiten mit seinem königlichen Insiegel und gab ihnen mildiglich viele neue dazu.

Als der König von Dänemark das alles mit besonderem Schmerze sah, wurde er gar zornig und forderte die Lübeckischen zum Kampfe auf, bestimmte die Zeit auf Maria Magdalenentag, sammelte ein mächtiges großes Volk und kam mit seinen Schiffen. Er zog an die Dithmarsen und zwang sie, sich ebenfalls zu rüsten, um mit ihm wider die Lübischen zu streiten. Diese guten Leute gelobten dem Könige, so zu tun, aber sie handelten wider ihren Willen und waren des dänischen Regiments längst überdrüssig.

Sobald der König mit Heeresmacht heranzog, säumte Herzog Otto zu Sachsen, der Sohn Heinrichs des Löwen und Herzog von Braunschweig und Lüneburg, ebenfalls nicht, sondern kam seinem Vetter mit einem wohlgerüsteten Kriegsvolk zu Hilfe. Sie zogen beide zu Felde bei Bornhövde, dazumal das Swentiner Feld genannt. Auch die Lübecker wappneten sich und riefen den Erzbischof Gerhard von Bremen, den Herzog Albrecht von Sachsen, den Grafen Adolf zu Holstein, den unlängst vom Könige verjagten Grafen zu Schwerin und den Herrn Burwin zu Wenden und Mecklenburg zu Hilfe. Der Kriegshauptmann war Alexander von Soltwedel, der Bürgermeister von Lübeck, und neben ihm Graf Adolf zu Holstein, der von der Stadt Lübeck dazu erbeten war.

Als die Dithmarsen das herrliche und schöne Heer der Lübischen mit so vielen stattlichen Bannern daherziehen sahen, gedachten sie daran, daß die Lübischen niemals das Geringste wider sie gehandelt hatten und sie ihnen in günstigen Zeiten in Not zur Seite stehen könnten und fielen deswegen vom Könige von Dänemark ab, gingen zu den Lübischen über und verringerten so den dänischen Haufen.

Am St. Maria Magdalenentag huben beide Heere an, miteinander zu streiten. Der König von Dänemark wurde in die Flucht geschlagen und verlor ein Auge samt der Schlacht; nur mit knapper Not rettete er sich selbst mit seinem Sohne und einigen wenigen seiner Mannen; Herzog Otto wurde gefangen genommen.

Vor der großen Schlacht fiel Herr Alexander mit seinem Kriegsvolke auf die Knie und tat ein Gelübde, wenn Gott ihnen an diesem Tage Hilfe gäbe und Gnade verliehe, so wollten sie an Stelle der Burg ein Kloster der Predigermönche errichten zu seiner, der allerseligsten Mutter Maria und der heiligen Frau Maria Magdalena Ehre. Wie es nun von beiden Seiten zum Fechten und Schlagen kam, begann die Sonne den Lübeckern entgegen zu scheinen, so daß ihnen der Glanz der Sonne in die Augen fiel und sie die Feinde nicht sehen konnten. Aber, o Wunder, da ward die heilige Frau Maria Magdalena sichtlich gesehen, wie sie ihren Mantel vor der Sonne ausstreckte und die scheinenden Strahlen den Dänen zubog, so daß die Lübischen wie in einem Schatten standen.

Als nun alles vollendet war, zogen sie mit ihrem Haufen und vielen vornehmen Gefangenen nach der Stadt, lobten, priesen und dankten Gott und teilten die Beute unter das Kriegsvolk aus. Den gefangenen Herzog Otto gab man an Albert von Sachsen, die übrigen Fürsten aber teilte man an andere vornehme Herren aus, jedem nach seiner Würde. Darauf liefen sie nach dem Schlosse plünderten es, rissen und brachen es ab und machten es dem Erdboden gleich. Auf der wüsten Stätte begannen sie ein herrliches Kloster zu bauen. Zum ewigen Gedächtnis des Siegestages gaben sie den Armen alle Jahre am Maria Magdalenentage ein Fest. Die Reiterfahne des Königs von Dänemark hängt noch heutiges Tages zum Siegeszeichen und uralten Gedächtnis in der Marienkirche nahe am Chor unter dem Gewölbe zwischen zwei Pfeilern.

280. Lübecker Urteil. Ums Jahr 1314 kam ein fremder Mann nach Lübeck, der in Rom gewesen war, wo er beim Papst um Nachlaß seiner Sünden angehalten hatte. Vom heiligen Vater war ihm befohlen worden, so und soviele Meilen Weges barfuß zu gehen, dann sollte er Vergebung haben. Wie er nun in Lübeck am Tore stand, fragte er die Jungen, wo eine gute Herberge wäre, sie möchten sie ihm zeigen, er wollte ihnen ein Trinkgeld geben. Schalkhafterweise wiesen sie ihn in die Büttelei. Als er hier ankam, begehrte er Herberge. Der Büttel weigerte sich auch nicht und sprach, er möchte ablegen und woher er denn käme. Der Fremde sagte, von Rom, und der Papst hätte ihm befohlen, so und soviele Meilen Weges barfuß zu gehen, dann sollten ihm auch seine Sünden vergeben sein. Der Büttel fragte ihn, was für eine Sünde er denn getan hätte. Der Fremde bekannte, er hätte einen schweren Mord begangen. Der Büttel schwieg still, ging aber zu den Herren des Gerichtes und meldete, was ihm von seinem Gaste gesagt worden war. Als die Herren nun auch den Fremden selbst gehört hatten, ist Urteil und Recht darüber ergangen, und man hat dem Fremden den Kopf weggehauen.

Da meinten die Leute, welches Urteil denn nun richtiger sein möchte, das des Papstes oder das der Lübischen.

281. Ursprung der Hansa. Nachdem der lübische Bürgermeister Alexander von Soltwedel die drei Königreiche Dänemark, Schweden und Norwegen bezwungen hatte, stiftete er im Jahre

1241 den alten berühmten Hansabund, um die Straßen zu Wasser und zu Lande von den verwegenen Dieben und Räubern zu reinigen und die Feinde des Reiches mit gewappneter Hand zu dämpfen. Der Hamburger Rat willigte dazu ein, ebenso die Wendischen. Daraufhin kamen in Lübeck Verordnete von hundertfünfundzwanzig angesehenen Städten zusammen und beschlossen folgendes:

Lübeck ist das oberste Haupt und die Stadt Danzig der Orator oder Kanzler, dazu werden die osterschen Städte gelegt; Braunschweig ist der Kurator oder Marschalk samt den sächsischen Städten; Köln ist der Kämmerer oder Rentmeister mit den Westerschen; die wendischen Städte aber und der Hansatambour und Pfeiffer sollen bei Lübeck sein.

Sie haben ferner vier Handelsstädte zu Kontoren ernannt mit Kaufmannschaft zu Wasser und zu Lande, um dahin zu handeln. Das erste Kontor haben sie nach Brügge in Flandern gelegt, da sollte Gold und Silber, Edelgestein, Samt und Seide verhandelt und gewechselt werden; das andere legten sie nach London in England wegen des Lakens oder Tuches; das dritte kam nach Naugarden (Nowgorod) in Rußland, woher sie die Pelterei wie Zobel, Marder, Biber, Grauwerk und desgleichen Flachs, Wachs, Ochsen- und Kuhhäute und reußisches Leder holten; das vierte Kontor befand sich endlich in Notau in Norwegen, das später wegen der Seeräuber nach Bergen gelegt ist. Dahin sollte man Bier und Brot, Malz und Mehl, geringes Tuch, Schuhe und Leinwand bringen, dafür aber Häring und Rotscheer (geweichter Stockfisch), Wachs, Tran und Stockfisch wieder holen.

Und als das Regiment allenthalben wohlbestellt war, lobten und priesen sie Gott einmütig und zogen von dannen.

Aber weiterhin hat der moskowitische Bär die livländischen Kälber greulich gefressen. So hat auch auf der anderen Seite der polnische Wolf die preußischen Lämmer getreulich bewacht und fleißig im Busch auf sie gelauert. Der hispanische Fuchs aber hat die westerschen Gänse ziemlich gerupft; ja, der Leu hat oft versucht, wie er Lübeck und Hamburg packen möchte.

Etliche Jahre hat man folgenden alten Spruch gehört:

Lübeck ein Kaufhaus,
Köln ein Weinhaus,

Braunschweig ein Zeughaus,
Danzig ein Kornhaus,
Hamburg ein Brauhaus,
Magdeburg ein Backhaus,
Rostock ein Malzhaus,
Lüneburg ein Salzhaus,
Stettin ein Fischhaus,
Halberstadt ein Frauenhaus,
Riga ein Hanf- und Butterhaus,
Reval ein Wachs- und Flachshaus,
Krakau ein Kupferhaus,
Wisby ein Pech- und Teerhaus.

282. Dar danzt Bornholm hen. Im Jahre 1362 mußten die Seestädte, unter denen Lübeck die vornehmste war, dem König von Dänemark den Krieg ansagen, weil er den unschuldigen Kauf- und Handelsleuten in seinem Reiche eine Schätzung über die andere auflegte. Sie rüsteten also eine große Flotte aus, setzten den lübischen Bürgermeister Johann Wittenborg als Admiral darauf und ließen die Schiffe nach Dänemark laufen. Der König aber hatte den Städten — es waren ihrer siebenundsiebzig — auf ihre Absage zurückgeschrieben:

Söven und söventich hense,
Söven und söventich gense.
Biten mi nich de gense
Frag ik'n Sch—t na de hense.

Auch war er nicht faul zur See, setzte sein Volk gleichfalls zu Schiffe und verordnete seinen Sohn Christoffer zum Herrn darüber. Bald trafen sie aufeinander und stritten mannlich. Der Streit hätte sich leicht länger hinziehen können, wenn des Königs Sohn nicht durch einen Stein aus dem Rohre erschossen worden wäre; da wandten sich seine Schiffe und liefen davon. Die Hanseaten waren aber damit nicht ersättigt, daß sie die Feinde zur Flucht getrieben hatten, sie wollten auch noch Beute haben, liefen deshalb vor Kopenhagen und stiegen ans Land. Aber der König, der wohl sah, daß er sich nicht halten konnte, dachte auf eine List. Er ließ einen Waffenstillstand und Frieden anbieten, und während der Admiral, Herr Johann Wittenborg, Verordnete nach Lübeck abfertigte, lud er die Offiziere zum Geburtstag der Königin auf sein Schloß. Sie kamen auch alle, höchlichst aus-

gestattet, sonderlich Herr Johann Wittenborg als der Städte Admiral, und der König empfing sie ganz herrlich. Als Herr Johann nun die Königin nach Gewohnheit um einen Tanz bat, sagte sie in Züchten, es werde sich wohl nicht geziemen, vor allem Volke mit ihrer Feinde Obersten zu tanzen, dennoch könne sie es wohl zugeben, wofern er zuvor durch ein Zeichen seine Freundschaft kundtäte. Da Herr Johann Wittenborg nun zu wissen begehrte, was das sein möchte, sprach sie huldvoll: „Die Insel Bornholm!" Herr Johann wurde von der Königin so entzündet, daß er es ihr zusagte, worauf sie den ganzen Abend mit ihm allein und niemand anderm tanzte. Als die Lübischen das sahen, sprachen sie zueinander: „Dar danzt Bornholm hen!" Am andern Morgen in der Frühe reideten sie ihre Schiffe aus und fuhren nach Lübeck. Die Dänen aber nahmen Bornholm ein und fügten den Kaufleuten noch mehr Schaden zu denn zuvor.

Herr Johann Wittenborg ist darauf zu Lübeck in den Turm gesetzt und im folgenden Jahre in einem Stuhl auf den Markt gebracht, wo ihm das Haupt abgeschlagen wurde. Der Stuhl ist noch auf dem Rathause, und auf dem Markte ist die Fliese noch zu sehen, worauf der Stuhl gestanden hat. Ein Rat aber ließ aus Herrn Johanns Gütern einen großen silbernen Schauer machen, auf dem geschrieben stand: „Dar danzt Bornholm hen!" Daraus mußten die Bürgermeister trinken, wenn der Hippokras geschenkt wurde, damit sie allezeiten der Städte Ehre vor Augen hätten. Das geschah jährlich zweimal nach dem Spruch:

Dat letzte Für und dat erste Gras,
Da drinken de Herren den Hippokras.

283. Hauptmann Jägers Hochwild. Im Jahre 1291 ist als Stadthauptmann in Lübeck ein wohlgeübter Kriegsmann gewesen mit Namen Jäger. Zu seiner Zeit trug sich's zu, daß um Lübeck herum allenthalben viel Raubens auf den Landstraßen vorfiel, so daß täglich von den Bürgern darüber geklagt wurde.

Nun kam einmal von ungefähr der vorgesagte Hauptmann dem Bürgermeister auf der Gasse entgegen, der still stand, ihn grüßte und sprach: „Herr Hauptmann, ihr heißt wohl Jäger, aber wann fangt ihr einmal was! Habt ihr denn nicht gehört, wieviel die Bürger über diesen und jenen Raub klagen, der täglich

an ihren Kaufmannswaren verübt wird? Warum sitzt ihr denn so stille dazu?" „Ja, Herr Bürgermeister," sprach der Hauptmann, „wenn mir das möchte befohlen werden, so wollte ich nicht nur jagen, sondern auch genugsam fangen." Darauf antwortete der Bürgermeister: „Ei, das ist ja euer Amt, zu steuern und zu wehren, wo ihr könnt, und ihr habt die Macht dazu, darum tut es, damit des Raubens und Klagens ein Ende werde!"

Der Hauptmann sagte zu, er wollte seinen Kopf daran setzen, daß die böse Sache abgeschafft würde, verabschiedete sich von dem Bürgermeister, ging nach Hause und befahl seinen Leuten, die Pferde mit dem Rüstzeug fertig zu halten, er hätte einen sonderlichen Anschlag zu verrichten, auch sollten sie den Tag daheim bleiben und bei ihrem Eide niemandem offenbaren, was er vorhabe; ebenso befahl er dem Marschalk, so und soviele Pferde bereitzustellen. Sobald nun der Abend herankam, ließ er den Fron angeblich wegen eines Schadens holen, über den er mit ihm zu reden hätte. Dann schickte er zu einem Mönche und ließ ihn eilig zu sich fordern. Die beiden Männer behielt er bei sich, setzte sie auf den Wagen und gab dem Fron ein Richtschwert zu verwahren. Als er ans Tor kam, das man gerade schließen wollte, ritt er mit seinen Leuten hindurch und befahl dem Schließer gleich hinter ihm zuzumachen, was auch geschah. So ging der Zug in aller Stille und eilig dahin, bis vor etliche straßenräuberische Junkerhöfe, die man wohl wußte. Hier saß der Hauptmann mit wenigen ab, nahm den Mönch und den Fron zu sich, pochte gelinde an die Pforte und sagte dem Torwärter, er sollte seinem Junker in der Stille vermelden, es wäre einer da, der wegen einer frischen Beute mit ihm zu reden hätte. Der Torwärter ging zu seinem Junker in die Kammer, weckte ihn auf und sprach, da vor der Pforte wäre der und der und hätte wegen einer frischen Beute notwendig mit ihm zu reden. Der Junker eilte flugs hinaus vor das Tor; aber sogleich nahmen ihn die lübischen Diener und führten ihn etwas an die Seite. Der Hauptmann sprach zu ihm: „Siehe, das und das hast du getan! Hier ist nicht länger Zeit, da steht der Mönch, dem beichte!" Als das geschehen war, hieb der Fron dem Junker den Kopf ab und steckte ihn in einen ledernen Sack. Dann fuhren sie weiter nach dem zweiten, dritten, vierten und fünften Hofe, wo sie eben dasselbe Spiel spielten. Gegen Morgen aber

kam der Hauptmann mit seinen Leuten und dem Wagen wieder in die Stadt. Er ritt mit seinem Gesinde in das Haus und behielt alle bis nach acht Uhr bei sich, da er wohl wußte, daß ein Rat versammelt war. Dann ging er aufs Rathaus und befahl dem Fron, ihm mit dem ledernen Sacke zu folgen. Auf dem Rathause ließ er sich anmelden, und als die Tür geöffnet wurde, trat er mit gebührender Achtung vor den Stuhl des Rates: „Gebietende, liebe Herren! Vorgestrigen Tages ist mir vom Herrn Bürgermeister vorgehalten, ich führte meinen Namen mit Unrecht; aber hierauf habe ich mich erboten, wenn ich Befehl erhielte, wollte ich nicht allein jagen, sondern auch was fangen. Darauf habe ich in dieser Nacht mein Jagen ins Werk gesetzt und dieses Hochwild gefangen." Damit wandte er sich um und befahl dem Fron, seinen Sack auszuschütten. Der Fron aber machte den Sack auf und schüttete die Junkerköpfe in den Stuhl des Rates, worüber die Herren alle erschraken. Der Bürgermeister aber fing an, sich zu entschuldigen und sprach: „Ich habe zwar mit euch geredet, Herr Hauptmann, aber das habe ich euch nicht befohlen!" Der Hauptmann antwortete: „Großgünstige, liebe Herren! Diesen Straßenschändern ist nichts anderes widerfahren, als was sie gar wohl verdient haben; denn ich will Bürge sein, daß dieser keiner es mehr tun soll!"

Jeder zollte der Rede Beifall; aber die Freunde der enthaupteten Junker stellten dem Hauptmann nach. Da sein Leben nicht mehr sicher war, suchte er beim Rate um Entlassung nach und ging in kaiserliche Dienste. Ein holsteinischer Adeliger aber hat sich über die Geschichte vernehmen lassen: „In Lübeck ist nicht gut balbieren; denn man schert so scharf, daß auch die Köpfe nicht auf dem Rumpfe bleiben!"

284. Klaus Störtebeker und die Vitalienbrüder. Im Jahre 1389 fing die Königin von Dänemark, Margarete, den König Albrecht von Schweden, der ein Herzog aus Mecklenburg war, und hielt ihn sieben Jahre gefangen. Die Rostocker und Wismarschen aber wollten ihren Herrn als getreue Untertanen zu Hilfe kommen. Sie ließen ausrufen, alle diejenigen, die auch gegen die Dänen zögen, sollten sicheren Schutz und Hafen bei ihnen haben. Da tat sich aus mancher Gegend ein ungestüm Volk

zusammen von Edelleuten, Bürgern, Amtsleuten und Bauern. Sie nannten sich Vitalienbrüder, weil sie vorgaben, des Königs Volk mit Vitalien (Lebensmitteln) zu stärken. Bald waren ihrer so viele, daß die ganze Ostsee unsicher wurde. Sie plünderten die alte Stadt Wisby und nahmen alle Schiffe, nur die der Wismarschen und Rostocker nicht. Ihre Hauptleute aber waren Klaus Störtebeker, Gödke Michelsen und Wichmann Wichelt, verwegene Buben, die man in zehn Jahren nicht ergriff.

Nun fielen etliche von ihnen ein großes Stralsundisches Schiff an und wollten es mit Gewalt nehmen, obschon sie hörten und sahen, daß es nicht Dänen, sondern Deutsche waren; aber die Stralsunder hielten sich und wurden den Vitalienbrüdern über, so daß sie ihrer etliche Hundert gefangen nahmen. Weil nun soviel Ketten, Stöcke und Helden nicht vorhanden waren, daß man die Schelme alle schließen konnte, ihnen auch nicht zu trauen war, daß sie nicht vielleicht bei nachtschlafender Zeit zu würgen anfingen, so dachte man eine neue Weise aus, die man von ihnen selbst gelernt hatte. Man nahm Tonnen, deren das Schiff viele geladen hatte, schlug in den einen Boden ein so großes Loch, daß ein Hals darin verschlossen werden konnte, steckte in jede Tonne einen von der sauberen Brüderschaft, so daß der Kopf draußen blieb, machte dann die Tonne fest zu und stapelte sie aufeinander. Man ließ sie solange darin, bis sie gerichtet wurden und hieb ihnen dann die Köpfe ab.

Der Störtebeker hatte auch einen steinernen Turm bei Häven erbaut, nicht weit vom Himmelsdorfer See. Da lauerte er den Lübischen Schiffen auf und hatte bei Nacht eine Leuchte wie die Travemünder Leuchte, und wenn die Schiffe auf den Strand liefen, plünderte er sie aus. An der Stelle sollen noch große Schätze vergraben liegen. Endlich zogen die Lübischen hin und warfen den Turm nieder, fingen auch einen Teil der Seediebe und hängten sie längs des Ufers auf, an jedem Baum einen. Sie reideten ferner zwanzig große Orlogsschiffe aus und setzten vier Ratsherren als Hauptleute hinein. Daraufhin verliefen sich die Seeräuber geschwind und kamen unvermutet nach Bergen, wo sie alles an Silber und Gold und schönen Kleidern wegnahmen, auch ein großes Gelage in der Kirche abhielten. Klaus Störtebeker ließ sich aus den heiligen Gefäßen einen großen

silbernen Schauer von vier Stübchen Inhalt machen, den trank er auf einen Zug aus.

Als die Lübischen das ausgekundschaftet hatten, fuhren sie in Hast nach Bergen. Da fielen die Seeschäumer bald auf ihre Schiffe, ein Teil entwich nach Friesland, nahm hier vier Stiftsschlösser ein und tat den Flandern großen Schaden, ein Teil lief in die hispanische See und tat manchem Kaufmann weh. Ein anderer Teil, etwa vierhundert, segelte nach Rußland in die Newa und verübte großen Raub. Endlich wollten sie einen anderen Weg zurückziehen, weil sie die Lübischen fürchteten, verbiesterten aber im Meer und kamen zu undeutschen Leuten, die sie nicht verstehen konnten. Sie schlugen derer viele tot und nahmen ihnen Speise und Vieh, womit sie sich nährten. Danach segelten sie fort und kamen unter das heilige Land zu den Bergen in Caspien, wo sie unmäßig viel Volk sahen und meinten, es wären die roten Juden. Sie schlugen eine Menge davon tot, durften aber nicht ans Ufer gehen, denn es waren ihrer zuviele. Nicht ferne von dieser Gegend fanden sie Volk, das über und über mit Haaren bewachsen war. So segelten sie fort um die Welt, bis sie einen deutschen Mann fanden, der vordem weggeführt war, der wies ihnen die Wege nach der Sonne. So kam die Hälfte wieder zu Lande nach Jahresfrist, die anderen waren in Streit und Hunger verkommen.

Weil nun die Schiffahrt auf der Ostersee eine Zeitlang ungestört gewesen war, ließen die Lübischen ihre Schiffe wieder nach Hause laufen. Alsbald nahm Herzog Barnim von Wolgast die losen Leute zu sich und lief mit einigen stattlichen Schiffen in die See, unter dem Vorgeben, nur etwas spazieren zu fahren; aber er ist in den Öresund gelaufen, hat die Kaufmannschaft beraubt und etliche hinweggenommen. Als er nun mit der herrlichen Beute nach Hause wollte, begegneten ihm die Lübischen Schiffe, die nach Bergen fuhren. Sie gingen mit vollen Segeln auf ihn los und fanden nur schlechten Widerstand; beinahe alle seine Schiffe wurden ihm genommen, die Leute verwundet, erschlagen und ins Meer gestürzt. Eines der Schiffe mit achtzig Mann, größtenteils vom Adel, jagten die Lübischen nach Dänemark auf den Strand, wo die Königin die Mannschaft gefangen nahm und ihr die Köpfe herunterschlagen ließ. Der Fürst selbst entwischte zwar mit großer Not, doch hatte er Seefahren gelernt.

Im Jahre 1402 rüsteten die Hamburger endlich eine große Armada wider die Vitalienbrüder aus, um die See rein zu halten. Darunter war ein Schiff, die Bunte Kuh genannt, das eine Menge Freibeuter in der spanischen See antraf, wo es sich tapfer mit ihnen herumschlug, bis es ihnen über ward. Da bekamen die Hamburger den Gödke Michelsen mit achtzig seiner Gesellen und großes Gut an Gold, Silber, Kupfer und Seide. Störtebeker aber hatte sich verlaufen und kam auf die Elbe; da legte ein Fischer bei ihm an, der früher ein Geselle bei ihm gewesen war und bat um Feuer, daß er sich Essen kochen möchte. In der Nacht aber, als sie meinten, er kochte, goß er ihnen mit Blei das Steuer fest und machte sich auf nach Hamburg und sagte es den Herren vom Rate. Alsobald liefen drei Friedeschiffe aus, die fielen morgens früh über die Seediebe her, erschlugen ihrer vierzig und nahmen an siebenzig gefangen, darunter den Hauptmann Klaus Störtebeker und Wichmann Wichelt. Und als die Bunte Kuh zurückkam, wurden die losen Buben mit Bewilligung der anderen Städte um eine Spanne kürzer gemacht und ihre Köpfe seewärts auf Pfähle gesteckt. Die Hamburger fanden aber den einen Mast auf Störtebekers Schiff von lauterem Golde, den anderen von Silber, den dritten von Kupfer; damit haben sie ihre Kirchen decken lassen. Störtebekers silbernen Schauer endlich hat das Fischeramt, zu dem der erwähnte Geselle gehörte, der ihn verraten hatte, zum Gedächtnis behalten.

* * *

6. Die Ostmarken. Preußen.

Die folgenden Seiten führen uns in Gebiete, die ursprünglich von deutschen Völkerschaften bewohnt, während der Völkerwanderung aber von ihnen verlassen wurden. In die leer gewordenen Gegenden wurden dann, hauptsächlich von Osten her, andere Völkerstämme gleichsam hereingesogen. Sie waren Slawen, die ihre heimische Sitte und Art mitbrachten. Schon die ersten deutschen Kaiser waren von der Notwendigkeit überzeugt, die den Deutschen seit der Völkerwanderung im Osten verloren gegangenen Länder zurückzuerobern. Heinrich I. und Otto der Große unterwarfen einen großen Teil slawischen Gebietes, Heinrich der Löwe gewann Mecklenburg und Pommern der deutschen Herrschaft wieder.

Das Volk hat sich von den fremden Völkern des Ostens eine Fülle von Sagen und sagenhaften Geschichten, von Gerüchten und unverbürgten Nachrichten erzählt. Das Fremde machte an und für sich großen Eindruck; das Bekanntwerden mit ungewohnten Sitten und Einrichtungen setzte die Deutschen in Erstaunen und regte ihre Einbildungskraft besonders an; übertriebene Berichte von Kämpfen im Osten und von Kaufleuten, die sich nach dort vorgewagt hatten, wurden von Mund zu Mund berichtet und dabei verändert.

Was dem deutschen Volke vor allem auffiel, war die Religionsübung der Slawen, die sich von dem altgermanischen Heidenglauben durchaus unterschied. In Deutschland war zu der Zeit, als die Siedelungsarbeit im Osten begann, das Christentum schon eingeführt und das harte, verdammende Urteil der Kirche über alles Heidnische schon allmählich ins Volk eingedrungen.

Darum treten uns in den Überlieferungen namentlich solche Sagen entgegen, die von dem heidnischen Gottesdienst sprechen, von der Anbetung der Götter Triglaw und Zwantewit, von den heiligen Orten der Slawen in Rethra, den heiligen Eichen in Stettin, in Thorn und andern Orten im Preußenlande. Erwähnung verdient dabei, daß die Zahl drei in diesen Sagen eine merkwürdige Rolle spielt und schon durch die häufige Wiederkehr auffallend wirkt.

Im Osten Deutschlands haben ebenso wie in anderen Gebieten Mönche im Vordergrunde der Geschichte gestanden. Es kann uns deshalb nicht wundernehmen, daß sie auch in der Sage eine bedeutende Rolle spielen. Neben ihnen sind geistliche Ritterorden hervorgetreten.

285. **Die Ostseegestade und ihre Bewohner.** Die Menschen, bei denen Adalbert von Prag den Märtyrertod erlitten hat, sind blau von Farbe, das Gesicht ist rot und das Haar lang.

Es gibt Inseln in diesem Meere (der Ostsee), die voll sind von wilden Barbaren und die deshalb von den Seefahrern gemieden werden. Ingleichen sollen an den Gestaden des baltischen Meeres die Amazonen wohnen, ein Land, das man jetzt das Land der Weiber nennt. Ihre Kinder haben Hundsköpfe, wenn sie männlichen Geschlechts sind, die Mädchen aber sind die schönsten Geschöpfe. Sie leben zusammen und treiben Männer in kräftigem Kampfe zurück. Hundsköpfe sind Wesen, die den Kopf an der Brust haben. In Rußland findet man sie oft als Gefangene, und sie bellen die Worte mit der Stimme hervor. Dort wohnen auch die Alanen oder die Albaner, die in ihrer Sprache Wizzen heißen. Sie sind die blutgierigsten Vielfraße und werden mit grauen Haaren

geboren. Ihr Land wird von Hunden verteidigt. Wenn einmal gekämpft werden muß, so bilden sie die Schlachtordnung aus Hunden. Dort wohnen bleiche, grünfarbige und langlebige Menschen, die man Husen nennt, endlich jene, die Menschenfresser sind. Auch gibt es dort sehr viele andere Ungeheuer, die die Seefahrer gesehen haben wollen, obgleich es kaum für glaublich gehalten wird.

286. Rethra, das Heiligtum der Slawen. Otto I. hatte viel Krieg mit den Slawen zu führen, die die Ostmarken seines Reiches unsicher machten. Zu ihnen gehörten die mächtigen Retharier, deren Stadt Rethra war, der Sitz der Abgötterei. Hier war den Göttern ein gewaltiges Heiligtum, unter denen Redigast das vornehmste war, errichtet worden. Des Gottes Bildnis aber war aus Gold und ruhte auf purpurnem Lager. Die Stadt selbst zählte neun Tore und war auf allen Seiten von einem tiefen See umschlossen. Eine hölzerne Brücke führte hinüber, und nur dem war es gestattet, seinen Weg darüber zu nehmen, der sich zu opfern oder eine Weissagung zu hören nahte.

Die Stadt Redigast oder Radigast war von dreieckiger Gestalt, hatte drei Tore und wurde von allen Seiten durch einen ungeheuren, von den Einwohnern nie berührten heiligen Hain umgeben. Zwei der Tore standen jedem in die Stadt gehenden Menschen offen, das dritte, das nach Osten lag und am kleinsten war, führte zu einem nahe gelegenen See. An diesem Tore stand ein aus Holz kunstvoll errichtetes Heiligtum, das anstatt auf Grundsteinen auf den Hörnern verschiedener Tiere ruhte. Die Wände waren mit geschnitzten Götterbildern geziert. Im Innern standen die Bildsäulen der Götter, mit Helm und Panzer bekleidet und furchtbar anzuschauen. An diesem Orte befanden sich die Feldzeichen des Volkes, die nur im Falle der Kriegsnot von hier weggenommen wurden. Um diese Fahnen sorgfältig zu behüten, waren von den Einwohnern des Landes besondere Diener angestellt. Untereinander heimlich murmelnd, wühlten sie, wenn sich das Volk zum Opfer nahte, zitternd die Erde auf, um aus den hervorgezogenen Losen Gewißheit über gewisse Dinge zu suchen. War das geschehen, dann bedeckten sie die Lose mit grünem Rasen und führten ein Roß, das unter allen für das größte gehalten und im Lande als heilig verehrt wurde, mit demütigem Flehen

über die Spitzen zweier in die Erde gesteckter und sich kreuzender Lanzen.

So suchten sie, nachdem sie schon vorher durch Losung die Zukunft zu erforschen getrachtet hatten, durch jenes heilige Roß nach einem zweiten Zeichen, und erst wenn in beiden Fällen sich dasselbe Wahrzeichen kundgab, ging man an die Ausführung der Tat. Auch erzählte man sich hier von alters her, daß, sobald der wilde Schrecken eines lange währenden Kampfes drohte, aus den Wogen des obenerwähnten Sees ein gewaltiger Eber mit leuchtenden Zähnen hervorkäme und sich unter furchtbarem Getöse im Angesicht vieler im Sumpfe wälzte.

287. Das heilige Roß des Gottes Zwantevit. Der Gott Zwantevit auf Rügen hatte ein großes weißes Pferd, dem man kein Haar aus der Mähne oder dem Schwanze ziehen durfte. Nur der Hohepriester sollte es füttern, auch niemand darauf sitzen als er. Die Rugianer waren der Meinung, daß der Gott Zwantevit auf diesem Pferde gegen seine Feinde zu fehden und zu kriegen pflegte. Oftmals sahen sie das Pferd, trotzdem es bei der Nacht nicht aus dem Stalle kam, am Morgen so mit Schweiß und Kot bedeckt, als sei es auf fernen, weiten Wegen gewesen.

Mit diesem Pferde pflegten sie auch die Wahrsagung. Wollte man einen Krieg anfangen, so steckte man vor dem Tempel drei Reihen Spieße auf, über die man andere Spieße band. Über die Querspieße führten sie das weiße Pferd aus des Tempels Vorhofe; wenn es dreimal nacheinander mit dem rechten Fuße zuerst auftrat, so bedeutete es gut Glück, und sie zogen frisch und fröhlich in den Krieg; wenn es aber mit dem linken Fuß zuerst auftrat, so bedeutete es Unglück.

288. Die Göttereiche in Stettin. An der Stätte der Götzenverehrung in Stettin stand eine gewaltige, dichtbelaubte Eiche; unter ihr strömte ein lieblicher Quell hervor, den das einfältige Volk für die Wohnstätte einer Gottheit hielt und darum mit großer Andacht als heilig verehrte. Der Bischof wollte diesen Baum fällen, unterließ es aber auf Bitten des Volkes, nachdem ihm dieses zugesagt hatte, fortan weder jenen Baum noch die Stätte unter irgendeinem religiösen Vorwand hegen zu wollen; man wünschte vielmehr den wundervollen Baum um seines Schattens und seiner

Schönheit willen erhalten zu sehen. Der Bischof nahm das Gelöbnis entgegen, erfüllte die Bitte und sagte: „Der Baum mag in Frieden stehen bleiben, aber jenes Roß, das euch die Zukunft kündete, müßt ihr beseitigen!"

289. Jumneta (Vineta). An der Mündung der Oder lag einst die sehr angesehene Stadt Jumneta, die den Barbaren und Griechen, die ringsumher wohnten, einen sehr berühmten Mittelpunkt des Verkehrs darbot. Zum Preise dieser Stadt wurden große und kaum glaubwürdige Dinge erzählt. Sie war in der Tat die größte aller europäischen Städte, bewohnt von Slawen und einer gemischten Bevölkerung von Griechen und Barbaren. Auch die hinreisenden Sachsen erhielten Erlaubnis, dort zu wohnen, freilich nur, wenn sie sich nicht öffentlich als Christen zu erkennen gaben; denn bis zum Untergange der Stadt waren alle Bewohner in heidnischem Irrglauben befangen. Was Sitte und Gastlichkeit anlangte, war kein ehrenwerteres und gutherzigeres Volk zu finden. Reich durch die Waren aller Nationen, besaß Jumneta alle möglichen Annehmlichkeiten und Seltenheiten. Die so wohlbegüterte Stadt soll ein König der Dänen, der mit einer sehr großen Flotte heransegelte, von Grund auf zerstört haben, doch sind noch Überreste von ihr vorhanden.

Das Meer zeigte sich bei Jumneta in dreierlei Art. Die Insel, auf der sie lag, wurde nämlich von drei Gewässern umspült, eines davon war grün, ein anderes weiß, das dritte aber wurde unaufhörlich von wütenden Stürmen erregt.

Einen ziemlich abgeschlossenen Sagenkreis besitzen wir von den heidnischen Preußen, deren Unterwerfung durch den deutschen Ritterorden im dreizehnten Jahrhundert begann. Über ihren Ursprung, ihre alten Bräuche, großen Helden, wichtigsten Orte und hervorstehendsten Kämpfe weiß die Sage mancherlei zu fabeln.

290. Herkunft und Gottesdienst der alten Preußen. Aus Norwegen, das früher den Namen Scandia führte, kam einst ein Volk nach Cymbria, d. i. Dänemark, und ließ sich auf einer Insel dieses Reiches, Klein-Cymbria, nieder. Nachdem aber die Goten durch Narses, den griechischen Feldhauptmann aus Italien, vertrieben worden waren, machten sie sich auf, neue Wohnsitze zu suchen, und der König von Cymbria gestattete ihnen, Klein-Cymbria

in Besitz zu nehmen, wenn es ihnen gelänge, die dahin gekommenen Fremden wieder zu vertreiben. Die Goten bemächtigten sich des Eilandes, das von ihnen den Namen Gotland erhielt. Die vertriebenen Scandianer fuhren auf Flößen durch Cronus, d. i. die Ostsee, und Hailibo, d. i. das Frische Haff, und kamen in das Land Ulmigeria, wo sie ein noch ganz unerfahrenes und rohes Volk fanden, sich niederließen, nach ihrer Weise Dörfer und Festen bauten und sich im Guten wie mit List und Gewalt zu Herren des Landes machten.

Die Führer der Scandianer waren zwei Brüder gewesen, Bruteno und Widewuto. Als die Kriegsmänner der Scandianer einen von ihnen zum König machen wollten, wählten sie zuerst Bruteno; aber dieser wollte sein Leben dem Dienste der Götter weihen und sagte ihnen, sie möchten seinen Bruder Widewuto wählen, der ein beherzter Mann wäre und das Volk brüderlich regieren würde. So wurde Widewuto König, Bruteno aber Kriue Kirwaito genannt, d. i. „unser oberster Herr nächst Gott". Das Volk gelobte, ohne seinen Willen nichts zu tun, sondern ihn zu hören wie Gott selber.

Kriue Kirwaito wählte auch einen schönen Platz aus, eine hohe und dicke Eiche, die an dem Orte stand, wo damals die berühmte Stadt Romove erbaut war; hierhin wurde das Volk beschieden, um die Götter einzuweihen. Widewuto ermahnte das Volk, daß sie ihren drei allmächtigen Göttern danken sollten; denn diese hätten ihnen das Land gegeben und wollten, daß beide, die alten Einwohner und die neu Gekommenen, sich freundlich und brüderlich vertragen sollten; das wäre den Göttern wohlgefällig, ihnen selbst aber rühmlich und nützlich. Das Volk verpflichtete sich zum Gehorsam gegen die Götter, und der Kriue Kirwaito stellte die drei Götterbilder in drei Löchern der Eiche auf.

Über die Feierlichkeit war der Abend hereingebrochen, und man wollte die Feier am folgenden Tage fortsetzen. In der Nacht zog ein schweres Gewitter mit schrecklichen Blitzen und Donnerschlägen herauf, doch am anderen Morgen war alles wieder schön hell und klar, und das Volk versammelte sich. Der Kriue Kirwaito erinnerte das Volk daran, wie die Götter in der Nacht schrecklich mit ihnen geredet und befohlen hätten, an keinem anderen Orte Götter zu verehren oder Opfer darzubringen. Nur hier wollten

sie besucht und mit Gaben geehrt werden, auch sollten sie stets einen Kirwaiten haben. Es sei göttlicher Wille und Befehl, das Land, das die allmächtigen Götter ihnen gegeben hätten und weiterhin gönnten, nach ihrem ersten Kriue Kirwaito zu nennen, nämlich nach seinem früheren Namen Bruteno, das Land solle also Brutener Land heißen.

Alles das hat das Volk willig und gern angenommen und getan und sich hinfort nicht anders als Brutener genannt, woraus der Name Preußen entstanden ist.

291. Widewutos Opfertod. Als König Widewuto hohen Alters wegen seine Heere nicht mehr zum Siege führen konnte, verbündeten sich die Feinde, um die Brutener mit Heeresmacht zu überziehen. Widewuto wußte keinen anderen Rat, als sich den Göttern zu opfern. Er offenbarte seinem ältesten Sohne sein Vorhaben, befahl ihm auch, sein feierliches Begräbnis abzuhalten und seine Asche zu verwahren, dann aber den Kampf kühnlich und rühmlich zu beginnen und im übrigen die Götter walten zu lassen, deren Hilfe ihm so nicht vorenthalten würde.

Widewuto ließ vor der großen Eiche zu Romove einen Scheiterhaufen errichten, auf den das Volk die brennenden Fackeln warf. Großes und kleines Vieh, besonders Ochsen mit vergoldeten Hörnern wurden geopfert; die Eingeweide der Tiere warf man in die Glut. Der herrlich gekleidete König hielt eine große Schale mit Met und goß diesen einer großen schwarzen Kuh zwischen die Hörner. Dann sprach er ein feierliches Gebet zu den Göttern des Meeres und der Erde, bat sie, das Opfer anzuschauen und ihn als Opfer für sein Volk anzunehmen, den Feinden Schrecken, Furcht, Flucht und Kraftlosigkeit, seinem Volke aber Sieg zu verleihen. Nach diesem Gebet stürzte er sich ohne Zagen mitten in die Flammen, worauf die Obersten des Volkes und die Jünglinge einen Kriegsreigen mit kläglichem Jammer und Geschrei um den Scheiterhaufen aufführten und dreimal mit den Waffen aneinander schlugen, daß es durch die Luft ertönte und weit und breit durch die Wälder schallte.

Also entbrannten ihre Herzen, daß sie kühn wurden. Sie griffen zu den Waffen und verbanden sich, der Götter Hilfe durch ihres Königs Tod gewärtig, gegen den Feind.

Nach einer anderen Sage soll sich auch Widewutos Bruder Bruteno freiwillig dem Feuertode geopfert haben.

292. Thorn. Im Lande der alten Preußen standen einige Eichen, die von ihnen für heilig gehalten wurden. Eine solche Eiche befand sich auch an der Stelle, wo später die Stadt Thorn erbaut wurde. Sie war von unglaublicher Größe, und bei ihr wurden die Götter verehrt. Hermann von Balke, der erste Landmeister in Preußen, fand sie vor, als er in das Land kam, eroberte sie nach vielem Widerstande und ließ sie befestigen, so daß sie ihm anstatt eines Turmes wider die Preußen diente, die unaufhörlich versuchten, sie wieder zu erobern. Darum nannte er sie auch seinen Turm.

Später wurde um diese Festung herum eine Stadt erbaut, die ebenfalls Turm oder Thorn hieß. Das ist aber nicht die heutige Stadt Thorn; denn die alte Stadt wurde alljährlich überschwemmt und darum eine Meile weiter versetzt, auf die Stelle, wo jetzt die große und schöne Stadt Thorn steht. Die Überreste der alten Stadt findet man aber noch in der Erde, und die Sage geht, daß es dort nicht richtig sei.

293. Der Riese Miligedo. Als die Ordensmeister ins Land kamen, lebte ein großer Riese in Preußen, Miligedo, der seiner Größe und Stärke wegen im ganzen Lande bekannt war. Als er sich zum christlichen Glauben bekehrt hatte, tat er seinen Landsleuten vielen Schaden, so daß sie ihn fürchteten und in ihre Gewalt zu bekommen suchten. Nachdem nun die Kreuzherren das Schloß Bartenstein besetzt hatten, in dem sich auch Miligedo befand, belagerten es die Preußen unter ihrem Obersten Matingo und trachteten vor allen Dingen danach, den Miligedo mit List aus dem Wege zu räumen. Einer von ihnen, ein großer und starker Mann, trat vor das Schloß und forderte den Riesen zum Zweikampfe heraus, der sich nicht lange nötigen ließ und mit einer großen Keule heraneilte, deren Knopf voller Blei gegossen war. Auf einen Streich schlug er dem Preußen Haupt, Harnisch und Hirnschädel ineinander. Von den zwanzig Preußen, die jetzt hervorbrachen, schlug er bald fünfzehn zu Boden, während die übrigen die Flucht nahmen. Miligedo zog wieder in Frieden auf die Burg, doch als er bald darauf gar zu kühn und keck war,

wurde er von fünfzig Mannen überfallen, die ihn schließlich überwältigten und erschlugen.

294. Das Totenglöcklein in Bartenstein. Die Preußen hatten schon lange vor der Burg Bartenstein gelegen, ohne sie bewältigen zu können. Schließlich waren alle Vorräte und zuletzt gar die Rosse in der Burg verzehrt, so daß die Ordensritter sich nicht mehr länger halten konnten. Vor dem Abzuge wollten sie dem Feinde noch eine herbe Wunde beibringen, hielten sich eine Zeitlang ganz ruhig, so daß die Belagerer meinten, der Hunger hätte schon alle getötet, und stürzten dann plötzlich aus der Burg auf die Feinde, deren sie viele erschlugen. Das taten sie dreimal, bis sich die Feinde nicht mehr durch die anscheinende Ruhe verlocken ließen. Nunmehr mußten die Christen die Burg aber wirklich verlassen. Ein blinder Greis erbot sich, zurückzubleiben und zu den bestimmten Gebetszeiten regelmäßig das Glöcklein zu läuten, damit die Feinde annehmen sollten, die Burg wäre noch bemannt wie sonst.

Die übrigen Brüder entkamen glücklich unter der Hülle des nächtlichen Dunkels; der blinde Meßner läutete die Glocke wie gewöhnlich, bis auch diese zuletzt verhallte und die Feinde nun wußten, daß die Besatzung vom Hungertode hinweggerafft war. Aber wie erstaunten sie, als sie nach dem Eindringen in die Burg niemand fanden als den toten Meßner, der den Glockenstrang noch in der Hand hatte. Der erboste Feldherr wollte seine Wut noch an dem Leichnam des Greises auslassen, doch als er zur Kirche kam, war er vom Boten des Himmels hinweggerafft.

295. Hans von Sagan und das Wappen von Königsberg. Einer der schönsten Teile Königsbergs ist der Kneiphof, der seinen Namen von dem Erbauer, dem Hofmeister Winrich von Kniprode hat. Der Kneiphof war früher eine Stadt für sich und führte in seinem Wappen eine Krone und zwei Hörner, die von einer Hand mit blauem Ärmel gehalten wurden. Das Wappen hat folgenden Ursprung:

In der Schlacht bei Rudau hatten die Ordensbrüder große Not. Der Schustergesell Hans von Sagan griff die schon niedergefallene Fahne und führte mit ihr das flüchtig gewordene Ordensvolk beherzt und freudig von neuem gegen den Feind, so daß die Schlacht gewonnen und das Feld behauptet wurde. Hans

von Sagan trug aber einen blauen Ärmel, weshalb der Orden der Stadt eine Hand mit einem blauen Ärmel als Wappenzeichen verlieh, auch der Bürgerschaft alljährlich am Himmelfahrtstage ein großes Fest veranstaltete, das Schmeckbier genannt. Der Ursprung des Festes wird darauf zurückgeführt, daß Hans sich nach der Schlacht als Gnade nichts weiter ausbat, als daß den Bürgern des Kneiphofes jährlich ein solches Fest veranstaltet würde.

296. Der Bote aus der andern Welt. Kurz vor der Tannenberger Schlacht lebten in Königsberg zwei Ritterbrüder, Philipp Zwistelen und Wigand von Quellenburg. Sie hatten sich innig lieb, machten einen Bund miteinander und versprachen sich, daß der erste von ihnen, der sterben würde, dem andern erscheinen und verkünden sollte, wie es ihm in jener Welt erginge. In einem Streite verlor Wigand sein Leben, kam in der Nacht nach seinem Tode zu Bruder Philipp auf sein Kämmerlein und sprach: „Aus sonderlicher Gnade Gottes komme ich nach meinem Tode, gemäß unserem Bündnisse, zu dir. Frage, was nützlich ist, denn ich darf nicht lange weilen!“ Bruder Philipp fragte: „Wie geht es in jener Welt?“ Der Tote antwortete: „Wie es ein jeglicher verdient, so hat er auch Kurzweil, und wisse, daß diejenigen, die bei uns Knechte waren, dort unsere Herren sind.“ Der Lebende fragte weiter: „Wo bist du und in welcher Kurzweil?“ worauf der tote Wigand erwiderte: „Ich bin da, wo einer ausgeht und tausend eingehen, und unsere Kurzweil ist, daß uns eine Stunde zehntausend Jahre dünkt und uns dennoch unzählige Barmherzigkeit geschieht!“ Philipp fragte weiter: „Und wie steht es um uns in Gottes Gericht, werden wir gewinnen oder verlieren?“ Der Geist sprach: „Ich habe gesehen, daß man unsere guten und unsere bösen Taten vor Gott gewogen hat, aber ich sah nicht, welche Schale niederging, denn ich wurde weggerufen. Doch zuletzt noch eines: In Kürze wird es geschehen, daß die Herren Knechte werden, und Fremde werden unser Fürstentum in Besitz nehmen.“ Als er das gesagt hatte, verschwand er wieder.

297. Die Tannenberger Schlacht. In der Nacht vor der Tannenberger Schlacht zeigte sich am Himmel ein wunderbares Merkmal. In der Gegend des Mondes erblickte man nämlich einen Mönch, der eine Zeitlang mit einem Könige kämpfte, zuletzt aber

besiegt und vom Himmel verjagt wurde. Und während der Schlacht selbst sah man über dem Heere Jagellos einen polnisch gekleideten Mann schweben, der die Polen zum Streite ermunterte, wenn sie zu weichen begannen, ihnen den Segen erteilte und den Sieg versprach. Dieser Mann soll der heilige Stanislaus, der Schutzpatron Polens, gewesen sein.

298. Andreas von Sangerwitz, Komtur auf Christburg. Am 15. Juli 1410 wurde bei Tannenberg zwischen den Kreuzherren in Preußen und dem König Vladislav von Polen eine große Schlacht geliefert. Sie endigte mit der Niederlage des ganzen Ordensheeres; der Hochmeister Ulrich von Jungingen selbst fiel. Seinen Leichnam ließ der König den Brüdern zu Osterode zukommen, die ihn zu Marienburg begruben; das abgehauene Kinn aber mit dem Bart wurde nach Krakau gebracht, wo es noch zu Kaspar Schützens Zeit gezeigt wurde.

Als der Hochmeister mit den Gebietigern über diesen Krieg ratschlagte, riet der Komtur der Christburg, Andreas Sangerwitz, ein Deutscher von Adel, getreulich zum Frieden, unangesehen die andern fast alle zum Kriege stimmten und der Feind schon im Lande war; das verdroß den Hochmeister sehr, und er rechnete es ihm als Furcht und Zagheit an. Andreas aber, der nicht weniger Herz als Witz und Verstand hatte, sagte zu ihm: „Ich habe euer Gnaden zum Frieden geraten, wie ich's am besten merke und verstehe, und ich denke, zum Frieden diente uns dieser Zeit Gelegenheit am besten. Weil es Gott aber anders ausersehen hat, es auch euer Gnaden anders gefällt, so muß ich folgen und will euch in künftiger Schlacht, es laufe wie es wolle, so mannlich beistehen und Leib und Leben für euch lassen, so getreulich ich jetzt zum Frieden rate.“ Dem hat er auch als redlicher Mann nachgelebt und ist nebst dem Hochmeister auf der Walstatt geblieben, nachdem er sich tapfer gegen den Feind gehalten hatte.

Als nun dieser Komtur zur Schlacht auszog und gewappnet aus dem Schlosse ritt, begegnete ihm ein Chorherr, der seiner spottete und ihn höhnisch fragte, wem er das Schloß in seiner Abwesenheit befehlen wollte? Da sprach er aus großem Zorn: „Dir und allen Teufeln, die zu diesem Kriege geraten haben!“ Nachdem die Schlacht geschehen und der Komtur umgekommen

war, hat solch eine Teufelei und Gespensterei in dem Schlosse angefangen zu wanken und zu regieren, daß kein Mensch darinnen bleiben und wohnen konnte. Denn so oft die Ordensbrüder im Schlosse aßen, wurden alle Schüsseln und Trinkgeschirre voll Bluts; außerhalb des Schlosses widerfuhr ihnen nichts dergleichen. Wenn die Knechte in den Stall gehen wollten, kamen sie in den Keller und tranken so viel, daß sie nicht mehr wußten, was sie taten. Ging der Koch und sein Gesinde in die Küche, so fand er Pferde darin stehen, und es war ein Stall daraus geworden. Wollte der Kellermeister seine Geschäfte im Keller verrichten, so fand er an Stelle der Wein- und Bierfässer lauter Häfen, Töpfe, Bälge und Wassertröge; und so ging es in allen Dingen und Orten widersinnig. Dem neuen Komtur, der aus Frauenburg dahin kam, ging es noch viel wunderlicher und ärger. Einmal wurde er in den Schloßbrunnen an den Bart gehängt; ein andermal wurde er auf das oberste Dach im Schlosse gesetzt, wo man ihn nur mit Lebensgefahr herunterbringen konnte; zum drittenmal fing ihm der Bart von selbst an zu brennen, so daß ihm das Gesicht geschändet wurde; auch konnte ihm der Brand mit Wasser nicht gelöscht werden, und das Feuer erlosch nur, als er aus dem verwünschten Schlosse herauslief. Deswegen wollte kein Komtur mehr in dem Schlosse bleiben, es wurde auch von jedermann verlassen und nach des verstorbenen Komturs Prophezeiung des Teufels Wohnung geheißen.

Zwei Jahre nach der Schlacht kam ein Bürger von Christburg, der während der Zeit auf einer Wallfahrt nach Rom gewesen war, wieder nach Hause. Als er von dem Gespenst des Schlosses hörte, ging er auf einen Mittag hinauf, sei es nun, daß er die Wahrheit selbst erfahren wollte, oder daß er vielleicht ein Heiligtum mit sich gebracht hatte, das gegen die Gespenster dienen sollte. Auf der Brücke fand er des Komturs Bruder stehen, der auch mit in der Schlacht geblieben war; er erkannte ihn alsbald, denn er hatte ihm ein Kind aus der Taufe gehoben und hieß Otto von Sangerwitz; und weil er meinte, es wäre ein lebendiger Mensch, trat er auf ihn zu und sprach: „O, Herr Gevatter, wie bin ich erfreut, daß ich euch frisch und gesund sehe; man hat mich überreden wollen, ihr wäret erschlagen worden; ich bin froh, daß es besser ist, als ich meinte. Und wie steht es in diesem Schlosse,

wovon man so wunderliche Dinge redet?" Das Teufelsgespenst sagte zu ihm: „Komm mit mir, so wirst du sehen, wie man hier Haus hält!" Der Schmied folgte ihm nach, die Wendeltreppe hinauf; als sie in das erste Gemach gingen, fanden sie einen Haufen Leute, die nichts anders taten, denn mit Würfel und Karten spielen; etliche lachten, etliche fluchten Wunden und Marter. Im andern Gemach saßen sie zu Tische; hier war nichts anders, denn Fressen und Saufen zu ganzen und halben. Weiter gingen sie in den großen Saal, da fanden sie Männer, Weiber, Jungfrauen und junge Gesellen; man hörte nichts denn Saitenspiel, Singen, Tanzen und sah nichts als Unzucht und Schande treiben. Nun gingen sie in die Kirche; da stand ein Pfaff vor dem Altar, als ob er Messe halten wollte; die Chorherren aber saßen ringsumher in ihren Stühlen und schliefen. Endlich traten sie wieder zum Schloß hinaus; alsbald hörte man in dem Schloß so jämmerlich heulen, weinen und Zetergeschrei, daß dem Schmied angst und bange wurde und er dachte, es könnte in der Hölle nicht jämmerlicher sein. Nun sprach sein Gevatter zu ihm: „Gehe hin und zeige dem neuen Hochmeister an, was du gesehen und gehört hast! Denn so ist unser Leben gewesen, wie du drinnen gesehen hast; das ist der erfolgte Jammer darauf, den du hier außen gehört hast." Mit den Worten verschwand er, der Schmied aber erschrak so, daß ihm bis zu den Füßen kalt ward; dennoch wollte er den Befehl ausrichten, ging zum neuen Hochmeister und erzählte ihm alles. Der Hochmeister wurde zornig und sagte, es wären erdichtete Dinge, seinem hochwürdigen Orden zu Verdruß und Schanden, und ließ den Schmied ins Wasser werfen und ersäufen.

299. Der Remter zu Marienburg. Das Gewölbe des großen Remters im Hochmeisterschlosse zu Marienburg wird von einem einzigen starken Pfeiler getragen. In dem dreizehnjährigen polnischen Kriege, in dem das Schloß hart belagert wurde, verriet ein Troßbube die Beschaffenheit und Eigenart des Remters und seines Pfeilers und versprach den Feinden mit einem ausgehangenen roten Hute ein Zeichen zu geben, wenn das ganze Kapitel im Remter beisammen wäre und wohin man den Schuß richten müßte, um den Pfeiler zu treffen, damit unter dem herabstürzenden Gewölbe alle Ritter auf einmal zerschmettert und be-

graben würden. Und als am folgenden Tage der Hochmeister mit allen Ordensbrüdern zu Tische saß, gab der Verräter das verabredete Zeichen, aber der Schuß kam und tat keinen sonderlichen Schaden; denn die Kugel verfehlte den Pfeiler und schlug bloß oben in die Mauer, wo sie noch jetzt über dem Kamin zu sehen ist. Wahrscheinlich hat sich diese Geschichte im Jahre 1410 nach der Tannenberger Schlacht zugetragen.

300. Heinrich Reuß von Plauen. Nach der unglücklichen Schlacht bei Tannenberg waren von dem großen Adel der Ordensmeister nur drei Ritter übrig geblieben, Heinrich Reuß von Plauen, Statthalter und Komtur von Schwetz, Michael von Sternberg, Pfleger der Neumark, und Heinrich Reuß von Plauen, Komtur zu Danzig. Alle drei strebten heimlich nach dem Amte des Hochmeisters. Die übrigen Brüder gaben die Wahl frei und sagten, sie möchten unter sich ausmachen, wer Hochmeister werden sollte. Sie berieten lange miteinander, bis endlich Michael von Sternberg und der Komtur von Danzig die Wahl einmütig dem Statthalter Reuß von Plauen auftrugen und sagten, er möchte einen erwählen, und wen er wählen würde, den wollten sie willig als Herrn anerkennen. Jeder hoffte, vom Statthalter berufen zu werden. Am andern Tage sollte die Wahl in der Kirche vor dem Altare vor sich gehen. Der Statthalter wandte sich an alle Brüder, ob sie ihm mit den anderen zweien die Wahl übergeben wollten. Dann fragte er auch die beiden Ritter, ob sie ihm die Wahl anheimstellen würden und unwiderruflich denjenigen zum Herrn annehmen wollten, den er ihnen nennen würde. Auf die bejahende Antwort sagte er: „Wem ich den Mantel umhänge, der soll der Hochmeister sein!“ ging zum Altar, nahm den Mantel, hing ihn sich selber um und sprach: „Ich, Heinrich Reuß von Plauen, Statthalter und Komtur zu Schwetz, erwähle mich selbst kraft eurer aller Bewilligung zum Hochmeister, als den ich vor allen anderen den Tüchtigsten erkenne!“ Dem durfte niemand widersprechen, und er war Hochmeister.

301. Das Bernsteinrecht. In der frühesten Zeit durfte Bernstein sammeln, wer wollte. Doch die Ordensbrüder erkannten den großen Nutzen, den sie aus dem Bernstein ziehen konnten und verboten das unbefugte Sammeln mit der Strafe des Stranges.

Die Preußen aber, besonders die Fischer, kehrten sich nicht an das Verbot, und viele verloren jämmerlich das Leben. Anselmus von Losenberg, der das Sammelverbot als Vogt von Samland erlassen hatte, fand keine Ruhe im Grabe, wandelte noch mehrere Jahrhunderte später am Strande umher und rief: „O, um Gott, Bernstein frei, Bernstein!"

Im Jahre 1223 sammelten einige Strandbauern aus Not etliche Stücke Bernstein und verkauften sie an die Bürger in Fischhausen, weil ihnen der Hochmeister Albrecht das Salz vorenthielt, das sie sonst bekommen hatten. Als die Tat ruchbar wurde, erreichte die Täter harte Strafe. Seit der Zeit aber nahm die Menge des Bernsteins so ab, daß man gegen früher kaum noch den tausendsten Teil erhielt. Wohl sah man ihn noch in großen Mengen am Ufer schwimmen, aber wenn man ihn mit den Werkzeugen fassen wollte, so war er verschwunden, und die Brüder meinten, Gott hätte ihnen die köstliche Gabe ferner nicht mehr gegönnt.

*

302. Danzig. Wo jetzt die berühmte Stadt Danzig steht, war vor alten Zeiten ein Flecken oder Dorf, die Wieke genannt, dessen Bewohner Fischfang und Handel trieben und die durch ihre Wildheit und Mordsüchtigkeit berüchtigt waren. An Feiertagen zündeten sie Freudenfeuer an und zechten, tanzten und sprangen nach Herzenslust. Bei einem solchen Feste trug es sich nicht selten zu, daß Hader, Zank, Mord und Totschlag erfolgten.

Der Herr des Dorfes, ein strenger und harter Mann, hieß Hagel und wohnte in einem hölzernen Schlosse. Er war ein heidnischer Fürst, hielt die Einwohner von Wieke sehr hart, verlangte von ihnen das Beste, was sie hatten, ließ seinen Acker von ihnen pflügen und säen und die Erlaubnis zum Fischfangen und Holzfällen nur mit vielem Gelde erkaufen. Die Wieker waren einer solchen Bedrückung endlich überdrüssig und verschworen sich heimlich gegen den Fürsten, den sie aber nur durch List überwältigen konnten.

An einem Festtage hatten sie alljährlich die Gewohnheit, ihren Göttern ein großes Feuer anzuzünden, danach auf den Hagelsberg in das hölzerne Schloß ihres Herrn zu gehen und dort zu Ehren Hagels drei Tänze aufzuführen, wofür ihnen der Herr ein Faß Bier spendete.

Als Hagel einst nach einem solchen Tanze vor dem Burgtore das übliche Bier herausbringen ließ, sprangen die Wieker an der Tonne vorbei durch das Tor und würgten mit kurzen Schwertern und Beilen, die sie unter ihren Kleidern verborgen trugen, alles, was ihnen entgegenkam, in erster Linie den Fürsten Hagel selbst, der jämmerlich ausrief: „O Tanz, o Tanz, wie hast du mich betrogen!" Nachdem nun die Burg Hagelsberg verbrannt und an ihrer Stelle eine Stadt erbaut war, gab man ihr zum Andenken an die Tat und an jene Worte Hagels den Namen Tanzwieke, woraus später Danzig wurde.

Nach einer anderen Sage war Subislaus, der erste Herzog von Pommern, der die Taufe empfing, von König Waldemar von Dänemark mit Krieg überzogen. Da er in seinem Lande noch keine Stadt besaß, in der er Widerstand leisten konnte, beschloß er eine solche zu gründen und forderte die Bewohner des Fleckens Danzig auf, an einem passenden Orte mit ihm eine solche Stadt zu errichten, versprach ihnen die freie Baustelle und das Holz und wollte auch Gräben und Planken auf seine Kosten machen lassen. Die Danziger waren damit zufrieden und erbaten sich zu ihrer neuen Stadt nur soviel Raum, als sie mit den Armen umfassen mochten. Sobald ihnen diese Bitte bewilligt war, kamen alle Weiber, Kinder, Männer, Knechte, Mägde und was sonst an Menschen vorhanden war, eines Tages zusammen, faßten sich bei den Händen und umspannten so einen großen Kreis, der die Stelle der heutigen Altstadt bezeichnete. So erhielten sie das ganze umspannte Land als Bauplatz für ihre neue Stadt.

* * *

7. Österreich und die Schweiz.

Die Geschichte Österreichs ist auch innerlich durchaus verschieden von der deutschen. Wir finden in der österreichischen Geschichtsentwicklung nicht dieses Poltern und Überwerfen, nicht das schroffe Auf und Nieder, nicht den betrübenden und oft niederdrückenden Wechsel von Glück und Unglück wie in der deutschen Geschichte; die Vergangenheit des Landes ist weit ruhiger und stetiger. Allerdings fehlt es auch an so zahlreichen großen Helden und bahnbrechenden Geistern, an den vielen gewaltigen Geschlechtern und ritterlichen Fürsten, wie wir sie in Deutschland in

großer Menge besitzen. Die Folge davon ist, daß der Sage wenige Anhaltspunkte gewährt sind. Nur hier und da wirft ein einzelner Sonnenstrahl Licht auf eine Sage.

303. Das österreichische Wappen. Im Herzschilde des österreichischen Wappens erblickt man einen silbernen Streifen im roten Felde. Dieses Zeichen soll für alle Zeiten an die Tapferkeit des Herzogs von Österreich, Leopold des Tugendhaften von Babenberg, erinnern, der sich in einem Treffen gegen Sultan Saladin im gelobten Lande (1190) mit solch wildem Mute durch das dichteste Gedränge der Ungläubigen durchschlug, daß sein ganzer weißer Waffenrock bis auf den Teil, den das Wehrgehänge um die Hüften bedeckte, blutig gefärbt war. Das ist der Ursprung der Farbe und des Wappenschildes von Österreich.

304. Der Glücksring. Der Ritter Wilhelm Scherffenberger in Kärnten ritt eines Tages von seiner Burg herab in einen Wald, wo er ein seltsames Bild gewahrte. Ein Himmel wurde auf vier Stangen von vier Zwergen getragen; unter ihm ritt ein stolzer und wohlgemuter Zwergenkönig, gekrönt mit goldener Krone; sein Pferd war mit Gold beschlagen, auch waren Sattel und Zaum mit Gold und Edelsteinen verziert und ebenso das Gewand. Als der Scherffenberger verwundert stehen blieb, um den merkwürdigen Zug vorbeizulassen, nahm er seinen Hut ab, worauf der Zwergenkönig sagte: „Wilhelm, Gott grüße dich!“ Auf die Frage des Scherffenbergers, woher er ihn kenne, antwortete der Zwergenkönig: „Daß ich dich erkannt habe, soll dir nicht leid sein, ich suche deine Mannheit. Ich führe mit einem anderen Könige Streit über ein großes Land. Die Sache ist so weit geschlichtet, daß in sechs Wochen ein Zweikampf zwischen uns entscheiden soll, aber was soll ich gegen meinen Feind machen! Er ist gar kräftig und kann wohl gar Riesen bezwingen, deshalb habe ich mich nach einem Ritter umgetan, der den Kampf für mich unternehmen kann und habe keinen besseren gefunden als dich, du edler Ritter Wilhelm Scherffenberg. Du brauchst nichts zu fürchten; ich begabe dich mit einem Gürtel, durch den du Stärke von zwanzig Mannen erhalten wirst!“

Der Ritter vernahm den Antrag nicht ungern, aber er hatte doch einige Bedenken, und um sie zu zerstreuen, sagte der Zwerg

den ganzen christlichen Glauben her. Nun zagte der Ritter nicht länger, das Begehrte zu erfüllen. Man kam überein, der Ritter sollte sich zu bestimmter Zeit hier mit Roß und Knappen einfinden, bis dahin jedoch gegen alle Welt, selbst gegen seine Ehefrau, verschwiegen sein. Der Ritter schwur, worauf ihm der Zwergenkönig einen Fingerreif schenkte, der die Tugend besaß, daß der Besitzer nie an Gütern Mangel litt und lebte er selbst tausend Jahre.

Der Zwerg entfernte sich, Wilhelm der Scherffenberger ging tief in Gedanken versunken in sein Haus. Seine Fröhlichkeit war verschwunden, und er dachte nur an den zu bestehenden Zweikampf, für den er sich bereit machte.

Als seine eheliche Hausfrau ihn vergeblich bat, ihr sein Geheimnis zu offenbaren, wandte sie sich an den Beichtvater. Da dieser das Beichtgeheimnis aber nicht verraten wollte, schickte sie bewaffnete Freunde zu ihm, die ihn mit dem Tode bedrohen mußten. Sie setzten ihm grimmig das Messer auf die Brust und zwangen ihn so, das Geheimnis preiszugeben.

Nun ging man den Ritter mit Bitten und Vorstellungen an, von der heillosen Fahrt abzustehen, es sei nur Lug und Trug und der Zwerg nur ein böser Geist; er würde Ehre und Seligkeit verlieren, wenn er den Kampf unternähme. Der Ritter sah jetzt ein, daß der Vertrag durch die Verletzung des Geheimnisses schon gebrochen war und beklagte das als einen Schlag auf seine Ehre.

Von der Zeit ab hatte er keine frohe Stunde mehr. Der Zweikampf unterblieb. Eines Tages war er wieder in dem Walde; plötzlich sah er das Zwerglein neben sich traben, das ihn mit den Worten schalt: „Wer euch für kühn und männlich ansieht, der hat gelogen. Wie habt ihr mich verraten! Ihr habt Gottes und guter Frauen Haß an mir verdient. Wisset nun, ihr sollt ferner sieglos sein, und wäre das Fingerlein nicht, das ich euch geschenkt, so müßtet ihr fortan in schwerer Armut leben mit Weib und Kind!“ So schalt es und suchte ihm mit Behendigkeit nach dem Finger zu greifen, aber es war ein Glück, daß der Ritter früh genug mit der Hand zurückfuhr und sie in der Brust barg; denn sonst würde er gewiß den tugendreichen Ring verloren haben. Da fluchte ihm der Zwerg und verschwand.

Wie der Zwerg gesagt hatte, so ist es auch gekommen. Der

Scherffenberger hatte kein Glück mehr im Streit und verlor in einem Kampfe Sieg und Leben. Ihn fand der Ritter Auffenstein mit sieben Wunden im Sande liegen. Als der Scherffenberger den Auffenstein erkannte, sagte er mit schwacher Stimme zu ihm: „Freund Auffenstein, nehmt diesen Ring; glaubt mir, solange er in euren Händen ist, wird euch Reichtum und vielfache Ehre nie verlassen." Dann ist er gestorben. Der Herr von Auffenstein hingegen, dem er das Fingerlein schenkte, hat immer größeres Glück gehabt.

*

305. Dietrichstein in Kärnten. Als bei fortwährender Belagerung des Schlosses Dietrichstein (im Jahr 1334) die Obersten einsahen, daß sie den Platz wider die Frau Margarete Maultasch auf die Dauer nicht halten konnten, weil sie ihnen zu mächtig war, sie auch vom Erzherzog Otto keine Hilfe zu hoffen hatten, sind sie eines Abends unter einem gewaltigen Nebel mit allem kärntischen Kriegsvolk in aller Stille von Dietrichstein abgezogen und ganz glücklich in die Stadt St. Veit gekommen, worüber sich die ganze Bürgerschaft höchlich erfreut hat. Wie nun aber die Soldaten der Maultasch folgenden Tages mit der Bestürmung anhielten und keinen Widerstand fanden, merkten sie, daß sie betrogen waren und das Schloß verlassen stand. Frau Maultasch wurde in Zorn entbrannt, nötigte mit großem Geschrei die Ihren und zwang sie, die Mauern zu ersteigen und das Haus einzunehmen, was sie leichtlich vermochten; es wurden die Mauern ungestümiglich zerbrochen, die Türme und Tore eingerissen und der Erde gleich gemacht, die Zimmer verbrannt, und sie ließen allda wenig Gebäu aufrecht stehen. Damit ist Dietrichstein von der Maultasch zerstört und greulich verwüstet worden, doch haben es die Herren von Dietrichstein später wieder aufgebaut und in etwas bewohnt gemacht.

Es ist die gemeine Sage im Land, daß in diesem verödeten Schloß ein unsäglich großes Gut verborgen liegen soll; wenn man recht in das eingefallene Gebäu kommt, erhebt sich ein solches Werfen, Poltern und Sausen, als wenn es alles über einen Haufen werfen wollte, darum darf sich auch niemand unterstehen, lange an diesem Orte zu bleiben.

306. Die Maultaschschutt. Als das Schloß Dietrichstein von der Frau Margarete Maultasch (im Jahre 1334) belagert und

verwüstet worden ist, sind viele Herren und Landleute aus Kärnten mit Weib und Kind in eilender Flucht nach Osterwitz gekommen. Sie gehörten dem edeln und gestrengen Herrn Reinherr Schenk und sind von ihm mit großen Ehren empfangen worden. An diesem von Natur überaus starken und uneinnehmbaren Orte hatten sie alle gute Hoffnung, mit den Ihren vor der Tyrannin sicher zu bleiben. Es liegt aber Osterwitz eine Meile Wegs von St. Veit nach Völkelmarkt hin zur rechten Hand auf einem starken und sehr hohen Felsen, der an keinem Ort weder gestürmt noch angelaufen werden kann. Nun zog aber Frau Maultasch mit ihrem Kriegsvolk stracks auf Osterwitz zu, besonders, als sie gehört hatte, daß hier großer Adel beisammen wäre. Sie hatte vor, so lange davor zu liegen, bis sie es in ihre Gewalt bringen würde, um der vorberührten Herren und Frauen habhaft zu werden. Wie solches dem Herrn Reinherr Schenk von seinen Kundschaftern angekündet wurde, hat er hierauf unverzüglich seine Kriegsleute, deren er nicht viel über dreihundert hatte, mit großem Fleiß auf die Wehren der Mauern und allenthalben auf dem hohen Berge verteilt und gar nichts unterlassen, was zur Verteidigung nötig war. Inzwischen kam die Frau Maultaschen so weit hinaus, daß sie mit den Ihren das Feld weit und breit einnahm, auch das Schloß in dem Bezirk so umringte, daß schier niemand zu den Belagerten kommen oder aus der Festung weichen konnte. Und weil die Tyrannin gesehen hatte, daß es unmöglich war, Osterwitz zu vergewaltigen, hat sie Zeit der Belagerung den armen Bauersleuten in den Dörfern mit Brennen, Rauben, Morden und andern Gewalttätigkeiten nicht geringen Schaden zugefügt, wie dessen die zerbrochenen Schlösser und Burgen noch heutigestages genügsam Zeugnis geben. Doch als sie zuletzt einsah, daß sie die Zeit vergeblich vertrieb, auch mit aller Gewalt wenig ausrichten würde, hat sie ihre Gesandten an Reinherr Schenk verordnet, um ihn mit vielen und reichen Verheißungen dahin zu bewegen, ihr Schloß Osterwitz zu übergeben und mit den Seinen frei abzuziehen. Als Herr Reinherr Schenk auf solche Werbung abschlägig antwortete und sagen ließ, er müßte ein Kind sein, wenn er darauf horchen und nach ihren Drohungen frägen wollte, so daß die Gesandten mit betrübtem Herzen ins Lager zurückkamen, rieten ihr alle, da mit Gewalt nichts auszurichten wäre, den Ort auszuhungern und

mit solchen Mitteln den kärntischen Adel zum Brett zu treiben, welchem Rate auch Frau Maultasch nachkommen wollte, weil doch kein anderes Mittel vorhanden war, ihren Willen durchzusetzen.

Weil diese Belagerung ziemlich lange gedauert hatte, entstand inzwischen in dem Schloß zu Osterwitz nicht allein unter den gemeinen Knechten, sondern auch unter dem Adel, sonderlich aber bei den Frauenzimmern ein großer Mangel in allen Sachen, vornehmlich aber an Wasser, so daß täglich viele umkamen. Es waren auch von den dreihundert Knechten kaum hundert übrig geblieben, die sich noch gedrungener Weise mit abscheulicher Speise, wie Katzen-, Hunde- und Roßfleisch ersättigen mußten. Als sie nun miteinander beratschlagten, was zu tun wäre, fanden sie endlich einen guten und erwünschten Weg. Wie sie täglich den großen Jammer vermerkten und ihnen gar schmerzlich war, daß sie samt Weib und Kindern in großem Unglück standen und in zukünftiger Zeit noch mehr Unfall möchten unterworfen sein, gingen sie zu Herrn Reinherr Schenk und sagten ihm, wie sie diesmal nur durch eine List zu erretten wären, weil keine Hilfe von Erzherzog Otto zu erwarten sei. Nun hätten sie eine gute und geschwinde Kriegslist erdacht, um sich den grimmen Feind vom Halse zu bringen. Weil sie gesehen, daß keine Speise und nichts mehr in ihrer Gewalt wäre als ein dürrer Stier und zwei Vierling Roggen, so wäre ihr getreuer Rat, Gutdünken und Meinung, man sollte hierauf den Stier abschlachten, in dessen abgezogene Haut den Roggen einschütten und sie also, wohl vermacht, den Berg herabwerfen. Wenn die Feinde dann solches sähen, würde es ihnen Ursache geben zu denken, wir wären mit allerlei Notdurft und Lebensmitteln noch reichlich versehen und könnten die Belagerung noch eine gute Zeit aushalten, dann würden sie zweifellos aufbrechen und mit dem ganzen Kriegsheer abziehen. Diesem Rat kam Herr Reinherr Schenk alsbald nach, ließ den Stier abnehmen, den Roggen darein tun und über den Berg werfen, dem jedermann mit großer Verwunderung zusah. Als aber Frau Maultasch das erfahren hatte, tat sie einen lauten, hellen Schrei und sagte: „Ha! das sind die Klaus-Rappen (Raben), die in guten Zeiten ihre Nahrung in der Kluft zusammengetragen und auf dem hohen Felsen versteckt haben, daß wir sie nicht so leicht in unsern Klauen

werden fassen können; darum wollen wir sie in ihrem tiefen Nest sitzen lassen und andere gemästete Vögel suchen. —

Von Stund an hat sie ihren Kriegsleuten geboten, daß ein jeder seine Sturmhaube voll Erde fassen und sie auf einem ebenen Felde, Osterwitz gegenüber, ausschütten sollte. Aus der Erde ist ein ziemlich großer Berg geworden, den man lange Zeit im Land zu Kärnten die Maultaschschutt genannt hat. Noch im Jahre 1580 hat Herr Georg Khevenmüller, Freiherr zu Aichelberg, als Landeshauptmann von Kärnten, der Frau Maultasch Bildnis in schönem weißen Stein aushauen lassen, welche Säule das Kreuz bei der Maultaschschutt genannt worden ist.

*

Der Reiz einer Landschaft ist nicht ganz von den geschichtlichen Erinnerungen zu trennen; denn sie übt auf die Bewohner, auch auf ihr politisches Denken und Wesen einen entschiedenen Einfluß aus. Die einzigartige Schönheit der Alpenlandschaft steht besonders in denjenigen Gegenden, die in der Geschichte eine Rolle spielen, mit der Sage in inniger Verbindung. Man hat wohl nicht mit Unrecht die Gegend um den Vierwaldstädter See die schönste der Welt genannt, und gerade hier finden wir die bedeutendsten und wichtigsten schweizerischen Geschichtssagen, die eindrucksvollsten Erinnerungen und Überlieferungen aus der Vorzeit. Hier, wo die Bergriesen an allen Ecken und Enden bis in die Wolken ihr schneebedecktes Haupt erheben, klingt es wie leiser Ton schon durch die Landschaft, daß hier freiheitsliebende, kräftige Menschen um ihre Selbständigkeit gerungen, ihr Gut und Blut für die Freiheit eingesetzt haben müssen.

Vom Vierwaldstädter See führt seit dem dreizehnten Jahrhundert eine neue und zwar die kürzeste Straße über die Alpen nach dem Süden. Auch an diesen vielbegangenen Weg hat die Sage sich geheftet.

307. Die Fronvögte. Ein Graf von Habsburg, von welchem Geschlechte das Haus der Herzöge von Österreich herstammte, der natürliche Herr der Schwyzer, hatte in dem Tale, das diese bewohnten, in einem Schlosse Lowertz in seinem Namen einen Verwalter des ganzen Tales angesetzt. Dieser wurde von zwei Brüdern aus Schwyz getötet, weil er sich mit ihrer Schwester in verdächtiger Weise eingelassen hatte. Als der Graf sie dafür bestrafen wollte, verschworen sich zwei andere, aber ihnen verwandte Schwyzer, mit ihnen gegen ihren Herrn. Ihnen verbündeten sich ferner zehn, dann noch zwanzig und in der Folge aller Bewohner jenes Tales,

indem sie sich zu vollem Ungehorsam gegen ihren Herrn bekannten. Sie zerstörten das genannte Schloß, dessen Trümmer noch heutzutage in der Mitte eines Sees gesehen werden. So fingen sie zuerst ihren Bund an. Als das ihre Nachbarn, die Unterwaldler, vernahmen, bemächtigten sie sich der Burg Sarnen, während ihr Herr, ein Edler von Landenberg, in der Christnacht die Frühmesse besuchte, schlossen ihn aus, zerstörten die Burg und verbündeten sich darauf mit den Schwyzern gegen ihren Herrn.

308. **Die Befreiung der Schweiz.** In dem um 1470 geschriebenen sogenannten Weißen Buche von Sarnen wird die Entstehung der Eidgenossenschaft folgendermaßen berichtet:

Von den drei Waldstädten ist Uri zuerst mit Erlaubnis des römischen Reiches ausgereudet und bewohnt worden. Dann kamen die Römer nach Unterwalden, endlich die Schweden nach Schwyz und ließen sich hier mit Erlaubnis des römischen Reiches nieder. Viele Zeiten und Jahre saßen die drei Länder in guter Ruhe, bis die Grafen von Habsburg in ihre Nähe kamen. Diese Grafen gaben ihre Töchter den Grafen von Tirol zur Ehe und hielten große Freundschaft mit ihnen. Später wurde ein Graf Rudolf von Habsburg zum römischen König eingesetzt. Er wurde so mächtig, daß er alle Lande ringsum an sich zog, Thurgau, Zürichgau, Aargau, und das bewerkstelligte er mit Hilfe seiner Freunde, der Grafen von Tirol, die er zum Danke dafür zu Herzögen von Österreich machte.

Als Rudolf etliche Jahre König war, schickte er in die Länder und bat sie, ihm untertänig zu sein, so wollte er von ihnen eine bescheidene Steuer für das Reich fordern, wollte sie dafür aber beschirmen, sie mit frommen Leuten bevögten, nicht wegnehmen vom Reiche und sie bei allen ihren Rechten und Freiheiten lassen. Die Länder gingen darauf ein, und der König hielt ihnen, was er versprochen hatte, solange er lebte. Als er gestorben war, wurden die Vögte hochmütig, je länger, je strenger. Sie meinten, die Länder müßten tun, was sie wollten. Das dauerte fort, bis des Königs Geschlecht ausgestorben war und die Grafen von Tirol, die durch die Frauen des Hauses Habsburg von ihnen herstammten, in den Besitz seiner Lande, Schlösser, Leute und Güter kamen. In diesen Zeiten waren Edelleute im Thurgau und im Aargau, die auch gern große Herren gewesen wären.

Sie baten die Erben um Verleihung der Vogteien und um die Länder und gaben gute Worte, sie wollten des Reiches getreue Vögte sein. Da wurde einer mit Namen Geßler Vogt zu Uri und zu Schwyz, einer von Landenberg Herr zu Unterwalden. Diese Vögte sollten die Länder in Treuen bevogten; sie taten es aber nicht. Hatten die Länder zuvor hochmütige Vögte gehabt, so waren diese noch übermütiger, taten den Leuten großen Drang an, beschatzten den einen hier, den anderen da, trieben großen Mutwillen und gingen Tag und Nacht mit dem Gedanken um, wie sie die Länder vom Reiche in ihre eigene Gewalt bringen möchten. Sie ließen auch Burgen und Häuser machen, von denen sie über die Länder wie über eigene Leute herrschen wollten. Und wo einer eine hübsche Frau oder eine hübsche Tochter hatte, da nahmen sie sie ihm und behielten sie in den Häusern, die sie gebaut hatten, so lange es ihnen beliebte, und wer etwas dazu redete, den fingen sie, beschatzten ihn und nahmen ihm, was er hatte.

Der Vogt von Landenberg auf Sarnen vernahm, daß in Melchi einer wäre, der ein hübsches Gespann Ochsen hätte. Er schickte einen Knecht hin, sie zu holen und ließ dem Manne sagen, die Bauern sollten den Pflug selber ziehen, er wollte die Ochsen haben. Während der Knecht die Ochsen auszuspannen begann, kam der Sohn des Bauern herzu und schlug ihm mit dem Treiberstecken einen Finger entzwei. Der Vogt wollte ihn deswegen strafen, und als er ihm entrann, ließ er den Vater nach Sarnen bringen, ihn blenden und ihm nehmen, was er hatte.

In der Zeit war ein Biedermann auf Altsellen, der eine hübsche Frau hatte. Der Vogt, der hier Herr war, wollte die Frau haben, es wäre ihr lieb oder leid. Sie tat wie eine fromme Frau und bat, er möchte sie mit seinen Reden unbekümmert lassen. Das aber half nichts; denn der Herr meinte seinen Mutwillen mit ihr zu treiben, kam auf Altsellen in das Haus, als der Mann ins Holz gefahren war, zwang die Frau, ihm ein Bad zu machen und sprach, sie müßte mit ihm baden. Die Frau bat Gott, daß er sie vor Schande behütete, und da Gott die Seinen noch nie verlassen hat, wenn sie ihn in Nöten anrufen, so kam inzwischen der Mann nach Hause und fragte, was ihr fehlte. Als sie es ihm erzählt hatte, wurde er sehr zornig, ging hin, schlug den Herrn mit seiner Axt zu Tode und erlöste seine Frau von der Schande.

In denselben Zeiten war einer zu Schwyz, der hieß Stoupacher; er wohnte in Steinen, diesseits der Brücke, und hatte ein hübsches steinernes Haus gebaut. Einmal ritt Geßler vorbei, rief den Stoupacher und fragte ihn, wem die hübsche Herberge wäre. Stoupacher erwiderte traurig: „Gnädiger Herr, sie ist euer und mein Lehen" und wagte nicht zu sagen, sie gehörte ihm, so sehr fürchtete er den Herrn. Dieser ritt hinweg; der Stoupacher aber hatte großen Kummer und war besorgt, daß er ihm Leib und Gut nehmen würde. Er hatte aber eine kluge Frau, die sah seine Betrübnis, tat, wie noch Frauen tun und hätte gern gewußt, was ihm fehlte, doch wollte er es ihr nicht sagen. Zuletzt drang sie mit großer Bitte in ihn: „Sage mir deine Not! Wohl sagt man, Frauen geben kalte Räte; aber wer weiß, was Gottes Wille ist!" Und wie sie ihn so oft und so dringend bat, offenbarte er ihr endlich seinen Kummer. Da stärkte sie ihn mit Worten und sprach: „Das wird noch guter Rat!" und fragte ihn, ob er nicht in Uri jemand wüßte, dem er seine Not klagen könnte. Sie nannte ihm die Geschlechter Fürst und Zerfrauen. Da gedachte Stoupacher über den Rat der Frau nach, fuhr gen Uri und blieb hier, bis er einen fand, der auch solchen Kummer hatte. Die Frau hatte ihn auch gebeten, in Unterwalden nachzufragen, denn sie meinte, dort wären ebenfalls Leute, die solchen Druck nicht gern ertrügen.

Nun war des armen Mannes Sohn, der dem Knechte Landenbergs den Finger zerschlagen hatte, aus Unterwalden entflohen und nirgends sicher. Ihn dauerte das Schicksal seines Vaters, und er hätte ihn gern gerächt. Dieser junge Mann kam auch zu Stoupacher, und so waren ihrer drei zusammen, der Stoupacher von Schwyz, einer der Fürste von Uri und der aus Melcher von Unterwalden, und ein jeder klagte dem anderen seine Not und seinen Kummer, beratschlagten und schwuren zusammen. Und als die drei einander geschworen hatten, suchten sie und fanden einen aus Niedwalden, der auch zu ihnen schwur, und nach und nach fanden sie immer mehr Leute, die sie an sich zogen und die schwuren, mit Leben und Gut zu ihnen zu halten und sich der Herren zu wehren. Und wenn sie etwas vornehmen wollten, so fuhren sie nachts vor den Mythenstein an einen Ort, der heißt im Rütli. Hier tagten sie zusammen, und ein jeglicher brachte

Leute mit sich, denen sie trauen konnten. Das trieben sie lange Zeit im Verborgenen und tagten nirgend anders als im Rütli.

Da fuhr einmal der Landvogt Geßler nach Uri, steckte einen Stecken unter die Linde zu Uri, legte einen Hut auf den Stecken, stellte einen Knecht dazu und gebot, jedermann sollte sich vor dem Hute neigen, als wäre er selber da; wer es nicht täte, den wollte er schwer bestrafen.

Nun war ein redlicher Mann, der hieß Tall (Thäll, Tell). Er hatte auch mit Stoupacher und seinen Gesellen geschworen und ging mehrere Male vor der Stange auf und ab, wollte sich aber nicht neigen. Der Knecht verklagte ihn bei seinem Herrn, dieser ließ ihn kommen und befragte ihn wegen seines Ungehorsams. Der Tall erwiderte: „Es ist von ungefähr geschehen. Ich habe nicht gewußt, daß es Ew. Gnaden so hoch ansehen würden. Wäre ich witzig, so hieße ich anders und nicht der Tall!“ Der Tall aber war ein guter Schütze; er hatte hübsche Kinder, die ließ der Herr kommen und zwang den Tall, daß er einem seiner Kinder einen Apfel vom Haupte schoß. Er selbst legte dem Kinde den Apfel auf das Haupt. Als der Tall sah, daß Widerstand unmöglich war, steckte er einen Pfeil in seinen Göller, den anderen nahm er in die Hand, spannte die Armbrust, bat Gott, daß er sein Kind behütete und schoß diesem den Apfel vom Haupte. Der Herr fragte, was er mit dem zweiten Pfeile gemeint hätte. Der Tall sorgte für sein Leben und hätte gern eine Ausrede genommen, der Herr aber ließ nicht ab und sprach: „Sage mir die Wahrheit, ich will dich deines Lebens sichern und nicht töten!“ Da sprach der Tall: „Da ihr mich meines Lebens versichert habt, so will ich euch die Wahrheit sagen. Wäre mir der Schuß fehlgegangen, so hätte ich mit diesem Schusse euch oder einen der euern erschossen!“ Der Herr antwortete: „Es ist wahr, ich habe dich des Lebens versichert und will dich nicht töten, aber an einen Ort bringen lassen, wo du weder Sonne noch Mond jemals wiedersehen sollst.“

Da brachten ihn die Knechte in einen Nachen, legten sein Schießzeug aufs Hinterteil des Schiffes und fuhren ab. Als sie nach Axen kamen, brach ein so heftiger Sturm los, daß sie alle fürchteten, sie müßten ertrinken. Nun sprach einer unter ihnen: „Herr, ihr seht wohl, wie es uns gehen will, darum bindet den

Tall los; er ist ein starker Mann und kann gut fahren. Heißt ihn, daß er uns helfe, damit wir von hinnen kommen!" Der Herr sprach zu Tall: „Willst du dein Bestes tun, so will ich dich losbinden, daß du uns allen hilfst?" Der Tall sprach: „Ja, Herr, gern!", stellte sich ans Steuer und fuhr, blickte aber immer nach seinem Schießzeug. Als sie an die „ze Tellen blatten" kamen, rief er sie alle an und sprach, sie sollten mit Macht ziehen; kämen sie vor die Platte hin, so hätten sie das Böse überstanden. So zogen sie alle mit Macht, aber bei der Platte lenkte er den Nachen zu ihr hin, ergriff sein Schießzeug, sprang auf die Platte, stieß den Nachen zurück und ließ die anderen auf dem See treiben. Dann eilte er durch die Berge, so schnell er konnte und lief durch Schwyz hin bis gen Küßnacht in die hohle Gasse. Hier kam er vor dem Herrn an, und als dieser daherritt, stellte er sich hinter eine Staude, spannte seine Armbrust, erschoß den Herrn und lief wieder durch die Berge nach Uri heim.

Nach diesem Vorfall wurde des Stoupachers Gesellschaft so mächtig, daß sie anfing, den Herren die Häuser zu brechen. Ihre Zusammenkünfte hielten sie jetzt in Trenchi. Wo Türme waren, die brachen sie. In Uri fingen sie am ersten an. Da hatte der Herr einen festen Turm unterhalb Steg auf einem Hügel gebaut, den wollte er Zwinguri nennen und andere Häuser zu Swandöf, etliche zu Schwyz und etliche zu Stans und namentlich das auf dem Rotzberg, das durch eine Jungfrau genommen wurde.

Nun aber stand noch das Haus zu Sarnen, das so mächtig war, daß man es nicht gewinnen konnte. Der Herr in diesem Hause war ein übermütiger, hoffärtiger und strenger Mann, der die Leute schwer drückte. Er hatte den Brauch eingeführt, daß man ihm an Festtagen Geschenke bringen mußte, je nachdem was einer besaß, ein Kalb oder ein Schaf, eine Bache oder etwas anderes. Die Eidgenossen verabredeten sich nun, daß sie in der Weihnacht, wo man ihm Geschenke und das gute Jahr bringen sollte, ohne Waffen, nur mit einem Stocke miteinander hingehen wollten, eine andere Schar aber sollte sich unterhalb der Mühle bei den Erlen versteckt halten. Wenn so viele in der Burg wären, daß sie die Tür offen halten könnten, sollte einer ins Horn stoßen und die in den Erlen herbeirufen. Das wurde auch ausgeführt. Zu der Tageszeit, als sie die Geschenke brachten, war der Herr in die

Kirche gegangen. Als diejenigen, die in den Erlen lagen, das Horn hörten, liefen sie durch das Wasser und gewannen das Haus. Das Gerücht kam zur Kirche, die Herren erschraken und eilten aus dem Lande.

Mit den Eiden, die sie heimlich zusammen geschworen, hatten sich die drei Länder so gestärkt, daß sie Meister wurden. Sie taten sich zu einem Bunde zusammen, erwehrten sich der Herren und gaben ihnen nicht mehr, als was sie schuldig waren; und wollten sie etwas unternehmen, so tagten sie in Begkenriet.

309. Winkelried. Als der Herzog Leopold mit großem Heere vor die Stadt Sempach zog, drohte er die Besatzung zu henken und zu ertränken, verwüstete alle Felder vor der Stadt und ließ das Korn unter Spott- und Hohnreden abmähen; so rief man u. a. denen in der Stadt zu, man sollte doch den Mähern das Morgenbrot bringen.

Unterdessen kamen die Eidgenossen mit vier Hauptbannern heran. Sobald die Österreicher die Feinde erblickten, eilten sie mit großem Geschrei den Berg herab, warfen mit Steinen und stießen mit den Eidgenossen hart zusammen, so daß wohl sechzig der letzteren getötet wurden und das Banner von Luzern unterging, ehe die Österreicher irgendwelchen Schaden erlitten. Da half der allmächtige Gott den getreuen Eidgenossen, daß sie siegten. Das hatte man einem getreuen Manne unter ihnen zu verdanken. Als dieser sah, daß es den Schweizern so übel erging und die Ritter mit ihren Lanzen und Spießen überall die Soldaten niederstießen, bevor die Schweizer sie mit ihren Hellebarden erreichen konnten, da drang der ehrbare, fromme Mann vor, erfaßte soviel Spieße, als er ergreifen konnte und drückte sie nieder. Freudig rief er aus: „Fliehet alle dahinten!" Da wurden viele Grafen, Ritter und Knechte erschlagen, und die Schweizer behaupteten das Feld.

*

310. Ida von Toggenburg. Von den Gräfinnen von Kirchberg ist in alter Zeit viel Wunders berichtet, und manche sind unschuldig bezichtigt worden. Solches findet man bewahrheitet in der Geschichte von St. Uten oder Iten (Ida), einer geborenen Gräfin zu Kirchberg. Sie wurde dem mächtigen Grafen Heinrich von Dockenburg (Toggenburg) vermählt. Als

sie etliche Jahre beieinander gewesen waren, legte die Gräfin einst ihre Kleider und Kleinodien auf ihrem Schloß Rabenstein in die Sonne. Das Schloß hatte seinen Namen wegen der vielen Raben, die in den dortigen Felsen ihre Wohnung hatten. Als die Gräfin nun nicht acht auf ihre Kleider gab, kam einer der Raben und nahm den Vermählungsring, den sie einst von Graf Heinrich empfangen hatte, und trug ihn zu seinen Jungen in das Nest. Kurze Zeit darauf befahl der Graf einem seiner Jäger, Wildbret zu schießen. Wie von ungefähr kam er in das Tal, wo er die jungen Raben hatte schreien hören, stieg zum Nest hinauf, nahm die Jungen aus und fand dabei den Vermählungsring, tat ihn an sich und meinte, ihm sei damit großes Glück geschehen, und steckte ihn an den Finger.

Als der Jäger wieder an den Hof kam, wurde der Ring erkannt, und die Diener meinten nicht anders, als daß er ihm von der Gräfin verehrt worden sei. Es dauerte nicht lange, und die Schwätzer hatten es vor den Grafen gebracht, der darüber erschrak und es nicht glauben wollte, bis die Klapperleute ihm den Jäger samt dem Ring unter die Augen brachten. Der Graf wurde jetzt so erzürnt, daß er den Jäger ohne weiteres Verhör an ein wildes Roß binden und dieses den Berg hinablaufen ließ. So wurde der arme Mann über Stock und Stein geführt und jämmerlich verschleift. Aber damit war es noch nicht genug getan; der Graf meinte, es ginge mit der Gräfin und dem Jäger nicht recht zu. In großem Zorne eilte er in das Zimmer seiner Gemahlin, ergriff diese ohne weiteres Bedenken und Barmherzigkeit und warf sie oben vom Schlosse zum Laden hinaus.

Es wäre kein Wunder gewesen, wenn die fromme Gräfin schon von der Höhe des Falles zerschmettert worden und kein Glied oder Bein bei dem andern geblieben wäre. Sie empfahl sich aber in ihrer Trübsal und Unschuld dem Allmächtigen, der sie wunderbarlich behütete, so daß sie ohne allen Schaden hinabkam. In dem wilden und rauhen Tale hielt sich die Gräfin einige Jahre in einem hohlen Felsen auf und nährte sich von nichts denn von Schlehen und Holzäpfeln.

Nach langer Zeit kam ein Jäger des Grafen mit einem Hunde in das Tal und gelangte bis zu der Höhle, in der sich die Gräfin aufhielt. Sobald er seine edle Frau angesprochen und erkannt

hatte, eilte er mit großer Freude wieder ins Schloß, sagte seinem Herrn, wie er sie lebendig und gesund, aber in großer Armut in dem hohlen Felsen gefunden und wie sie ihm auch ihre Unschuld zu erkennen gegeben hätte. Graf Heinrich wollte lange nicht glauben, daß sie noch am Leben sein könnte, ließ sich aber doch von dem Jäger bereden, mit ihm hinzugehen. Die Gräfin trat ihm aus der Höhle entgegen. Der Fürst fiel ihr zu Füßen und bat sie um Gnade und Verzeihung, erkannte auch, daß er ihr gröblich unrecht getan hätte. Sie hieß ihn aufstehen und vergab ihm. Der Graf führte sie wieder ins Schloß hinauf und wollte ohne allen Verzug denjenigen töten lassen, der seine Gemahlin mit Unwahrheit angegeben hatte. Aber die fromme Gräfin vergalt diese Bosheit mit Gutem, wollte nicht, daß ihretwegen jemand den Tod erleiden sollte, und sprach zu Graf Heinrich: „Ihr habt mich unschuldig von euch geworfen, darum will ich auch bei euch und in der vergifteten Welt, aus der ich gestoßen worden bin, nicht länger bleiben, sondern habe mir ein ander Gemahl auserwählt, der mir Seele, Leib und Ehre errettet hat.“ Sie begehrte darauf vom Grafen Heinrich, daß er ihr eine Wohnung bei der Kapelle unserer lieben Frau bauen möchte, was auch geschah. In ihr hat sie die Zeit ihres Lebens mit großer Andacht verbracht, bis sie starb und zu Vichingen begraben wurde. Der allmächtige Gott hat viele Zeichen durch sie bei ihrem Leben und hernach gewirkt. Ihren Herrn, Graf Heinrich, hat sie überlebt. Man sagt, sie habe aus ihrer Zelle heraus auf Heinrichs Grab sehen können. Einstmals sei ihr in einer Nacht Licht und Feuer erloschen, darauf habe sie zum Grabe hingesehen und zum toten Grafen gesagt: „Heinrich, reiche mir ein Licht!“ Da sei der Graf gehorsam gewesen, aus dem Grabe aufgestanden und habe ihr ein brennend Licht mit den Worten gebracht:

„Nimm hin, Ita, das Licht von meiner Hand!
Graf Heinrich von Dockenburg bin ich genannt.“

Dann ging er wieder ins Grab in seine Ruhe.

* * *

III. Ritter und Sänger.

Die Rittermären und Rittersagen nehmen unter den Dichtungen des Mittelalters eine bedeutende Stelle ein. Sie sind zum Teil von den Fremden gekommen; wir empfingen sie von den Franzosen und diese verwerteten keltische Züge und Geschichten. Unsere Dichter haben sie verdeutscht, und ihre Umdichtungen drangen bisweilen tiefer ins Volk. Hierhin gehören die bedeutendsten Werke Hartmanns von Aue (Iwein), Wolframs von Eschenbach (Parzival, Titurel), Gottfrieds von Straßburg (Tristan und Isolde), Wirnts von Gravenberg (Wigalois); dahin zählt ferner der von einem unbekannten Dichter verfaßte Lohengrin u. a. m.

Neben die Sagen keltischer Herkunft stellten sich solche antiken Ursprungs; auch diese wurden besonders durch die Franzosen in den Geist des Mittelalters umgesetzt, und die deutschen Dichter übertrugen die französischen Schöpfungen. Wir nennen hier die Eneit von Heinrich von Veldeke, den Alexander, der viele Dichter anzog, den trojanischen Krieg. Zu diesen keltischen und antiken Geschichten gesellte sich der karolingische Sagenkreis, und in Deutschland trat neben sie, gleich berechtigt und bisweilen großartiger, die alte einheimische Heldendichtung, das Nibelungenlied, die Gudrun.

311. Frauenlob. Dem Minnesänger Heinrich von Meißen, Frauenlob genannt (gest. 29. November 1318), wird die Gründung der ersten Meisterschule bzw. Singschule in Mainz zugeschrieben.

Frauenlob wurde im Jahre des Herrn 1317, am Tage von Andreas (29. November), im Kreuzgange des Mainzer Domes ehrenvoll begraben und von seiner Wohnung bis an seine Grabstätte von Frauen getragen, die man laut jammern und weinen hörte wegen des unbegrenzten Lobes, das Heinrich dem gesamten weiblichen Geschlecht in seinen Gesängen gewidmet hatte. Es wurde auch an seinem Grabe eine solche Menge Weines ausgegossen, daß er im ganzen Kreuzgange umherfloß.

312. Walter von der Vogelweide. Walter von der Vogelweide gehört zu den Meistern deutschen Gesanges, die nach der Sage auf der Wartburg im Sängerkriege miteinander wetteiferten. Er ist auch einer der Zwölfe, von denen später die Singschule viel gefabelt hat, daß sie nämlich in den Tagen Ottos des Großen gleichzeitig und ohne daß einer vom andern wußte, gleichsam wie durch göttliche Schickung,

die edle Singkunst erfunden und gestiftet hätten. Die zwölf Stifter des Meistergesanges wurden, wie die Sage meldet, als Ketzer angeklagt und mußten sich vor dem Kaiser, den päpstlichen Legaten und einer großen Versammlung verantworten. Die vier gekrönten Töne des meisterlichen Hortes sollen von den vier bedeutendsten Meistern herrühren.

Walter von der Vogelweide liegt zu Würzburg in dem neuen Münster im sogenannten Klassenhof begraben. In einer handschriftlichen Chronik ist folgende liebliche Sage aufgeführt, zu welcher Name und Wappen des Dichters Anlaß gewesen sein mögen:

Im Gange des neuen Münsters, gewöhnlich Lorenzgarten genannt, liegt Walter unter einem Baum begraben. In seinem Testament hatte er verordnet, daß man auf seinem Grabstein den Vögeln Weizenkörner zu picken und Wasser zu trinken gäbe. In den Stein, unter dem er begraben liegt, machte man vier Löcher zum täglichen Füttern der Vögel. Das Kapitel des neuen Münsters verwandelte aber dieses Vermächtnis für die Vögel in Semmeln, die an Walters Jahrestag den Chorherren gegeben werden sollten und nicht mehr den Vögeln. Im Gange des vorbesagten Gartens soll von Walter folgender Vers in lateinischer Schrift zu lesen gewesen sein:

Der du bei Leben, o Walter, der Vögel Weide gewesen bist,
Blume der Wohlredsamkeit, Mund der Pallas, du starbest.
Damit nun deine Frömmigkeit den himmlischen Kranz erlangen möge,
So spreche, wer dieses liest: „Sei Gott seiner Seele gnädig!"

313. Der Wartburgkrieg. Wir wissen, daß Walter von der Vogelweide, Wolfram von Eschenbach, Herbort von Fritzlar, Albrecht von Halberstadt und andere Sänger sich an dem gastlichen Hofe des Landgrafen Hermanns I. von Thüringen (1190—1217) aufgehalten haben. Von der Anwesenheit der anderen in der Sage genannten Sänger an dem Hofe Hermanns ist uns geschichtlich nichts bekannt, wie auch von dem Sängerkriege, der 1207 hattgefunden haben soll, nichts Sicheres überliefert ist. Die Sage weiß zu berichten:

Auf der Wartburg bei Eisenach kamen im Jahre 1206 sechs tugendhafte und vernünftige Männer mit Gesang zusammen und dichteten die Lieder, die man später „Den Krieg auf der Wartburg" nannte. Die Namen der Meister waren: Heinrich Schreiber, Walther von der Vogelweide, Reimar Zweter, Wolfram von Eschenbach, Biterolf und Heinrich von Ofterdingen. Sie sangen und stritten von der Sonne und dem Tag; die meisten verglichen den

Landgrafen Hermann von Thüringen und Hessen mit dem Tage und setzten ihn über alle Fürsten. Nur der Osterdingen allein pries Herzog Leopold von Österreich noch höher und stellte ihn der Sonne gleich. Die Meister hatten aber untereinander ausbedungen, wer im Streite des Singens unterläge, sollte sein Haupt verlieren; und der Henker Stempfel mußte mit dem Stricke daneben stehen, daß er ihn alsbald aufhängte. Heinrich von Osterdingen sang klug und geschickt; allein zuletzt wurden ihm die andern überlegen und fingen ihn mit listigen Worten, weil sie ihn aus Neid gern vom Thüringer Hofe weggebracht hätten. Da klagte er, daß man ihm falsche Würfel vorgelegt hätte, womit er hätte verspielen müssen. Die fünf andern riefen Stempfel, um Heinrich an einen Baum zu hängen. Heinrich aber floh zur Landgräfin Sophia und barg sich unter ihrem Mantel. Nun mußten sie ihn in Ruhe lassen, und er machte mit ihnen ab, daß sie ihm ein Jahr Frist gäben; er wollte sich nach Ungarn und Siebenbürgen aufmachen und Meister Klingsor holen, was der über ihren Streit urteilte, das sollte gelten. Dieser Klingsor galt damals für den berühmtesten deutschen Meistersinger; und weil die Landgräfin dem Heinrich ihren Schutz bewilligt hatte, so ließen sie sich alle die Sache gefallen.

Heinrich von Osterdingen wanderte fort, kam erst zum Herzog von Österreich und mit dessen Briefen nach Siebenbürgen zu dem Meister, dem er die Ursache seiner Fahrt erzählte und seine Lieder vorsang.

Klingsor lobte diese sehr und versprach ihm, mit nach Thüringen zu ziehen und den Streit der Sänger zu schlichten. Unterdessen verbrachten sie die Zeit mit mancherlei Kurzweil, und die Frist, die man Heinrich bewilligt hatte, nahte sich ihrem Ende. Weil aber Klingsor immer noch keine Anstalten zur Reise machte, wurde Heinrich ängstlich und sprach: „Meister, ich fürchte, ihr laßt mich im Stich, und ich muß meine Straße allein und traurig ziehen; dann bin ich ehrenlos und darf zeitlebens nimmermehr nach Thüringen.“ Klingsor antwortete: „Sei unbesorgt! Wir haben starke Pferde und einen leichten Wagen, wir werden den Weg schnell fahren.“

Heinrich konnte vor Unruhe nicht schlafen, doch gab ihm der Meister eines Abends einen Trank ein, daß er in tiefen Schlummer

sank. Darauf legte er ihn in eine lederne Decke und sich dazu und befahl seinen Geistern, ihn schnell nach Eisenach ins Thüringerland zu schaffen und ins beste Wirtshaus niederzusetzen. Das geschah, und sie brachten ihn in Helgrevenhof, ehe der Tag erschien. Im Morgenschlaf hörte Heinrich bekannte Glocken läuten und sprach: „Mir ist, als ob ich das schon mehrmals gehört hätte, und deucht, daß ich zu Eisenach wäre." „Dir träumt wohl," sprach der Meister. Heinrich aber stand auf, sah sich um und merkte, daß er wirklich in Thüringen war. „Gott sei Lob und Dank, daß wir hier sind, dies ist Helgrevenhaus, und hier sehe ich St. Georgs Tor und die Leute, die davor stehen und über Feld gehen wollen."

Bald wurde die Ankunft der beiden Gäste auf der Wartburg bekannt. Der Landgraf befahl, den fremden Meister ehrlich zu empfangen und ihm Geschenke zuzutragen. Als man Ofterdingen fragte, wie es ihm ergangen und wo er gewesen wäre, antwortete er: „Gestern ging ich zu Siebenbürgen schlafen, und zur Metten war ich heute hier; wie das zuging, habe ich nicht erfahren." So vergingen einige Tage, ehe die Meister singen und Klingsor richten sollten. Eines Abends saß er in seines Wirtes Garten und schaute unverwandt die Gestirne an. Die Herren fragten, was er am Himmel sähe? Klingsor sagte: „Wisset, daß in dieser Nacht dem Könige von Ungarn eine Tochter geboren werden soll; sie wird schön, tugendreich und heilig und des Landgrafen Sohne zur Ehe vermählt werden."

Als dem Landgrafen Hermann diese Botschaft hinterbracht worden war, freute er sich, entbot Klingsor zu sich auf die Wartburg, erwies ihm große Ehre und zog ihn zum fürstlichen Tische. Nach dem Essen ging er aufs Richterhaus (Ritterhaus), wo die Sänger saßen, und wollte Heinrich von Ofterdingen frei machen. Da sangen Klingsor und Wolfram mit Liedern gegeneinander, aber Wolfram tat so viel Sinn und Behendigkeit kund, daß ihn der Meister nicht überwinden mochte. Klingsor rief einen seiner Geister, der kam in eines Jünglings Gestalt: „Ich bin müde geworden vom Reden," sprach Klingsor, „da bringe ich dir meinen Knecht, der eine Weile mit dir streiten mag, Wolfram." Der Geist fing an zu singen, vom Anbeginne der Welt bis auf die Zeit der Gnaden, aber Wolfram wandte sich zu der göttlichen Geburt des ewigen Wortes; und als er von der heiligen Wandlung des

Brotes und Weines redete, mußte der Teufel schweigen und weichen. Klingsor hatte angehört, wie Wolfram mit gelehrten Worten das göttliche Geheimnis besungen hatte, und glaubte, daß Wolfram wohl auch ein Gelehrter sein möchte. Hierauf gingen sie auseinander. Wolfram hatte seine Herberge in Titzel Gottschalks Hause, mitten in der Stadt, dem Brotmarkt gegenüber. Als er nachts schlief, sandte ihm Klingsor seinen Teufel von neuem, daß er ihn prüfen sollte, ob er ein Gelehrter oder ein Laie wäre; Wolfram aber war bloß gelehrt in Gottes Wort, in anderen Künsten aber unerfahren. Da sang ihm der Teufel von den Sternen des Himmels und legte ihm Fragen vor, die der Meister nicht aufzulösen vermochte; und als er nun schwieg, lachte der Teufel laut und schrieb mit seinem Finger auf die steinerne Wand, als ob sie ein weicher Teig gewesen wäre: „Wolfram, du bist ein Laie Schnipfenschnapf!“ Darauf entwich der Teufel, die Schrift aber blieb in der Wand stehen. Weil jedoch viele Leute kamen, um das Wunder zu sehen, verdroß es den Hauswirt; er ließ den Stein aus der Mauer brechen und in die Hörsel werfen. Nachdem Klingsor das ausgerichtet hatte, verabschiedete er sich von dem Landgrafen und fuhr samt seinen Knechten mit Geschenken und Gaben belohnt in der Decke wieder weg, wie und woher er gekommen war.

314. Der Tannhäuser. Der edle Tannhäuser, ein deutscher Ritter, hatte viele Länder durchfahren und war auch in Frau Venus Berg zu den schönen Frauen gekommen, das große Wunder zu schauen. Und als er eine Weile dort gehaust hatte, fröhlich und guter Dinge, trieb ihn endlich sein Gewissen, wieder hinauszuziehen in die Welt, und er begehrte Urlaub. Frau Venus aber bot alles auf, um ihn wankend zu machen. Sie wollte ihm eine ihrer Gespielinnen zum ehelichen Weibe geben, und er möchte gedenken an ihren roten Mund, der lache zu aller Stund. Tannhäuser antwortete, kein ander Weib begehrte er, als die er sich in den Sinn genommen; er wollte nicht ewig in der Hölle brennen, und gleichgültig wäre ihm ihr roter Mund; er könnte auch nicht länger bleiben, denn sein Leib wäre krank geworden. Und da wollte ihn die Teufelin in ihr Kämmerlein locken, der Minne zu pflegen, allein der edle Ritter schalt sie laut und rief die himmlische Jungfrau an, daß sie ihn scheiden lassen mußte.

Reuevoll zog er die Straße nach Rom zu Papst Urban, dem wollte er all seine Sünden beichten, damit ihm Buße aufgelegt würde und seine Seele gerettet wäre. Wie er aber beichtete, daß er auch ein ganzes Jahr bei Frau Venus im Berg gewesen, da sprach der Papst: „Wann der dürre Stecken grünen wird, den ich in der Hand halte, soll dir deine Sünde verziehen sein und nicht anders." Der Tannhäuser sagte: „Und hätte ich nur noch ein Jahr leben sollen auf Erden, so wollte ich solche Buße und Reue getan haben, daß sich Gott erbarmt hätte!" Und vor Jammer und Leid, daß ihn der Papst verdammte, zog er wieder fort aus der Stadt und von neuem in den teuflischen Berg, ewig und immerdar darinnen zu wohnen. Frau Venus aber hieß ihn willkommen, wie man einen lang abwesenden Liebsten empfängt.

Danach wohl auf den dritten Tag hub der Stecken an zu grünen, und der Papst sandte Botschaft in alle Lande, sich zu erkundigen, wohin der edle Tannhäuser gekommen wäre. Es war aber nun zu spät; er saß im Berge und hatte sich sein Lieb erkoren, und daselbst muß er nun sitzen bis zum jüngsten Tage, wo ihn vielleicht Gott wo anders hinweisen wird. Und kein Priester soll einem sündigen Menschen Mißtrost geben, sondern verzeihen, wenn er sich anbietet zu Buß und Reue.

315. Lohengrin. Der Herzog von Brabant und Limburg starb, ohne andere Erben als eine junge Tochter Els oder Elsa zu hinterlassen; diese empfahl er auf dem Totenbette einem seiner Dienstmannen, Friedrich von Telramund. Friedrich, sonst ein tapferer Held, der zu Stockholm in Schweden einen Drachen getötet hatte, wurde übermütig und warb um der jungen Herzogin Hand und Land unter dem falschen Vorgeben, daß sie ihm die Ehe gelobt hätte. Da sie sich standhaft weigerte, klagte Friedrich bei dem Kaiser Heinrich dem Vogler; und es wurde das Urteil gesprochen, daß sie sich im Gotteskampf durch einen Helden gegen ihn verteidigen lassen müßte. Als sich keiner finden wollte, betete die Herzogin inbrünstig zu Gott um Rettung. Da erscholl weit davon zu Montsalvatsch beim Gral der Laut der Glocke, zum Zeichen, daß jemand dringend der Hilfe bedürfte; alsobald beschloß der Gral, den Sohn Parzivals, Lohengrin, danach auszusenden. Eben wollte dieser seinen Fuß in den Stegreif setzen, als ein

Schwan auf dem Wasser geflossen kam und hinter sich ein Schiff daherzog. Kaum erblickte ihn Lohengrin, als er rief: „Bringt das Roß wieder zur Krippe; ich will nun mit diesem Vogel ziehen, wohin er mich führt!" Im Vertrauen auf Gott nahm er keine Speise mit in das Schiff; nachdem sie fünf Tage über Meer gefahren waren, fuhr der Schwan mit dem Schnabel ins Wasser, fing ein Fischlein auf, aß es halb und gab dem Fürsten die andere Hälfte zu essen.

Unterdessen hatte Elsa ihre Fürsten und Mannen zu einer Landsprache nach Antwerpen berufen. Gerade am Tage der Versammlung sah man die Schelde herauf einen Schwan schwimmen, der ein Schifflein zog, in dem Lohengrin auf seinem Schilde ausgestreckt schlief. Der Schwan landete bald am Gestade, und der Fürst wurde fröhlich empfangen; kaum hatte man Helm, Schild und Schwert aus dem Schiff getragen, als der Schwan sogleich zurückfuhr. Lohengrin vernahm nun das Unrecht, das die Herzogin litt, und übernahm es gern, ihr Kämpfer zu sein. Elsa ließ hierauf alle ihre Verwandten und Untertanen entbieten, die sich bereitwillig in großer Zahl einstellten; selbst ihr mütterlicher Ahn, König Gothart, kam aus England, durch Gundemar, Abt zu Klarbrunn, berufen. Der Zug machte sich auf den Weg, sammelte sich nachher vollständig zu Saarbrücken und ging von da nach Mainz. Kaiser Heinrich, der sich zu Frankfurt aufhielt, kam ihnen nach Mainz entgegen; und in dieser Stadt wurde das Gestühl errichtet, wo Lohengrin und Friedrich kämpfen sollten. Der Held vom Gral überwand; Friedrich gestand, die Herzogin angelogen zu haben, und wurde mit Schlegel und Barte (Beil) gerichtet. Elsa fiel nun dem Lohengrin zu, die sich längst einander liebten; doch behielt er sich insgeheim vor, daß ihr Mund alle Fragen nach seiner Herkunft zu vermeiden hätte, denn sonst müßte er sie augenblicklich verlassen.

Eine Zeitlang verlebten die Eheleute in ungestörtem Glück, und Lohengrin beherrschte das Land weise und mächtig; auch dem Kaiser leistete er auf den Zügen gegen die Hunnen und Heiden große Dienste. Es trug sich aber zu, daß er einmal im Speerwechsel den Herzog von Kleve herunterstach und dieser den Arm zerbrach; neidisch redete da die Klever Herzogin laut unter den Frauen: „Ein kühner Held mag Lohengrin sein, und Christen-

glauben scheint er zu haben. Schade, daß sein Adel nicht rühmlich ist; denn niemand weiß, woher er ans Land geschwommen kam!" Dies Wort ging der Herzogin von Brabant durchs Herz, sie errötete und erblich. Als ihr Gemahl sie nachts in Armen hielt, weinte sie. Er sprach: „Lieb, was verwirrt dich?" Sie antwortete: „Die Klever Herzogin hat mich zu tiefem Seufzen gebracht." Aber Lohengrin schwieg und fragte nicht weiter. Die zweite Nacht weinte sie wieder; er aber merkte es wohl und stillte sie nochmals. Allein in der dritten Nacht konnte sich Elsa nicht länger halten und sprach: „Herr, zürnt mir nicht! Ich wüßte gern, von wem du geboren bist; denn mein Herz sagt mir, du bist reich an Adel." Als nun der Tag anbrach, erklärte Lohengrin öffentlich, von woher er stammte: daß Parzival sein Vater wäre und Gott ihn vom Gral hergesandt hätte. Darauf ließ er seine beiden Kinder bringen, die ihm die Herzogin geboren hatte, küßte sie und befahl ihnen, Horn und Schwert, die er zurückließ, wohl aufzuheben; der Herzogin gab er das Fingerlein, das ihm seine Mutter einst geschenkt hatte. Da kam mit Eile sein Freund, der Schwan, geschwommen, hinter ihm das Schifflein; der Fürst trat hinein und fuhr wieder Wasser und Wege in des Grales Amt. Elsa sank ohnmächtig nieder, daß man mit einem Keil ihre Zähne aufbrechen und ihr Wasser eingießen mußte. Kaiser und Reich nahmen sich der Waisen an; die Kinder hießen Johann und Lohengrin. Die Witwe aber weinte und klagte ihr übriges Leben lang um den geliebten Gemahl, der nimmer wiederkehrte.

Als Lohengrin mit Zurücklassung des Schwertes, Hornes und Fingerleins aus Brabant fortgezogen war, kam er in das Land Lyzaborie (Luxemburg) und wurde der Gemahl der schönen Belaye, die sich wohl vor der Frage nach seiner Herkunft hütete und ihn über die Maßen liebte, so daß sie keine Stunde von ihm sein konnte, ohne zu siechen. Sie fürchtete seinen Wankelmut und flehte ihn beständig an, zu Hause zu bleiben; der Fürst aber mochte ein so verzagtes Wesen nicht gern leiden, sondern ritt oft auf die Jagd. Solange er abwesend war, saß Belaye halbtot und sprachlos daheim; sie kränkelte, und es schien ihr durch Zauberei etwas angetan.

Nun wurde ihr von einem Kammerweib geraten, sie müßte Loherangrin, wenn sie ihn fester an sich bannen wollte, ein Stück

Fleisch von dem Leibe schneiden und essen, wenn er müde von der Jagd entschlafen sei. Belaye aber verwarf den Ratschlag und sagte: „Eher wollte ich mich begraben lassen, als daß ihm nur ein Finger schwüre!" zürnte dem Kammerweib und verwies sie seitdem aus ihrer Huld. Giftig ging die Verräterin hin zu Belayens Blutsverwandten, die dem Helden die Königstochter neideten, und brachte ihnen falsche Lügen vor.

Da beriet sich Belayens Sippschaft, daß sie selbst aus Loherangrin das Fleisch schneiden wollten, womit allein Belayens Not gelindert werden könnte. Und als er eines Tages wieder auf die Jagd gegangen und entschlafen war, träumte ihm, tausend Schwerter stünden gleichzeitig über seinem einzigen Haupt gezückt. Erschrocken fuhr er auf und sah die Schwerter der Verräter. Alle bebten vor dem Helden, und mit seiner Hand erschlug er mehr denn hundert. Sie waren aber untereinander zu fest verbunden und ließen nicht nach, ihn anzugreifen, bis ihrer zuviel wurden und er eine Wunde durch den linken Arm empfing, so schwer, daß kein Arzt sie heilen konnte. Als sie ihn todwund sahen, fielen sie ihm seiner großen Tugend wegen alle zu Füßen. Belaye starb nach empfangener Todesbotschaft alsbald vor Herzeleid. Loherangrin und Belaye wurden gebalsamt und zusammen eingesargt, hernach wurde ein Kloster über ihren Gräbern gebaut; ihre Leichname werden den Pilgrimen noch gewiesen. Das Land, vorher Lyzaborie genannt, nahm von ihm den Namen Lotharingen an. Diese Begebenheit hat sich fünfhundert Jahre nach Christi Geburt ereignet.

316. Der Brennberger. Der Brennberger, ein edler Ritter, war zu Wien am Hofe des Herzogs von Österreich und sah die auserwählte Herzogin an, ihre Wangen und ihren roten Mund, die gleich den Rosen blühten. Er sang Lieder zu ihrem Preise, wie selig derjenige wäre, der sie küssen dürfte, und wie kein schöneres Frauenbild auf Erden lebte, als diejenige, die sein Herr besäße und der König von Frankreich; diesen beiden Weibern täte es keine gleich. Als die Herzogin von diesem Lobe vernahm, ließ sie den Ritter vor sich kommen und sprach: „Ach, Brennberger, du allerliebster Diener mein, ist es dein Ernst oder Scherz, daß du mich so besingst? Und wärst du nicht mein Diener, nähm

ich dir's übel!" „Ich rede ohne Scherz," sagte Brennberger, „und in meinem Herzen seid ihr die Schönste auf Erden. Zwar spricht man von der Schönheit der Königin zu Frankreich, doch kann ich's nicht glauben." Da sprach die zarte Frau: „Brennberger, allerliebster Diener mein, ich bin dir hold und bitte dich sehr, nimm mein Gold und Silber und schaue die Königin, und sieh, wer die Schönste unter uns zweien ist. Bringst du mir davon die Wahrheit, so erfreust du meinen Mut." „Ach, edle Frau," sagte der Brennberger, „ich fürchte die Mühe und die lange Reise. Und brächte ich zurück, was ihr nicht gerne höret, so wäre mein Herze schwer; brächte ich euch aber gute Mär, daß ihr euch freutet, so geschäh's auch mir zulieb, darum will ich die Reise wagen!" Die Frau sprach: „Ziehe hin und laß dir's an nichts gebrechen, an Geschmeide noch an Gewändern."

Brennberger aber ließ sich einen Kramladen machen; darein tat er, was Frauen gehört, Gürtel und Spinnzeug, und wollte das als Krämerin feiltragen. Er zog im Dienste seiner Frauen über Berg und Tal, bis er nach Paris kam; hier nahm er Herberge bei einem auserwählten Wirt, der unten am Berge wohnte und der ihm Futter und Streu, Speise und Trank aufs freundlichste gab. Brennberger hatte aber weder Ruhe noch Rast, winkte den Wirt heran und fragte um Rat, wie er's anfinge, der Königin unter die Augen zu kommen; denn um ihretwillen habe ihn die Herzogin aus Österreich hergesandt. Der Wirt sprach: „Stelle dich dahin, wo sie zur Kirche zu gehen pflegt, so siehst du sie sicherlich!"

Da kleidete Brennberger sich frauenmäßig an, nahm seinen Kram, setzte sich vors Burgtor und hielt Spindel und Seide feil. Endlich kam die Königin gegangen, ihr Mund brannte wie ein Feuer, und elf Jungfrauen folgten ihr nach. „Gott grüß dich, Krämerin," sprach sie im Vorübergehen, „was Schönes hast du feil?" Die Krämerin dankte tugendlich und sagte: „Hochgelobte Königin, gebt mir die Gnade, es anzuschauen und kauft von mir samt euren Jungfrauen!"

Abends spät sprach die edle Königin: „Nun hat sich die Krämerin vor dem Tore verspätet; laßt sie ein, fürwahr, sie kann heute bei uns bleiben!" Und die Krämerin saß mit den Frauen züchtiglich zu Tische. Als das Mahl vollbracht war, sagte die

Königin: „Bei wem wollt ihr schlafen?“ Die Krämerin wäre gerne daheim gewesen und antwortete: „Gott dank euch, edle Königin! Geliebt's euch, so laßt mich allein liegen.“ „Das wäre schlechte Ehre,“ versetzte sie, „wohlan, ich habe zwölf Jungfrauen hier, bei der jüngsten ziemt euch zu liegen, da ist eure Ehre gar wohl bewahrt.“ Also lag die Krämerin die lange Nacht bei der zarten Jungfrau und hielt dreizehn Tage feil in der Burg, und jede Nacht schlief sie bei einer andern Jungfrau. Wie nun die letzte Nacht kam, sagte die Königin: „Hat sie bei euch allen gelegen, was sollt ich's denn entgelten?“ Da wurde dem Brennberger angst, daß es um sein Leben geschehen wäre, wenn er bei der Königin liegen müßte, und schlich sich des Abends von dannen zu seinem Wirt, setzte sich alsbald zu Pferde und ritt ohne Aufenthalt bis er nach Wien kam.

„Ach, Brennberger, allerliebster Diener mein, wie ist es dir ergangen, was bringst du guter Märe?“ „Edle Frau“, antwortete der Ritter, „ich habe Lieb und Leid gehabt, wie man noch nie erhört. Dreizehn Tage hielt ich meinen Kram vor dem Burgtor feil. Nun möget ihr Wunder hören, welches Heil mir widerfuhr; jeden Abend wurde ich eingelassen und mußte bei jeder Jungfrau besonders liegen. Ich fürchtete mich, es könnte nicht so lange verschwiegen bleiben, und die letzte Nacht wollte mich die Königin selber haben.“ „Weh mir, Brennberger, daß ich je geboren ward,“ sprach die Herzogin, „daß ich dir je den Rat gab, die edle Frau zu kränken. Nun sage mir aber, welche die Schönste unter uns zweien ist?“ — „Frau, in Wahrheit, sie ist schön ohnegleichen, nie sah ich ein schöner Weib auf Erden! Ein lichter Schein brach von ihrem Angesicht, als sie das erste Mal vor meinen Kram ging, sonderliche Kraft empfing ich von ihrer Schöne.“ — „Ach, Brennberger, gefällt sie dir besser als ich, so sollst du auch ihr Diener sein!“ — „Nein, edle Frau, das sag ich nicht; ihr seid die schönste in meinem Herzen.“ — „Nun sprachst du eben erst, kein schöner Weib hättest du je gesehen?“ — „Wißt, Frau, sie hat einen hohen Mund, aber ihr seid schöner an Hals und Kinn; aber nach euch ist die Königin das schönste Weib, das ich je auf der Welt gesehen habe. Das ist meine allergrößte Klage, ob ich einen unrechten Tod an ihr verdient hätte!“

Als der edle Brennberger seine schöne Herrin mannigfaltig

besungen hatte, gewahrte es ihr Gemahl. Er ließ den Ritter fahen und sagte: „Du hast meine Frau lieb, das geht dir an dein Leben!“ Und zur Stunde ward ihm das Haupt abgehauen; sein Herz aber gebot der Herr auszuschneiden und zu kochen. Das Gericht wurde der edlen Frau vorgestellt, und ihr roter Mund aß das Herz, das ihr treuer Dienstmann im Leibe getragen hatte. Da sprach der Herr: „Frau, könnt ihr mir sagen, was ihr jetzt gegessen habt?“ Die Frau antwortete: „Nein, ich weiß es nicht; aber ich möchte es wissen, denn es schmeckt mir schön.“ Er sprach: „Fürwahr, es ist Brennbergers Herz, deines Dieners, der dir viel Lust und Schmerz brachte und dir dein Leid wohl vertreiben konnte.“ Die Frau sagte: „Habe ich das Herz gegessen, das mir Leid vertrieben hat, so tue ich einen Trunk darauf zu dieser Stund, und sollte meiner armen Seele nimmer Rat werden; von Essen und Trinken kommt nimmermehr in meinen Mund!“ Und eilends stand sie auf, schloß sich in ihre Kammer und flehte die himmlische Königin um Hilfe an: „Es muß mich immer reuen um den treuen Brennberger, der unschuldig den Tod erlitt um meinetwillen. Fürwahr, er ward nie meines Leibes teilhaftig und kam mir nie so nah, daß ihn meine Arme umfangen hätten.“ Von der Zeit an kam weder Speise noch Trank über der Frauen Mund, elf Tage lebte sie und am zwölften schied sie davon. Ihr Herr aber stach sich mit einem Messer tot, aus Jammer, daß er sie so unehrlich verraten hatte.

317. Peter Dimringer von Staufenberg. In der Ortenau unweit Offenburg liegt Staufenberg, das Stammschloß des Ritters Peter Dimringer, von dem die Sage geht, daß er auf einen Pfingsttag früh den Knecht das Pferd satteln ließ, um von seiner Feste nach Nußbach zu reiten und die Metten zu hören. Der Knabe ritt voran; unterwegs sah er auf einem Stein am Eingange des Waldes eine wunderschöne, reichgeschmückte Jungfrau mutterallein sitzen; sie grüßte ihn, der Knecht ritt vorüber. Bald darauf kam Herr Peter selbst daher, sah sie mit Freuden, grüßte und sprach die Jungfrau freundlich an. Sie neigte ihm und sagte, „Gott danke dir deines Grußes!“ Da stieg Peter vom Pferde, sie bot ihm ihre Hände, er hob sie vom Stein auf und umarmte sie, und sie setzten sich beide ins Gras und redeten, was ihr Wille war.

„Schöne Frau, darf ich fragen, warum ihr hier so einsam sitzet und niemand bei euch ist?“ — „Das sag ich dir, Freund, auf meine Treue, ich wartete nur auf dich: ich liebe dich, seit du ein Pferd bestiegest, und überall in Kampf und in Streit, auf Wegen und Straßen habe ich dich mit meiner freien Hand heimlich gehütet, daß dir nie ein Leid geschah.“ Da antwortete der Ritter tugendlich: „Nichts Lieberes konnte mir geschehen, als daß ich euch erblickt habe, und mein Wille wäre, bis an den Tod bei euch zu sein. „Dies mag wohl geschehen,“ sprach die Jungfrau, „wenn du meiner Lehre folgest. Willst du mich lieb haben, darfst du fürder kein ehelich Weib nehmen, und tätest du es doch, würdest du den dritten Tag sterben. Wo du aber allein bist und mein begehrst, da hast du mich gleich bei dir und lebst glücklich und in Wonne.“ Herr Peter sagte: „Frau, ist das alles wahr?“ Und sie gab ihm Gott zum Bürgen der Wahrheit und Treue. Darauf versprach er sich ihr zu eigen, und beide verpflichteten sich zueinander. Die Hochzeit sollte auf der Frauen Bitte zu Staufenberg gehalten werden; sie gab ihm einen schönen Ring, und nachdem sie sich tugendlich angelacht und einander umfangen hatten, ritt Herr Peter seine Straße weiter. In dem Dorfe hörte er eine Messe lesen und tat sein Gebet, kehrte alsdann auf seine Feste heim und dachte bei sich im Herzen, als er allein in der Kemenate war: Wenn ich doch nun meine liebe Braut hier bei mir hätte, die ich draußen auf dem Steine fand! Und wie er das Wort ausgesprochen hatte, stand sie schon vor seinen Augen; sie küßten sich und waren in Freuden beisammen.

Also lebten sie eine Weile, sie gab ihm auch Geld und Gut, daß er auf der Welt fröhlich leben konnte. Nachher fuhr er aus in die Lande, und wohin er kam, war seine Frau bei ihm, so oft er sie wünschte.

Endlich kehrte er wieder in seine Heimat heim. Da baten ihn seine Brüder und Freunde, ein ehelich Weib zu nehmen; er erschrak und suchte es ihnen auszureden. Sie ließen ihm aber durch einen weisen Mann aus seiner Sippe härter zusetzen. Herr Peter antwortete: „Eher will ich meinen Leib in Riemen schneiden lassen, als daß ich mich vereheliche.“ Abends nun, wie er allein war, wußte es seine Frau schon, was sie mit ihm vorhatten, und er sagte ihr von neuem sein Wort zu. Es sollte aber damals der

deutsche König in Frankfurt gewählt werden; dahin zog auch der Staufenberger unter vielen andern Dienstmännern und Edelleuten. Er tat sich im Ritterspiel so hervor, daß er die Augen des Königs auf sich zog und der König ihm endlich seine Muhme aus Kärnten zur Ehe antrug. Herr Peter geriet in heftigen Kummer und schlug das Anerbieten aus. Und weil alle Fürsten dareinredeten und die Ursache wissen wollten, sprach er zuletzt, daß er schon eine schöne Frau und von ihr alles Gute hätte, aber um ihretwillen keine andere nehmen dürfte, sonst müßte er innerhalb drei Tagen sterben. Da sagte der Bischof: „Herr, laßt mich die Frau sehen!" Da sprach er: „Sie läßt sich vor niemandem sehen denn vor mir." „So ist sie kein rechtes Weib," redeten sie alle, „sondern vom Teufel; und daß ihr die Teufelin mehr denn reine Frauen minnt, verdirbt euren Namen und eure Ehre vor aller Welt!" Verwirrt durch diese Reden sagte der Staufenberger, er wollte alles tun, was dem König gefiele, und alsobald wurde ihm die Jungfrau unter kostbaren königlichen Geschenken verlobt. Die Hochzeit sollte nach Peters Willen in der Ortenau gehalten werden. Als er seine Frau das erstemal wieder bei sich hatte, machte sie ihm klägliche Vorwürfe, daß er ihr Verbot und seine Zusage dennoch übertreten hätte, weshalb sein junges Leben nun verloren wäre, „und zum Zeichen will ich dir folgendes geben: wenn du meinen Fuß auf deiner Hochzeit erblicken wirst und ihn alle andern sehen, Frauen und Männer, dann sollst du nicht säumen, sondern beichten und dich zum Tode bereiten!" Peter dachte an der Pfaffen Worte, daß die Frau ihn vielleicht nur mit solchen Drohungen berücken wollte und es eitel Lüge wäre. Als sie nun bald die junge Braut nach Staufenberg gebracht hatten, ein großes Fest gehalten wurde und der Ritter bei der Tafel ihr gegenüber saß, sah man plötzlich etwas durch die Bühne stoßen, einen wunderschönen Menschenfuß bis an das Knie, weiß wie Elfenbein. Der Ritter erblaßte und rief: „Weh, meine Freunde, ihr habt mich ins Verderben gestürzt, und in drei Tagen bin ich des Todes!" Der Fuß war wieder verschwunden, ohne ein Loch in der Bühne zurückzulassen. Pfeifen, Tanzen und Singen hörten auf, ein Pfaff wurde gerufen, und nachdem er von seiner Braut Abschied genommen und seine Sünden gebeichtet hatte, brach sein Herz. Seine junge Ehefrau begab sich ins Kloster und betete für seine Seele zu

Gott, und in allen deutschen Landen wurde der mannhafte Ritter beklagt.

Im 16. Jahrhundert wußte nach Fischarts Zeugnis das Volk der ganzen Gegend die Geschichte von Peter dem Staufenberger und der schönen Meerfei, wie man sie damals nannte. Noch jetzt ist der Zwölfstein zwischen Staufenberg, Rußbach und Weilenshofen zu sehen, wo sie ihm das erstemal erschien, und auf dem Schlosse wird die Stube gezeigt, wo sich die Meerfei zuweilen aufgehalten haben soll.

318. Tristan und Isolde. König Morgan wurde von seinem Lehnsmanne, dem König Riwalin von Parmenie, angegriffen und besiegt, so daß er um Frieden bitten mußte, der ihm auf ein Jahr gewährt wurde. Er ging zu Marke, dem König von Kurnewale und England, wo er freundlich aufgenommen wurde und sich in dessen schöne Schwester Blancheflur verliebte. Als Markes Land vom Feinde überfallen wurde, zog auch Riwalin mit in den Kampf, wurde aber schwer verwundet. Die ebenfalls von Liebe entbrannte Blancheflur besuchte ihn auf seinem Krankenlager in Bettlerkleidung. Riwalin gesundete wieder, und beide lebten in heimlicher Liebe glücklich miteinander.

Inzwischen hatte Morgan wieder ein Heer gesammelt und verwüstete Riwalins Land, so daß dieser gezwungen wurde, zu dessen Verteidigung heimzueilen. Blancheflur entfloh mit ihm und wurde von Riwalin öffentlich zu seiner Gemahlin erhoben. Während des Kriegszuges ward sie dem treuen Marschall Rual anvertraut, der sie in seinem Kastell der Obhut seiner Frau übergab. Riwalin fiel in heftigem Kampfe, worüber Blancheflur von unsagbarem Schmerz übermannt wurde; in ihrer Herzensqual rang sie vier Tage erbärmlich mit dem Leben, gebar ein Söhnlein und gab ihren Geist auf.

Um das Kind vor Morgans Nachstellungen zu sichern, ließ Rual die Nachricht verbreiten, die Königin hätte ein Kind totgeboren und gab den Knaben für den Sohn seiner Frau aus. In der Taufe erhielt das Kind den Namen Tristan, da es in Trauer empfangen und in Trauer geboren worden war. Es wurde auf das sorgfältigste erzogen, lernte viele fremde Sprachen, auch Saitenspiel und ritterliche Übungen. Von Kaufleuten entführt, schloß der Knabe sich in fernen Landen zwei alten Pilgern an, von denen er sich wieder trennte, als er einige Jäger traf, die zu

Markes Hofe gingen. Hier gab er sich für einen Kaufmannssohn aus, der seinem Vater entflohen wäre, um die Welt zu sehen. Marke fand Gefallen an dem frischen Jünglinge, ernannte ihn zu seinem Jägermeister, und Tristan stieg um so höher in des Königs Achtung und Liebe, als er Gelegenheit fand, seine Kenntnisse und Kunstfertigkeiten zu zeigen.

Der getreue Rual hatte seinen Pflegling inzwischen überall gesucht; durch die beiden Pilger wurde er auf die Spur geleitet, verkleidete sich als Bettler und zog an Markes Hof, wo er trotz der Verkleidung von Tristan erkannt wurde. Jubelnd führte dieser den alten Freund zu König Marke, der nun von Rual erfuhr, daß er in Tristan den Sohn seiner geliebten Schwester vor sich hatte. Marke war froh, in dem trefflichen Jüngling einen Neffen zu haben, der ihm, dem kinderlosen Manne, einst als Erbe folgen könnte. Tristan wurde unter großen Feierlichkeiten zum Ritter geschlagen. Bald darauf zog er gegen Morgan, um sein väterliches Land Parmenie wieder zu erobern; er besiegte den Gegner, gab das Land dem getreuen Rual als Lehen und zog wieder zu Marke zurück.

Hier angelangt, fand er das ganze Land in Trauer; denn Marolt, der Schwager des Königs von Irland, war gekommen und hatte einen schon früher aufgedrungenen Tribut von dreißig schönen Knaben gefordert. Tristan erreichte, daß man den Tribut verweigerte und ein Zweikampf zwischen Marolt und ihm stattfand, in dem ersterer fiel. Allerdings war Tristan verwundet worden, und Marolt hatte ihm gesagt, die Wunde wäre mit einem vergifteten Schwerte geschlagen und könnte deshalb nur von seiner Schwester Isolde, der Königin von Irland, wieder geheilt werden.

Marolts Leichnam wurde nach Irland gebracht, wo der Held tief betrauert wurde, besonders von der Königin Isolde und ihrer gleichnamigen Tochter. In Marolts Schädel fanden sie einen Splitter, der aus Tristans Schwert gebrochen war, als er den tödlichen Streich geführt hatte. Die junge Isolde nahm den zurückgebliebenen Splitter heraus und bewahrte ihn in einem Schreine. Der König aber ließ ein Gebot ausgehen, daß, wer von Kurnewale nach Irland käme, es mit dem Leben büßen müßte.

Tristans Wunde verschlimmerte sich immer mehr; kein Arzt konnte sie heilen. Darum entschloß sich der Held, die Königin

Isolde aufzusuchen. Als Spielmann wurde er gut empfangen, fand auch Aufnahme bei der Königin, die ihn seines herrlichen Saitenspiels wegen gern heilte, wofür er sie und ihre Tochter die Kunst des Spiels lehrte. Weil er befürchtete, doch schließlich erkannt zu werden, gab er vor, er müßte wieder zu seiner geliebten Gattin, und nahm Urlaub.

In Kurnewale war alles erfreut über Tristans Heilung, doch regte sich der Neid mancher Großen, weil Marke seinen Neffen allen andern vorzog und ihm sein Reich hinterlassen wollte. Um dem drohenden Sturme zu entgehen, riet Tristan selbst dem Könige, sich doch noch zu verheiraten, und empfahl ihm die schöne junge Königstochter Isolde, erbot sich auch, die Brautwerbung zu übernehmen. Sich als Kaufmann ausgebend, kam er glücklich in Irland an und fand Aufnahme am Hofe.

Damals hauste ein furchtbarer Drache in Irland, der das Land so bedrohte, daß der König seine Tochter demjenigen zu geben versprach, der den Drachen besiegen würde. Tristan wagte den Kampf, erschlug das Untier nach vielen Gefahren, schnitt ihm die Zunge aus und verbarg sie in seinem Busen. Um sich von den Anstrengungen zu erholen, suchte er einen verborgenen Platz auf, fiel aber bald in tiefe Bewußtlosigkeit. Mittlerweile kam auch der Truchseß des Königs, der ebenfalls nach Isoldes Hand strebte, fand den Drachen, begann auf ihn loszuhauen und zu stechen, obwohl er schon tot war, und suchte den wirklichen Sieger, den er so schwach anzutreffen hoffte, daß er ihn leicht töten könnte, fand ihn aber nicht. Dann ritt er stolz zu Hofe, gab sich als Retter des Landes aus und begehrte die Hand der Königstochter als Lohn. Isolde war tief bekümmert, weil sie den anmaßenden Mann heiraten sollte, wurde aber durch einen Traum ihrer Mutter getröstet, in dem dieser offenbart wurde, daß ein anderer den Drachen getötet hätte. Die Königin ritt am andern Tage mit ihrer Tochter, ihrer Nichte Brangäne und einem Knappen aus, um den sieghaften Mann zu suchen, den sie auch glücklich fanden. Sie merkte gleich, daß die Bewußtlosigkeit Tristans von einem Zauber herrühren müßte; sie suchte, fand und entfernte die Zunge, und Tristan kam wieder zu sich. Die junge Isolde erkannte jetzt in ihm auch den früheren Spielmann wieder, doch sagte ihm die Königin Schutz für Leben und Leib zu.

Als der Truchseß die Hand der Königstochter begehrte, verweigerte diese sie ihm. Es sollte ein Zweikampf zwischen ihm und Tristan stattfinden. Zufällig bekam die junge Isolde das Schwert Tristans in die Hände, bemerkte die Scharte, holte den bei Marolt gefundenen Splitter, und siehe, er paßte genau. Nun war der Sieger ihres geliebten Onkels in ihrer Hand; ein glühender Haß gegen Tristan faßte sie, doch hielt die Mutter ihre Hand über ihn, weil sie ihm Schutz gewährt hatte. Tristan erklärte, warum er hergekommen wäre, nämlich um für seinen König Marke zu werben. Der Zweikampf fand nicht mehr statt, weil der Truchseß sich aus Feigheit zurückzog. Der König gab seine Einwilligung zur Ehe seiner Tochter mit Marke, und sie zog in der Begleitung Tristans und Brangänes in Markes Land.

Die Königin bereitete einen Liebestrank, den sie ihrer Nichte Brangäne mit dem Auftrage anvertraute, davon ihrer Tochter und dem Könige Marke zu trinken zu geben, sobald sie ehelich verbunden würden. Während sich Tristan einstens auf dem Schiffe, das sie zur Reise benutzten, in Isoldens Gemache befand, dürstete ihn, und er bat sich einen Trunk aus. Brangäne war zufällig nicht anwesend, und eine der Mägde nahm das Glas mit dem Liebestrank, den sie für Wein hielt, und reichte ihn Tristan, der ihn in ritterlicher Weise der Königin bot. Zaudernd trank diese davon und dann er selbst. Im selben Augenblicke kam Brangäne herzu, sah das Unheil, ergriff das Glas und schleuderte es ins Meer; aber es war zu spät, die beiden hatten von dem Tranke genossen, und er wirkte schnell:

Minne, die aller Herzen Nachstellerin,
Schlich in beider Herzen hin;
Ehe sie es wurden gewahr,
Stieß sie ihre Siegesfahne dar
Und zog sie beide in ihre Gewalt:
Sie wurden eins und einfalt,
Die zwei und zweifalt waren vorher;
Sie zwei waren da nicht
Mehr widerstrebend unter sich.
Isoldens Haß, der war dahin;
Die Sühnerin Minne,
Die hatte der beiden Sinne
Vom Hasse so gereinet,

Mit Liebe so vereinet,
Daß jedes dem andern was
Klar und hell wie ein Spiegelglas.
Sie hatten beide ein Herz,
Ihr Kummer war sein Schmerz,
Sein Schmerz war ihr Kummer;
Sie waren beide eines Sinns
An Liebe und an Leide
Und verhehlten sich's doch beide:
Das tat der Zweifel und die Scham. . . .

Wohl suchten sie beide die aufkeimenden Gefühle zu bekämpfen, doch gelang es ihnen nicht, und ehe Isolde in König Markes Land kam, hatte sie schon die eheliche Treue gebrochen. Brangäne erzählte ihnen von dem Zaubertranke, versprach ihnen aber ihre Hilfe und Verschwiegenheit, weil sie sich mit schuldig fühlte. Da sie aber die einzige Person war, die um ihre heimliche Liebe wußte, wollte Isolde sie ermorden lassen. Die gedungenen Knechte hatten Mitleid mit ihr und schenkten ihr das Leben. Weil sie aber selbst in der Todesnot keinen Verrat an der Königin und Tristan begangen hatte, schloß sich Isolde inniger an Brangäne an, und diese gab den beiden Liebenden Gelegenheit, sich zu sehen und zu treffen und die auf dem Schiffe begonnene Liebe fortzusetzen.

Zu dieser Zeit kam ein Ritter Gaudin aus Irland, der so wunderbar spielte, daß der König ihm auf seine Bitte seine Gemahlin Isolde zum Lohne gab. Tristan war zufällig auf der Jagd, reiste aber nach seiner Rückkehr in höchstem Zorne dem Ritter nach, dem er die Geliebte wieder entführte und zu Marke brachte. Der heimliche Umgang der beiden Geliebten wurde entdeckt, und Isolde mußte sich zur Reinigung von der Anklage einem Gottesurteil unterwerfen. Tristan verkleidete sich als Pilgrim, trug die Königin vom Schiffe ans Land, fiel verabredeterweise mit ihr zu Boden, und sie konnte nun schwören, sie habe niemals einem Manne zur Seite gelegen, als ihrem Gemahl und dem Pilgrim.

Marke wurde bald wieder von Zweifeln an der Unschuld seiner Gemahlin gequält und verbannte sie von Haus und Hof. Tristan zog mit ihr in eine Höhle, wo der König sie nach langer Zeit gelegentlich einer Jagd fand. Er hatte jedoch den König kommen sehen, sich mit Isolde auf ein Ruhebette niedergelassen, aber ein Schwert zwischen sich und seine Geliebte gelegt, so daß

Marke wieder an ihre Unschuld glaubte und sie in Gnaden aufnahm.

Doch nicht lange dauerte die Ruhe; der König wurde bald von der Untreue seiner Gemahlin überzeugt, und Tristan nahm Abschied von ihr, übergab ihr aber einen Ring, daß sie sich immer seiner erinnerte. Die Hofleute wußten den König nach Tristans Abreise noch einmal zu überzeugen, daß er sich geirrt hätte, und Isolde ihm doch treu geblieben wäre.

Tristan irrte ruhelos umher, war in Alemannien, in der Normandie, in Parmenie und schließlich in Arundel, wo er sich die Liebe der schönen Tochter des Herzogs Jovelin erwarb, die auch Isolde hieß. Sie liebten sich beide, aber Tristan machte sich die bittersten Vorwürfe über seine Treulosigkeit gegen seine Jugendgeliebte. In sich selbst zerrissen, bald auf Flucht sinnend, bald wieder von der Schönheit und Hingebung der Jungfrau zurückgehalten, führte er ein Jammer- und Klageleben und schmachtete in Liebe und Leid, in Trauer und Vorwürfen dahin.

319. Frau Welt. Herr Wirnt von Gravenberg war ein reicher und feingebildeter edler Ritter, der nach der Welt Ruhm geizte und dem dieser auch in vollem Maße zuteil wurde. Er verbrachte seine Zeit am liebsten damit, ausgewählte Kleider zu tragen, auf die Beize zu gehen, zu jagen, Schachzabel oder auf der Saiten zu spielen.

Eines Tages saß er in seinem Gemach und ergötzte sich an einer Aventiure, die er in einem Buche fand, als plötzlich eine weibliche Gestalt von wunderbarer Schönheit und königlichem Äußeren vor ihn trat. Sie war noch viel schöner als Frau Venus oder die Göttin Pallas Athene selbst, ihr Antlitz und ihre Farben leuchteten wie ein Spiegel. Ihre Schöne gab so lichten Schein, daß das Schloß von ihr erhellt wurde. Nie hatte er ein minniglicheres Weib auf dieser Erde gesehen, noch nie eine solche Pracht in der Kleidung bewundern können. Der Ritter war über diese Erscheinung nicht wenig erschrocken und verwundert, faßte sich aber und bewillkommnete die Frau aufs höflichste und wie es sich für einen Ritter geziemt.

Sie erwiderte seinen Gruß freundlichst, stellte sich ihm als eine ihm wohlbekannte Dame dar und meinte, er möchte doch nicht

erschrecken, sie wäre dieselbe, für die er sein Leben lang schon soviel gewagt, nach der er gerungen, von der er gesprochen und die er besungen hätte; er wäre ihr Dienstmann den Abend und den Morgen gewesen, und darum wäre sie jetzt gekommen, um ihm nach seines Herzens Begehr den Lohn für seine treuen Dienste zu zeigen. Der Ritter widersprach ihr und meinte, er wüßte nicht, daß er ihr je gedient hätte, wäre aber, von ihrer Gestalt und Schönheit hingerissen, gern bereit, ihr bis an sein Ende zu dienen, falls sie es gestattete. Er schätzte diesen Tag hoch, weil er ihn erlebt hätte, fühlte sich glücklich, sie gesehen zu haben und fragte nach ihrem Lande und ihrem Namen.

Da entgegnete die Frau: „Lieber Freund, ich will dir gern Antwort geben und dir meinen hochgelobten Namen nennen. Du brauchst dich dessen nicht zu schämen, daß du mir untertänig bist und mir auf dieser Erde dienst; denn Kaiser und Könige, Grafen, Freie und Herzöge haben ihre Knie vor mir gebeugt und meinem Gebote Folge geleistet. Nur einer ist gewaltiger als ich: Gott! Alle anderen dienen mir. Ich bin ‚die Welt' geheißen, die Welt, nach der du so lange begehrt hast. Den Lohn sollst du nun schauen!" Dann wandte sie sich und kehrte ihm den Rücken zu. Aber welch ein Schrecken! Überall war sie besteckt und behangen mit Kröten und Nattern, mit Schlangen und Fliegen; ihr Leib saß voller Blattern, und ihr Fleisch war von Maden zerfressen bis auf das Gebein. Es war ein schaudererregender, entsetzlicher Anblick. Dann verschwand die Frau Welt.

Jetzt erkannte Wirnt von Gravenberg, wie nichtig doch der Lohn der Welt wäre. Er schied von Frau und Kindern, nahm das Kreuz, fuhr über das wilde Meer und half im Heere Gottes gegen die Heidenschaft streiten. Nach langer und steter Buße starb er eines seligen Todes.

320. **Oswald und der Rabe.** Oswald war ein reicher und mächtiger König, dessen Ruhm in aller Welt erscholl. Neun Königreiche, dreißig Bischöfe, vierzig Grafen, siebzehnhundert Ritter und noch viele andere Herren waren ihm untertan. Eines Tages kam ein Pilgrim zu ihm, der hatte schon einen weiten Weg hinter sich und kannte fast alle Länder der Erde, redete zweiundsiebzig Zungen und sprach zu Oswald: „Ich weiß eine tugendhafte Jungfrau für

dich zum Weibe, eine Königin, wie du sie längst begehrt hast, eine tugendhafte Frau, die keusch und züchtig mit dir leben möchte, nämlich die Jungfrau Spange. Sie wohnt in einem fernen Lande, weithin übers Meer. Ihr Vater ist ein berühmter Heidenkönig. Es wird nicht leicht sein, sie zu erhalten; aber du hast einen klugen Raben, der dir ein treuer Gehilfe sein wird. Darum tue, was ich dir sage! Vergolde das Gefieder des Vogels, setze ihm eine goldene Krone auf und entsende ihn mit deiner Botschaft nach dem fernen Lande!" Oswald tat, wie ihm der Pilgrim geheißen hatte, rüstete den Raben aus und gab ihm noch einen goldenen Fingerreif mit drei kostbaren Steinen auf die Reise; die Steine bedeuteten Demut, Gerechtigkeit und Keuschheit.

Der Rabe erregte im Heidenlande Aufsehen, und bald erfuhr die Königstochter von dem wunderbaren Vogel, der aus ferner Gegend angelangt war. Sie bat ihn sich von ihrem Vater aus und nahm ihn mit in ihre Kemenate. Hier offenbarte sich der Rabe, richtete den Gruß aus an die holde Königstochter und nannte sie mit den köstlichsten Schmeichelworten: Glühendes Paradies, Maienreis, liebster Morgenstern, Lilienauge, Morgentau. Dann gab er ihr auch das Fingerlein, das Oswald ihm anvertraut hatte. Die Königstochter war frohgemut, und ihr Herz hüpfte vor Freude. Sie übergab dem Raben ihrerseits einen kostbaren Fingerreif voller Tugenden. Wer diesen Reif trug, konnte nicht erschlagen werden, nicht ertrinken, überhaupt keines unrechten Todes sterben. Sie bat, Oswald möchte mit zweiundsiebzig Schiffen kommen und sie als sein Weib heimführen.

Nicht lange darauf flog der reichbeschenkte Rabe davon, auf der Heimreise aber traf ihn ein böses Mißgeschick. Er ruhte auf dem Mast eines gesunkenen Kaufmannsschiffes aus, als ihm der Ring entfiel und in der Tiefe des Meeres verschwand. Dem Raben war leid und bange. Auf seine wehmütigen Klagen kam endlich ein Fischer geschwommen, der den Kummer des Raben erfuhr; aber er wußte keine Hilfe. Da ließ ihn der Vogel wunderbare Fischzüge tun, so reich, wie der Fischer sie nie gekannt hatte. Aus Dankbarkeit dafür bot ihm der Fischer von seiner Beute an, soviel der Rabe nur wünschte. Aber dieser verzichtete auf jede Gabe, nur einen einzigen Fisch wählte er aus, den der Fischer öffnete und dem er den verlorenen Ring entnahm, den der Fisch im Magen hatte.

Nicht lange dauerte es, und Oswald hatte seine Flotte von zweiundsiebzig Kielen ausgerüstet. Voller Freude segelte er fort, doch in der Erregung hatte er den Raben daheim gelassen und mußte umkehren, um auch ihn mitzunehmen. Die Reise verlief ungünstig. Infolge widriger Winde waren sie acht Jahre auf dem Meere, und im Sturm und durch Riffe versanken einundsiebzig Fahrzeuge, eines nach dem anderen. Nur ein Schiff, das von Oswald selbst geführt wurde, blieb erhalten und kam endlich mit gutem Winde nach dem Heidenlande.

Der Rabe wurde wieder als Bote gesandt. Die Königstochter empfing den wunderbaren Vogel mit großer Freude und Sehnsucht; aber sie fürchtete den Zorn und die Aufregung des Vaters, der in eine Vermählung mit Oswald auf keinen Fall willigen würde und wandte deshalb eine List an. Auf ihr Geheiß mußte ein goldener und silberner Hirsch in das Land des Königs laufen. Sobald dem König Kunde davon gebracht wurde, machte er sich mit viel Volk auf die Jagd. Die dadurch entstandene Verwirrung und Aufregung benutzte die Jungfrau und ließ sich von dem Raben auf das Schiff Oswalds führen, das schnell davonfuhr.

Nachdem der König von der Flucht seiner Tochter erfahren hatte, ließ er seine Flotte ausrüsten und zog in Wut und Zorn nach Oswalds Lande. Dieser bot sein Heer auf, und so standen sich in kurzer Zeit je dreißigtausend Mannen auf beiden Seiten gegenüber. Ein furchtbarer Kampf entbrannte. Das Schlachtenglück wogte hin und her, aber endlich blieb Oswald der Sieg. Der heidnische König wurde gefangen genommen und mußte in einem tiefen Kerker schmachten. Schließlich aber nahm er den christlichen Glauben an und wurde nun der Freiheit wiedergegeben; auch Jungfrau Spange wurde getauft. Der heidnische König, jetzt Johannes genannt, zog nun in Frieden heim in sein Land, und Oswald lebte mit seinem Weibe keusch und züchtig, wie ihm der Pilgrim gesagt hatte.

321. Herzog Friedrich von Schwaben. Herzog Heinrich von Schwaben hatte drei herrliche, wohlerzogene Söhne, Heinrich, Ruprecht und Friedrich.

Bevor der Herzog in dem ehrwürdigen Alter von 106 Jahren starb, ermahnte er seine Söhne, gerecht und einträchtig zu sein;

sie folgten seiner Lehre auch. Nun ritt aber eines Tages der jüngste der Brüder, Friedrich, auf die Jagd. Vor ihm lief ein Hirsch; während er ihn verfolgte, ließ Friedrich seine Dienstmannen weit hinter sich. Die Nacht war schon hereingebrochen, als er zu einer Burg im Walde kam und um Herberge zu bitten gedachte. Doch das Tor war offen, niemand kam ihm entgegen. Er band sein Roß an und ging in einen schönen Saal, wo aber auch niemand zu sehen war, trotzdem der wohlbesetzte Tisch bereit stand. Friedrich stillte seinen großen Hunger und legte sich in einer prächtigen Kammer schlafen. In der Nacht klagte ihm ein weibliches Wesen, ohne daß er es sehen konnte, seine Not. Es war die Königstochter Angelburg, die durch den Haß ihrer Stiefmutter Flanea in großes Unheil gekommen war. Ein Zauberer Flaneas hatte dem Könige, Angelburgs Vater, das Augenlicht derart genommen, daß er nur innerhalb seines Palastes etwas sehen konnte. Er wurde in die Meinung versetzt, als habe Angelburg mit zweien ihrer Jungfrauen den Zauber durch Ringe bewirkt, die sie am Finger trugen, weshalb der König die drei zum Tode verurteilte. Doch die heuchlerische Stiefmutter bat ihn, sich mit der Buße zu begnügen, die sie selber den angeblich Schuldigen auferlegen würde, und diese Buße bestand nun in folgendem.

Angelburg und die beiden anderen Jungfrauen mußten den ganzen Tag über als Hirsche im Walde laufen; nur in der Nacht fanden sie, wieder zu Jungfrauen umgewandelt, in einem Waldhause Nahrung und Ruhe. Erlösung konnte ihnen nur ein Fürstensohn bringen, wenn er Angelburg als Hirsch verfolgte, in das Waldhaus drang und während eines ganzen Jahres dreißig Nächte bei ihr im Waldhause zubrachte, ohne sie zu sehen oder ihre Ehre anzutasten. Würde die Ehre Angelburgs verletzt, so sollte sie für immer und ewig Hirsch bleiben, auch in der Nacht; würde Angelburg gesehen, so sollten alle drei Jungfrauen in drei weiße Tauben verwandelt werden und zu dem allerklarsten Brunnen in der Welt, der auf einem Berge stände, fliegen. Jeden Mittag sollten sie ihre Menschengestalt wieder erlangen und sich in dem Brunnen baden, während ihre Gewänder an dem Rande lägen. Die Nächte sollten sie nach Taubenweise auf den Ästen und Bäumen zubringen. Käme während des Badens der Fürst, der Angelburg gesehen hätte, so müßte er ein Auge verlieren und so lange von

der Prinzessin geschieden sein, bis ihm eine werte Jungfrau das Auge wiedergäbe; wäre der Fürst aber so geschickt, ihnen die Gewänder am Brunnen heimlich wegzunehmen, so sollte er diese als Pfand behalten, bis Angelburg ihm die Ehe verspräche. Kehrte sie dann mit ihrem Manne und den Jungfrauen heim in das Land ihrer Mutter und glaubte man dort, was ihr begegnet wäre, so sollte des Königs Zorn versöhnt sein; nähme aber ein ungeborener Mann die Kleider hinweg und begehrte sie zur Ehe, so dürfte sie ihm das nicht versagen und wäre er auch der elendeste Mensch, sie wollte denn ihr Leben lang nackt und bloß bleiben.

In allen Landen schon hatte Angelburg Erlösung gesucht, doch hatte ihr nirgends ein Wald besser gefallen als in Schwaben, waren doch auch die Schwaben die wertesten und im Jagen berühmtesten Fürsten.

Als sie in der Nacht ungesehen zu Friedrich ins Zimmer getreten und ihm ihre Not geklagt hatte, gelobte er, wie ein Biedermann zu tun. Er blieb zwei Nächte in dem Waldschlosse, am Morgen aber, wenn die Hirsche ausliefen, verschwand das Haus. Friedrich kehrte zu seinen Brüdern zurück, verschwieg aber, was ihm widerfahren war.

Nach drei Wochen ritt er, wie Angelburg es gewünscht hatte, wieder in den Wald, traf den Hirsch, jagte ihn und hatte dasselbe Abenteuer. So schritt das Werk der Erlösung immer weiter vor. Zwischen Friedrich und der noch nicht gesehenen Jungfrau erwuchs eine immer innigere Liebe; selbst bei einem von seinen Brüdern angestellten Ritterfeste verzehrte er sich in Sehnsucht.

Indessen ließ die Stiefmutter durch den Zauberer Erkundigungen einziehen, und es zeigte sich, daß nur noch zehn Nächte an der Erlösung fehlten. Da versprach der Zauberer, die Erlösung zu hintertreiben. Friedrich wurde krank; die bekümmerten Brüder ließen ihn durch die Ärzte untersuchen, aber keiner wußte zu raten, bis schließlich der falsche Zauberer als Arzt herbeigeholt wurde. Er verlangte mit dem Prinzen allein zu sein und sagte ihm dann, seine Krankheit wäre die Liebe. Friedrich fragte, woher er das wüßte. Der zaubrische Arzt sagte, er fühlte das an seinem Pulsschlage. Da gestand Friedrich seinen Kummer, und der Zauberer riet ihm, Angelburg heimlich zu betrachten, wenn sie entschlafen

wäre. Er gab ihm dazu ein zaubrisches Feuerzeug, mit dem er schnell ein Licht anzünden konnte.

Friedrich ließ sich betören, und als die Zeit, die Angelburg ihm bezeichnet hatte, um war, jagte er wieder dem Hirsche nach und ging zur Nachtzeit in die Burg. Die Prinzessin kam wieder zu ihm und schüttete ihr Herz aus, weissagte aber kommendes Leid. In der darauf folgenden Nacht zündete Friedrich wirklich das Licht an und sah die schlafende Jungfrau in ihrer sonnengleichen Schönheit. Er verlor die Besinnung und ließ nicht ab zu schauen, bis Angelburg in großem Jammer erwachte. „O weh, nun muß ich als Taube den lichtesten Brunnen suchen, ohne Trost der Erlösung! Warum hast du das getan? Du wirst in drei Monaten ein Auge verlieren und nicht eher wieder sehend werden, bis du drei große Kämpfe siegreich bestanden hast, für jede von uns drei Jungfrauen einen."

Zum Abschied gab Angelburg ihm einen goldenen Ring mit einem wunderkräftigen Stein, der ihn in Feuersnot bewahren könnte; auch die anderen Jungfrauen, die Fürstentochter Malmelona und die Grafentochter Salme schenkten ihm Ringe, von denen der eine Dreimannesstärke verlieh, der andere vor Gift schützte.

Friedrich ritt nun zu seinen Brüdern zurück und verlangte Teilung des gemeinsamen väterlichen Erbes, um seinen Anteil zu Geld zu machen. Die Brüder redeten treulich ab, aber er beharrte; dann nahmen sie drei dürre Scheite und zündeten sie an. Sie brannten zusammen in großem Glanze; als sie eines wegnahmen, verminderte sich die Flamme, sie teilten die zwei anderen, und die Flamme verlosch ganz. „So wird unsere Macht und Ehre nur ungeteilt groß und herrlich erglänzen!" sagten die Brüder; doch Friedrich ließ sich nicht abwendig machen, teilte mit ihnen und verkaufte seinen Anteil. Beim Abschiede sagten sie ihm aber Hilfe in der Not zu, gaben ihm einen entzwei gespaltenen Ring zum Wahrzeichen und begleiteten ihn eine Tagereise weit.

Mit dreißig der Seinigen zog Friedrich nun von Reich zu Reich und fragte allenthalben, wo der lichteste Brunnen wäre. Als ihm die Zehrung ausging, schickte er seine Gefährten zurück, denn er wollte sie nicht in Not sehen; vergeblich zeigten sie sich bereit, alles mit ihm zu leiden oder, wenn er mit ihnen heim-

ritte, ihm Land und Leute mit ihrem Eigentum wieder auszulösen.

Friedrich verabschiedete sich und ritt weiter durch Feld und Wald. Er kam in große Armut und Gefahren, kämpfte für die Fürstin Osann von Prasant, die von dem wüterischen Arminolt, dem Fürsten von Norwegen, bekriegt wurde. Friedrich befreite sie von ihrem Widersacher, sie bot ihrem Ritter Hand und Habe, aber er folgte seinem Gelübde.

Darauf kam er in einen hohlen Berg, wo ihn die schöne Zwergenkönigin Jerome festhielt. Er mußte lange bei ihr bleiben, und sie bekamen eine Tochter, Ziprona genannt.

Endlich gelang es ihm, aus dem Berge zu entrinnen; er bestand einen weiteren Kampf gegen die Feinde des Königs Turneas, der ihm jedoch für zehnjährigen Dienst keinen Lohn gab. Dieser König hatte einen Hirsch im Walde, den alle seine Vorfahren nicht hatten erjagen können. Der Hirsch war aber gleichfalls eine durch den Fluch von Angelburgs Stiefmutter verwandelte Königstochter mit Namen Pragnet von Persoloni, die dadurch entzaubert wurde, daß Friedrich ihr den Dienst jener zehn Jahre zu eigen gab. Sie schenkte ihm dafür ein Kraut, das unsichtbar machte, wenn man es auf das Haupt legte. Sie verschaffte ihm sein Auge wieder und zeigte ihm den Berg, wo der langgesuchte Brunnen war, sagte ihm auch, wie er sich verhalten müßte: „Gehe morgen früh auf den Berg, dort wirst du einen Stein sehen und daneben einen klaren Brunnen. Das Kraut aber sollst du auf dem Haupte haben und bei dem Steine sitzen bis Mittag. Dann werden die drei Tauben kommen und sich in Jungfrauen verwandeln, die ihre Gewänder neben dem Brunnen niederlegen. Das Gewand der Prinzessin raube, bringe es in Sicherheit und nimm dann das Kraut vom Haupte, dann werden sie dich sehen und erschrecken. Aber laß dich nicht irre machen durch ihre Bitten, laß jede sagen, was sie will, schweig aber vollständig still dazu! Hüte dich, daß du das Gewand eher herausgibst, als bis dir eine von den dreien die Ehe zugesagt hat. Mache dein weiches Herz hart wie Stein und kehre dich nicht an ihr Weinen, Bitten und Klagen; lasse dich nicht betören, ehe dir nicht die Ehe versprochen ist!"

Friedrich folgte dem Rate; er verlangte Angelburg, die ihn nicht wiedererkannte, zur Ehe, und sie mußte, um ihre Gespielinnen

vor dem Tode durch Kälte zu bewahren, ihm die Ehe angeloben. Jetzt erst gab Friedrich sich zu erkennen, und die Ringe, die er einst empfangen, dienten ihm zum Wahrzeichen. Herzlich war das Wiedersehen, zwanzig Jahre waren sie getrennt. Die Prinzessin mußte gestehen: „Ich habe dein immer gedacht, früh und spät; weder auf dem Baume noch auf dem Felde konnte ich dein vergessen. Tag und Nacht war mein Herz des Jammers voll!"

Jetzt waren sie alle froh, nachdem die Erlösung vollbracht war. Sie zogen in Angelburgs mütterliches Erbland, wo sie wohl empfangen wurden. Die Landesherren, besonders die Väter der beiden Gespielinnen Angelburgs, sicherten ihre Hilfe gegen die Macht der bösen Stiefmutter zu. Friedrich sandte nach seinen Brüdern um Beistand. Der Vater der Grafentochter Salme übernahm selbst die Botschaft an die Brüder. In prächtigem Aufzuge kam er nach Schwaben und wurde ehrenvoll empfangen, als er sich durch den halben Ring, den Friedrich von seinen Brüdern mitgenommen hatte, beglaubigte. Er trug sein Gesuch vor, und die Fürsten waren sofort bereit, ihre Mannen zu senden; denn alle waren hocherfreut zu hören, daß Friedrich noch am Leben war. Viertausend Mann der edlen Ritterschaft aus Schwaben zogen zu seiner Hilfe herbei, an ihrer Spitze die Brüder Ruprecht und Heinrich und die drei Söhne des ersteren, nämlich Konrad, Ulrich und Ludwig. Auch die Fürstin Osann von Prafant und die entzauberte Pragnet führten ihm ihre Hilfsscharen zu.

Die Stiefmutter und ihr schwacher Gemahl, der König Mompolier, kamen ihrerseits mit einem großen Heerbanne und mit ihnen der König Turneas, der Friedrichs Dienste so wenig belohnt hatte. Sie belagerten die Stadt Rogant, vor der sich die Heere trafen. Die Schwaben beanspruchten das Recht des Vorstreites, ein Vorrecht, das ihnen einst ihr tapferer Fürst Gerold in der Schlacht zu Runzifal von Kaiser Karl dem Großen erworben hatte. Ein Herr von Teck, genannt Vivianz, führte das Banner mit drei goldenen Sternen. Es erhob sich eine gewaltige Schlacht, Mompolier und Turneas wurden gefangen genommen. Flanea, die Stiefmutter, floh allein weinend und wehklagend über das Feld. Da sah sie einen wohlgewappneten Ritter daherreiten; es war der Zauberer Jeroparg, der den Herzog Friedrich zu drei Kämpfen aufforderte, die er an drei aufeinander folgenden Tagen

für jede der drei Jungfrauen zu bestehen schuldig war. Als sich Friedrich zum ersten Kampfe anschickte, wurde ihm durch den Trug des Zauberers statt eines Becher Weines starkes Gift geboten, aber der Ring von Malmelona rettete ihn; der Kampf blieb unentschieden. Im zweiten Kampfe nahm der Zauberer dreifache Manneskraft an, aber der von Salme geschenkte Ring gab Friedrich denselben Vorteil; der Zauberer mußte aus dem Kampfkreise weichen. Am dritten Tage richtete Jeroparg brennendes Feuer gegen Friedrich; doch dieser wurde durch den Ring geschützt, den Angelburg ihm gegeben hatte. Er schlug den Zauberer zu Boden, der nun seine und Flaneas ganze Verirrtheit erkennen mußte. Zur Strafe dafür wurden beide verbrannt.

Friedrich verzieh seinem Schwäher auf Angelburgs Bitten; das Reich des gefangenen Turneas nahm er an sich und ließ ihm nur eine Grafschaft.

In großer Pracht und Herrlichkeit feierte Friedrich seine Hochzeit mit Angelburg. Die Zwergenkönigin Jerome, die sich so sehr um ihn gebangt hatte, sandte ihm ihre Tochter Ziprona mit kostbaren Geschenken. Friedrichs Bruder Heinrich wurde mit Malmelona, sein Neffe Ulrich mit Salme, sein Neffe Konrad mit Osann von Prafant, der dritte Neffe Ludwig mit Pragnet von Persoloni vermählt.

Friedrich war nun Herr über drei Reiche. Angelburg gebar ihm einen Sohn, der Heinrich genannt wurde. Als er in das neunte Jahr ging, starb die Königin; Friedrich mußte ihr vor ihrem Ende geloben, nach ihrem Tode Jerome zur Ehe zu nehmen, was er auch erfüllte.

322. Der edle Möringer. Eine Sage, die sich in Deutschland vom Mittelalter bis in die Gegenwart in lebendiger Überlieferung fortgepflanzt hat, besonders an Ereignisse der Kreuzzüge anknüpft und fast in allen Gegenden heimisch ist, besagt ungefähr: Ein Ritter wollte eine weite Fahrt unternehmen, nahm Abschied von seiner Frau und ließ sich das Versprechen geben, eine bestimmte Anzahl von Jahren zu warten, ehe sie an eine Wiederverheiratung dächte. Die Frist verstrich, der Ritter war nicht zurückgekehrt, die Verbindung mit einem neuen Mann war seitens der Frau schon soweit gediehen, daß der Hochzeitstag herangenaht war. Auf merkwürdige Weise erfuhr der Ritter in der Ferne von dem Vorhaben seiner Frau oder er wurde doch auf eigentümliche

Weise an das Verstreichen der Frist erinnert und gelangte auf übernatürliche Art in ganz kurzer Zeit in seine Heimat zurück, wo er, anfangs unerkannt, an den Vorbereitungen zur Hochzeit teilnahm oder doch Zeuge dieser Vorbereitungen war und dann von seiner Frau gewöhnlich durch einen Ring erkannt wurde, so daß die neue Verbindung nicht zustande kam, sondern die Frau in die Arme des wiedergekommenen Mannes zurückeilte. Eine der bedeutendsten und bekanntesten Fassungen dieser Art ist die folgende.

Zu Mörungen an der Donau lebte vorzeiten ein edler Ritter; er verabschiedete sich von seiner Frau, weil er weit in St. Thomas' Land ziehen wollte, befahl ihr Leute und Gut und sagte, daß sie seiner sieben Jahre harren möchte. Frühmorgens stand er auf, kleidete sich an und empfahl dem Kämmerer, seine Frau bis zu seiner Wiederkehr sieben Jahre lang zu pflegen. Der Kämmerer sprach: „Frauen tragen lange Haare und haben kurzen Mut; nicht länger als sieben Tage mag ich eurer Frauen pflegen." Da ging der edle Möringer hin zu dem jungen Herrn von Neufen und bat, daß er sieben Jahre seiner Gemahlin pflegte; der sagte ihm zu und gelobte seine Treue.

Also zog der edle Möringer in die Ferne, und ein Jahr verstrich um das andere. Als das siebente fast herum war, lag er im Garten und schlief. Da träumte ihm, wie ein Engel riefe und spräche: „Erwache, Möringer, es ist Zeit! Kommst du heute nicht in dein Land, so nimmt der junge von Neufen dein Weib!" Der Möringer raufte seinen grauen Bart vor Leid und klagte Gott und dem heiligen Thomas flehentlich seine Not; in den schweren Sorgen entschlief er von neuem. Als er aufwachte und die Augen öffnete, wußte er nicht, wo er war; denn er sah sich daheim in Schwaben vor seiner Mühle, dankte Gott, jedoch traurig im Herzen, und ging zu der Mühle. „Müller," sprach er, „was gibt's Neues in der Burg? Ich bin ein armer Pilgrim." „Viel Neues," antwortete der Müller, „der von Neufen will heute des edlen Möringers Frau nehmen; leider soll unser guter Herr tot sein." — Da ging der edle Möringer an sein eigenes Burgtor und klopfte laut an. Der Torwart trat heraus. „Geh und sage deiner Frauen, hier stehe ein elender Pilgrim. Ich bin vom weiten Gehen so müde geworden, daß ich sie um ein Almosen bitte, um Gottes und Sankt Thomas' willen und des edlen Möringers

Seele." Und als die Frau das hörte, ließ sie das Tor eilends auftun und dem Pilger für ein ganzes Jahr zu essen geben und versprechen.

Der edle Möringer trat in seine Burg, und es war ihm leid und schwer, daß ihn kein Mann empfing. Er setzte sich auf die Bank nieder, und als die Abendstunde kam und die Braut bald zu Bett gehen sollte, redete ein Dienstmann und sprach: „Sonst hatte mein Herr Möringer die Sitte, daß kein fremder Pilgrim schlafen durfte, er sang denn zuvor ein Lied." Das hörte der junge Herr von Neufen, der Bräutigam, und rief: „Singt uns ein Liedlein, Herr Gast, ich will euch reich begaben!" Da hub der edle Möringer an und sang ein Lied, das anfängt: „Ein's langen Schweigens hatt' ich mich bedacht, so muß ich aber singen als eh", und sang darin, daß ihn der junge Mann an der alten Braut rächen und sie mit Sommerlatten (Ruten) schlagen sollte; ehemals wäre er Herr gewesen und jetzt Knecht und ihm nun auf der Hochzeit eine alte Schüssel vorgesetzt worden. Sobald die edle Frau das Lied hörte, trübten sich ihre klaren Augen, und sie setzte dem Pilgrim einen goldenen Becher hin, in den sie klaren Wein schenkte. Möringer aber zog ein goldrotes Fingerlein von seiner Hand, womit ihm seine liebste Frau vermählt worden war, legte es in den Becher und gab ihn dem Weinschenken, damit er ihn der edlen Frau vorsetzen sollte.

Der Weinschenk brachte ihn: „Das sendet euch der Pilger, laßt's euch nicht verschmähen, edle Frau!" Und als sie trank und das Fingerlein im Becher sah, rief sie laut: „Mein Herr ist hier, der edle Möringer!" stand auf und fiel ihm zu Füßen. „Gott willkommen, liebster Herr, und laßt euer Trauern sein! Meine Ehre hab ich noch behalten, und hätte ich sie verbrochen, so solltet ihr mich vermauern lassen!" Aber der Herr von Neufen erschrak und fiel auf die Knie: „Liebster Herr, Treu und Eid hab ich gebrochen, darum schlagt mir mein Haupt ab!" — „Das soll nicht sein, Herr von Neufen, sondern ich will euren Kummer lindern und euch meine Tochter zur Ehe geben. Nehmt sie und laßt mir meine alte Braut!" Darüber war der von Neufen froh und nahm die Tochter; Mutter und Tochter waren beide zarte Frauen, und beide Herren waren wohlgeboren (vornehm).

323. Die Blumenmädchen. König Alexander drang unaufhaltsam immer weiter nach Osten vor und kam fast bis ans Ende der Welt; da erlebte er unsägliche Wunder. Eines der schönsten ist das Erlebnis während des Aufenthalts in schattiger Waldung mit den aus den Blumenkelchen erwachsenden und im Herbst ersterbenden Mädchen.

Nachdem Alexander mit den Seinen lange am Meer hingezogen war, ritt er mit dreitausend seiner Mannen von der großen Heeresmasse abseits, um nach Wundern umzuspähen. Von ferne erblickten sie einen schönen großen Wald, und beim Näherkommen hörten sie herrliche Stimmen darin erschallen. Lyrenton, Harfenklang und süßester Gesang drang an ihr Ohr, so schön, daß nichts diesem Klange vergleichlich war. Überreichlich kühler Schatten bedeckte grünes Gras und farbenprächtige Blumen. Noch nie hatten sie einen Wald mit so mannigfacher Herrlichkeit gesehen. Er dehnte sich weit und breit aus und war rings umgrünt von prächtigen Auen; zahlreiche, vieledle Brunnen entsprangen hier, erquickend kühl und silberklar. Der Wald erschien ihnen wie ein Traum, so gewaltig reckten sich die Bäume, so breit und dicht waren die Zweige; nicht einmal die Sonne vermochte hindurch zu scheinen.

Der König ließ die Rosse mit den Seinen am Waldrande und drang tiefer in den Wald ein, um zu schauen und zu vernehmen, was es alles an Wundern gäbe. Wie wurden sie entzückt, als sie viele minnigliche Mägdlein erblickten, die im grünen Klee spielten; wohl hunderttausend vergnügten sich, sprangen lustig einher und sangen wundersüße Lieder. Die Helden vergaßen all ihr Herzeleid und Ungemach, das sie bis dahin so schwer bedrückt hatte; denn hier war ihnen Lust und wonniglicher Glanz zur Genüge gegeben. Seit ihren frohen Kinderjahren hatten sie sich noch nie so frei von Angst und Leid gefühlt, und es deuchte sie, als ob sie plötzlich auf ewig gesund geworden wären, nicht einmal vor dem Tode bangten sie mehr.

Mit den Frauen hatte es aber folgende Bewandtnis: Sobald der Winter vergangen war und der Sommer alles mit wunderbarem Grün und herrlichem Gesträuch bedeckt hatte, begannen im Walde viel herrliche und edle Blumen aufzugehen, in ihrer Pracht und ihrem Schimmer wunderbar anzusehen. Sie waren wie ein herrliches Leuchten, von Gestalt rund und überall verschlossen.

Hoch sproßten sie empor; aber wenn sie zu ihrer Zeit die Kelche weit öffneten, kamen daraus vollkommene und zarte Mägdlein hervor, die in ihrem Denken und in ihrer regen Lebendigkeit, in ihrem Schwätzen und Begehren, in ihrem verständigen Tun so lieb und minnig waren wie aufgeblühte Jungfrauen. Ihr zarter Leib war so herrlich anzusehen, daß man nirgends ein schöneres Antlitz erblicken konnte. Niemals hatte Alexander mit seinen Kriegern solch bestrickende Augen, solch hermelinweiße Gliedmaßen und solch züchtigen Liebreiz gesehen wie hier. Aber merkwürdig, nur im Schatten konnten diese Geschöpfe gedeihen. Traf ein Sonnenstrahl ihre Gestalt, so mußten sie plötzlich sterben; aber in dem dichten Walde, der kein Licht des Himmelsgestirns durchließ, lebten sie in Fröhlichkeit und Lust und mannigfaltigen Wundern. Der Wald tönte von wonnigsamen Klängen, die Mägdlein wetteiferten mit den Vögeln im Gesange köstlicher Lieder. Ihr Kleid war am Leibe festgewachsen, an Haut und Haar. Sie hatten dieselbe Farbe, in der zuvor die Blumen schienen, rot und weiß.

So selig war der König mit den Seinen noch nie gewesen. Er sandte gleich nach seinem Heere und ließ alle seine Leute kommen, die hastig und voll Verlangen nach den Mägdlein haschten, als sie in den Wald eintraten. Lust und Freude herrschte im ganzen Heere über die so wundersamen Bräute. Sie ließen sich von den Mägdlein nicht lange bitten, zu bleiben und ihren Zug zu unterbrechen. Drei Monate und zwölf Tage kosteten sie die Wunder und die paradiesischen Freuden dieses Ortes; froh lebten sie mit den lieben Frauen zusammen und schwebten in Lust und Wonne.

Doch die Zeit ging ihrem Ziele zu. Der Sommer war vorbei und damit das frohe Spiel. Die Blumen konnten ihrem Verderben nicht entrinnen, sie vergingen, und die schönen Frauen mußten sterben. Die Bäume ließen ihr Laub fallen, die Quellen hörten auf zu fließen, die Vogelschar verstummte und auch in das Herz der Menschen drangen Freudlosigkeit und Schmerz. Es war ein Jammer, anzusehen, wie die minniglichen Frauen mit ihren Blumen allesamt hinsterben mußten. Der König schied nebst seinen Mannen in tiefer Traurigkeit von dem Orte, an dem sie so herrliche Tage verlebt hatten und an den sie die süße Erinnerung noch oft im Traume zurückführte.

324. Der Demantstein. Lange Tage und Wochen war Alexander schon mit seinen Helden auf dem wilden Meere umhergeirrt. Endlich sahen sie von fern ein hochragendes Gemäuer, das sich lang und breit ausdehnte. Viele Helden, sonst kühn im Streite, fanden aber keine Freude, weil die Mauer so hoch und von alleredelstem Gestein war. Sie mußten lange Zeit an ihr hinziehen, ohne ein Ende zu finden oder eine Öffnung zu entdecken. Doch endlich fanden sie ein Tor. Sie begannen daran zu rütteln, zu schütteln, zu schlagen; sie riefen und machten Lärm, aber niemand antwortete ihnen. Erst nach geraumer Zeit kam ein alter Mann an das Tor und fragte nach ihrem Beginnen. Die Helden antworteten, sie sollten drinnen in der Burg aufhören mit Singen und Feiern; denn vor dem Tore harrte Alexander, der Herr der Welt, der gekommen wäre, um Zinsgeld zu fordern. Da fragte der alte Mann, wer denn eigentlich Alexander wäre, und sie erzählten ihm alle seine Taten und sagten, er wäre der größte Held der Erde und mit niemand anders zu vergleichen, reich und gut, mutig und stark, treu, gerecht und ehrenhaft; noch nie hätte ihm ein König widerstanden, und alle hätten sich ihm unterworfen. Der Alte ließ ihn ruhig reden und antwortete dann bedächtig: „Wartet nur eine Weile, ich muß erst den anderen Kunde bringen von dem stolzen Willen eures Königs, dann werde ich euch Antwort erteilen!“

Nach kurzer Zeit schon kam er wieder und sagte: „Kündet eurem König Alexander: Wie lange denkst du noch zu leben? Du handelst übel und unbedacht, daß du mit deinem großen Heere durch die Welt ziehst und die Gotteskinder störst, denen dieses Reich eigen ist. Wage nicht länger, auf Ungebühr zu sinnen, sondern eile fort von hier, so schnell du kannst, damit du dein Leben bewahrst. Wenn dich nichts mehr betrüben soll, so übe dich in rechter Demut; denn du weißt es sicherlich, du hast dich unendlich viel versündigt. Wider den vielgeduldigen Gott hast du dich schuldig gemacht. Wenn du dich selbst nicht schuldig erkennst, wird der Herr dich nicht in Gnaden annehmen. Warum bist du, König Alexander, so betört? Du bist doch nichts anderes als sonst ein Mensch; denn auch du bist von Fleisch und Bein!“ Und dann sprach er zu den Rittern: „Sehet hier, diesen Stein von großem Werte und von wunderbarer Kraft bringt eurem

Herrn. Nur wenige Leute wissen, was für eine Kraft der Stein hat und was er bedeutet, und dann heißt euren Herrn das Land so schnell wie möglich räumen. Sagt ihm auch noch dabei, wenn ihm jemand genau auslegte, welche Kraft dieser Stein hier in sich schlösse, dann würde er sich schon in rechte Demut fassen und seine Sitten wandeln!"

Mit diesen Worten wandte sich der Alte und trat von der Pforte zurück. Die Boten gingen zu Alexander, übergaben den Stein und erstatteten ihm volle Kunde von dem, was sie vernommen hatten. Der König ging zu Rate, was nun am besten zu tun wäre. Seine Weisen rieten ihm, sofort umzuwenden, die Jüngeren aber sprachen in stolzem Sinne: „Zurückkehren ist schlecht und feige geraten. Der Tatkraft Alexanders geziemt es, daß er anders handelt. Nur eins kann er tun: sein Volk zur Mauer hinführen und sie brechen und im gerechten Zorn die da drinnen zuschanden machen. Keiner soll sein Leben davonbringen, weil sie in ihrer Frechheit eine solche Antwort gaben!"

Der kluggesinnte Alexander aber meinte: „Es ist das Beste, wir lassen diese hehre Feste in Ehren bestehen und kehren wieder um. Sie ist so fest gebaut, daß sie keinen Überwinder findet. Die Leute da drinnen sind die wahren Gotteskinder, und Gott wird alles Unheil von ihnen abwenden. Gott möge uns gnädig bewahren, daß wir ohne Schwierigkeit und Herzeleid und ohne weiteren Schaden wieder heim in unser Land kehren können."

Alexander fuhr mit seinen Mannen den Fluß hernieder und trat später eine überaus schwierige Landreise an, doch gelangten sie endlich wieder nach Griechenland zurück. Manche der Teilnehmer des Kriegszuges waren siech, und manchen reute es zu spät, daß er je ein solch Verlangen getragen hatte, den Herrn zu begleiten.

Der König war begierig, die Deutung des Steines zu erfahren und ließ überall suchen, ob ein Mann zu finden wäre, der ihm des Steines Eigenschaft und Kraft kundgeben könnte. Für die richtige Deutung setzte er eine große Belohnung aus. Viele kamen zu ihm und meinten, sie könnten die Eigenschaften des Edelsteines künden. Als er ihnen den Stein zeigen ließ, meinten die einen, es wäre ein Jachant, ein anderer hielt ihn für einen Karfunkel, der in der Nacht so leuchtete wie ein Stern, der dritte sagte, der Stein wäre ein Topas, der vierte, ein Beryll, der fünfte, ein

Onychin, andere hielten ihn für einen Amethyst, Jaspis, Saphir, Chrysolith, Chrysopras, Bedellius oder für einen Sardonix. Alle sprachen von mannigfachen und seltsamen Wundern, die man bei Steinen finden könnte, aber keiner wußte die Kraft dieses Steines und sein Geschlecht zu deuten. Gern hätten sie den König mit lasterhaftem Lügenmunde betrogen, aber es gelang ihnen nicht. Endlich brachte man einen steinalten Juden, der ein mannigfaltiges Wissen zeigte; er war schon so alt, daß er zu Hofe getragen werden mußte und kaum noch stehen konnte. Der König grüßte ihn huldvoll. Der Jude nahm den Stein in die Hand, hatte bald dessen Weisheit und Art erkannt und sprach: „Niemand hat seinesgleichen in irgendeinem Lande wahrgenommen. Der Stein ist teuer und gut, er verleiht getrosten Mut, gibt Jugend dem Alter und außer mancher Demut, die er sonst noch besitzt, zwingt er euch, die rechte Wahrheit einzuräumen."

Der alte Mann hieß ohne Säumen eine Wage herbeiholen und legte in die eine Wagschale den teuren Stein, in die andere aber manches Stäbchen Gold. Aber soviel des kostbaren Metalls man auch in diese Schale hineintat, es konnte doch mit seiner Menge den Stein nicht in die Höhe bringen. Der kleine Stein drückte den ganzen Berg edelsten Goldes wie durch ein großes Wunder in die Höhe, trotzdem er nur so groß wie eines Menschen Auge war. Alle wunderten sich. Da ließ der Jude das Gold wegräumen und legte dafür eine Feder und ein kleines bißchen Erde auf die zweite Wagschale, und plötzlich neigte sich die Feder mit der Erde nach unten, und der Stein schwebte in die Höhe.

Alle staunten, aber der alte Mann aus dem jüdischen Stamme sprach: „Solch wunderbare Sachen hat Gott selbst herbeigeführt. Er will euch gute Lehren geben. Du sollst, Herr König, des Unmuts vergessen und dich vor Gierigkeit bewahren; denn das schafft nur Herzeleid. Ein gieriger Mensch lebt den Abend und den Morgen nur in großer Sorge und will immer mehr gewinnen. Alles, was ihm in die Quere kommt, verschlingt und verkleinert er und wird doch niemals satt. Er ist wie der wahre Höllenschlund, der da alles verschlingt, was sich ihm nähert. Der Mensch in seiner Schwäche gleicht dem Stein, der das Gold zur Höhe drückte. Der Unverstand weist den Menschen an, daß er sich getraut, sogar das Paradies zu erfechten. Aber wie wird das Ende sein?

Der Stein hat es angedeutet, als ich die Feder mit der Erde auf die andere Wagschale legte: die Erde hat den Stein überwunden. Der Mensch muß von hinnen fahren, verderben und sterben. Er scheidet aus diesem Raum wie der leichte Federflaum, der zur Erde fuhr und den Stein aufschnellte. Darum, lieber König, merke, was ich dir künden will: Du sollst dich von all deinen Sünden ohne Säumen bekehren und Gottes Gebot vollziehen, damit du seiner Gnade teilhaftig wirst. Du stehst in der Hand dessen, der dir alles gegeben hat, Klugsinn, Kraft und Weisheit, Reichtum und Ehre; du stehst in des Herrschers Hand wie alle, die hier gegenwärtig sind. Was der Mensch auch ist und was er kann, der eine ist wie der andere, jeder muß verderben und sterben; niemand kann ewig leben. Das merkt alle miteinander und vor allem du, Alexander! Entziehe den Witwen und Verwaisten deine Hilfe nicht und kehre dein Herz zum Guten, damit dich Gott gnädig im Himmel aufnehmen kann, wenn dich der Tod ergreift!"

Als der früher so betörte König die weisen Worte des Alten vernahm, ließ er ihn edelmütig und reich beschenken und mit Ehren entlassen. Seinen Sinn wandte er aber fortan zum Guten und ließ ab vom Kriege und von aller Gierigkeit. Von jetzt ab lebte er froh und glücklich und leitete sein großes Reich mit Kraft und Herrlichkeit noch bis ins zwölfte Jahr, wo er durch Gift sein Leben verlor.

325. **Herzog Ernst.** Eine Überlieferung, in der sich verschiedene Geschlechter, nämlich das fränkische und das sächsische Kaiserhaus, zu einem dichterischen Ganzen verwoben haben, ist die Sage vom Herzog Ernst und seinem treuen Freunde Wetzel. Sie ist entstanden aus einer Vereinigung geschichtlicher Personen und Ereignisse aus ganz verschiedenen Zeiten, und gerade bei dieser Sage gibt sich uns die Möglichkeit, Geschichte und Dichtung genauer nebeneinander zu stellen, so daß wir in der Sage vom Herzog Ernst das Wesen der Sagenbildung aus geschichtlichen Einzelheiten vielfach deutlicher ableiten und erkennen können als sonst.

In dem Lande Bayern und Österreich regierte vorzeiten ein hochgeborener Herzog mit Namen Ernst, der sein väterliches Erbe friedsam in Gerechtigkeit und Einigkeit beisammenhielt. Der fromme Fürst vermählte sich mit der edlen und schönen Jungfrau Adelheid,

der Tochter des Königs Lotharius. Der überaus schöne Sohn beider erhielt in der heiligen Taufe den Namen des Vaters, der kurze Zeit darauf starb. Die betrübte Mutter ließ ihr Kind, ihre einzige Freude, in vielen Sprachen und Wissenschaften unterrichten. Es wuchs mit einem jungen Grafen auf, der Wetzel hieß und sein Vetter war. Beide hielten allezeit zu großer Freude der Mutter zusammen.

Zu derselben Zeit herrschte im römischen Reiche mit großer Gewalt Kaiser Otto I., dessen Sohn Kaiser Heinrich der Vogler war. Otto I. gewann die Stadt Straßburg, zerstörte sie mit Gewalt und gab ihr den Namen, den sie noch jetzt führt; denn vorher hieß sie Silbertal. Er überwand auch die Ungarn, die von Augsburg aus alles Land verdarben, ehe er Kaiser wurde, unterwarf ferner dem römischen Reiche noch andere Länder und war ein Freund der Gerechtigkeit. Als er noch in der Blüte seiner Jugend stand, wurde ihm die überaus schöne Jungfrau Ottogeba angetraut, die Tochter des Königs von England. Aber nur kurze Zeit lebte der Kaiser in süßem Glücke mit ihr, denn sie starb bald. Da beschlossen seine Räte, bei der Herzogin Adelheid in Bayern anzufragen, ob sie den gewaltigen Kaiser Otto zum Gemahl haben wollte. Die fromme Herzogin erschrak im Grunde ihres Herzens, als sie diese Botschaft hörte; denn sie wünschte in dem stillen und ehrbaren Witwenstande zu beharren. Sie berief die Edlen des Landes samt Herzog Ernst zusammen, legte ihnen den kaiserlichen Antrag vor und bat sie, dem Kaiser eine höfliche Antwort zu geben. Die Herren waren allesamt der Meinung, daß man den Kaiser nicht vergebens bitten lassen dürfte. Der junge Herzog Ernst übernahm es mit seinem vertrauten Freunde Wetzel, der Herzogin den Rat und die Meinung aller Edlen kundzutun. Sie erschrak über diesen Rat und sprach: „Mein lieber Sohn, ich fürchte, wenn ich mich mit dem Kaiser vermähle, so möchte zwischen ihm und dir Zwietracht und Uneinigkeit entstehen, wodurch ich in großen Jammer kommen würde." Da widersprach Herzog Ernst: „Herzallerliebste Frau Mutter! Eine derartige Furcht soll euch nicht von der Vereinigung mit dem allerwürdigsten Fürsten abhalten. Ich selbst will mich mit Hilfe des barmherzigen Gottes, der unser allerbester Kaiser ist, jenem meinem irdischen Kaiser in glücklichen wie in widerwärtigen Sachen allezeit dienst-

bar zeigen und ihm gehorsam sein und hoffe, es durch meine Treue zu erringen, daß ich mich stets der Gnade seiner kaiserlichen Majestät zu erfreuen habe!"

Ermutigt durch solche Worte ihres geliebten Sohnes gab sie dem Kaiser die Willfährigkeit ihres Herzens zu wissen, der dadurch über die Maßen froh wurde und sich mit großer Macht und Herrlichkeit aufmachte, die Herzogin zu besuchen. Sie wurde ihm von ihrem Sohne, Herzog Ernst, und anderen Herren ihres Landes würdig und mit großem Gefolge entgegengeführt. Der Kaiser geleitete sie mit allem Volke unter großem Jubel nach der Stadt Mainz, wo er eine große Hochzeit hielt, wie sie einem so mächtigen Kaiser wohl gebührte.

Nach der Feier zog der Kaiser um etlicher wichtiger Ursachen willen in verschiedene Städte, schickte bald darauf einen angesehenen Herrn zu dem jungen Herzog Ernst und ließ ihn an seinen Hof entbieten. Der edle Jüngling kam mit einem großen Zuge zu seinem Stiefvater, der ihn mit hoher Freundlichkeit empfing, erwies dem Kaiser alle Ehrfurcht, fiel ihm zu Füßen und zeigte sich in allem als ein gutwilliger und gehorsamer Sohn. Der Kaiser nahm ihn bei der Hand, führte ihn in den Saal und sprach zu ihm: „Wisse, mein geliebter Sohn, daß ich deine Mutter von ganzem Herzen liebe. Auch dir möchte ich gern mehr dienen als ich vermag. Ich will darauf denken, daß ich dein Land vergrößere; denn ich habe ein herzliches Wohlgefallen an dir!"

Die Kaiserin sprach zu ihrem Sohne: „Geliebtester Sohn, ich bitte dich flehentlich, du wollest deinen Vater in allen Ehren halten und ihm immer gehorsam sein!" Zugleich beschenkte sie ihn mit herrlichen Kleinodien und begabte auch alle seine Herren und Diener, jeden nach seinem Stande, worauf sie liebreich voneinander schieden. — — —

Am Hofe des Kaisers aber war ein falscher und ungetreuer Mann, der Pfalzgraf Heinrich, dem das ruhige Leben, das der Kaiser und die Kaiserin mit ihrem Sohne führten, ein Dorn im Auge war. In seinem argen Herzen sann er, wie er den bösen Samen der Zwietracht säen könnte. Er verklagte den jungen Fürsten fälschlich bei seinem Stiefvater, dem Kaiser Otto, und sprach: „Welch ein getreuer Vater des Kaiserreiches seid ihr, allergnädigster Herr; aber ich habe eine seltsame, ja boshafte Rede

vor Ew. Majestät zu bringen von eurem Sohne, dem Herzog Ernst, den ihr so lieb habt und vor anderen ehrt. Er trachtet danach, euch ein Ende zu machen, um das ganze Reich allein zu besitzen. Hütet euch vor ihm und seiner Bosheit!" Der König wurde zornig über ihn und sprach: „Was sagst du, Heinrich? Wenn mir das ein anderer berichtete, würde ich ihm den Kopf abschlagen lassen! Ich habe nie etwas Unrechtes von meinem Sohne gesehen noch gehört." Pfalzgraf Heinrich sprach: „Nicht von einem allein habe ich es erfahren, sondern von zweien und dreien, auch habe ich es von dem Herzog selber gehört, daß er auf Bübereien sinnt. Ich wollte Ew. Majestät nur vor solcher Gefahr warnen, das bin ich schuldig und verpflichtet zu tun!"

Da wurde der Kaiser traurig und sagte zu dem Verleumder: „Mein lieber Heinrich, wenn dem so ist, so bitte ich dich um guten Rat, wie ich ihn aus dem Lande vertreiben kann!" Der falsche Graf erwiderte: „Sammelt insgeheim und ohne Wissen der Kaiserin euer Kriegsvolk, während euer Sohn in Regensburg ist, und laßt ihn aus dem Lande verjagen." Der Kaiser tat ohne Wissen seiner Gemahlin, wie ihm geraten worden war und ließ sein Heer wider den frommen Herzog Ernst ziehen, Österreich verwüsten mit Sengen und Brennen, grimmig hausen und zog dann nach dem Bistum Würzburg. Heimlich schickte er Kriegsleute nach Bamberg, um die Bürger in aller Stille zu überfallen. Die Bamberger aber wehrten sich und entließen eilends einen Boten an ihren Herrn, den Herzog Ernst nach Regensburg. Sobald dieser hörte, was geschehen war, erschrak er sehr, ging zu seinem Freunde Wetzel, erzählte ihm unter bitteren Tränen, was ihm gemeldet worden war und sprach: „Ach, allmächtiger Gott, welche Verleumdung mag zu meines Vaters Ohren gekommen sein!" Er sammelte seine Ritter, wohl an die viertausend streitbare Männer, und zog gen Bamberg, das inzwischen von dem Pfalzgrafen Heinrich besetzt war. Als dieser dem Herzog Ernst entgegenzog, kam es zum Kampfe; der Pfalzgraf entkam nur mit Not zum Kaiser und meldete ihm, sein Sohn Ernst hätte fast all sein Volk erschlagen. Der Kaiser wurde zornig, wollte den Schlag rächen, entbot ein großes Kriegsvolk und eroberte eine Stadt nach der anderen. Herzog Ernst wurde darüber bekümmert, schickte einen

Boten zu seinem Vater und ließ ihm sagen, er möchte sein Land doch nicht so verwüsten; denn er hätte ihm doch sein Leben lang nichts Böses zugefügt.

Als der Kaiser den Brief des Herzogs Ernst erhielt, brauste er auf wie ein grimmiger Löwe. Die Kaiserin wollte ihn besänftigen; aber er sprach: „Liebe Frau, ich lasse mich nicht überreden, gehe du deinen Geschäften nach! Die Übeltat, die Ernst an mir verübt hat, ist zu groß, als daß ich sie vergessen könnte.“ Die jammernde Frau wollte ihn wenigstens zu einer Zusammenkunft veranlassen, aber auch das lehnte der harte Mann ab. Mit betrübtem Herzen ging die Kaiserin in ihre Kammer und schrie im Gebete zu Gott. Wie eine Stimme kam es ihr da vom Himmel, daß an all diesen Dingen nur der Pfalzgraf Heinrich schuldig sein könnte. Sie schickte einen Diener zu ihrem Sohne Ernst und ließ ihm sagen, wie es bei seinem Vater, dem Kaiser, stünde und daß das Unglück von dem Pfalzgrafen Heinrich angerichtet wäre.

Als Ernst das vernahm, machte er sich mit seinem Freunde Wetzel und einem einzigen Diener auf und ging nach Speier, wo der Kaiser mit seinen Kurfürsten gerade einen Reichstag hielt und wo eine große Versammlung von Fürsten und Herren war.

In des Kaisers Hofe stieg Ernst mit seinen Getreuen von den Rossen, ließ den Diener die Pferde halten und ging mit Wetzel in den Palast hinauf. Sie fanden den Kaiser mit dem Pfalzgrafen allein in einer Kammer. Herzog Ernst trat auf den Pfalzgrafen zu und sprach: „Du meineidiger, ungetreuer Pfalzgraf, warum verleumdest du mich bei meinem Vater?“ In wildem Zorn zog er dann sein Schwert und durchstach ihn. Von Furcht ergriffen, sprang der Kaiser wohl vier Klafter tief hinab in eine Kapelle und verbarg sich. Ernst aber verließ die Burg und die Stadt mit seinen Getreuen. Erst nach einer guten Weile kam der Kaiser aus der Kapelle heraus und erzählte, was vorgefallen war. Es entstand ein großer Aufruhr; Reiter wurden nach allen Seiten ausgesandt, aber Gott nahm die Verfolgten in seinen Schirm und führte sie eine sichere Straße.

Auch die Kaiserin wurde von dem Getümmel aufmerksam und hörte von ihrem Gemahl, daß ihr Sohn den Pfalzgrafen erstochen

hätte und auch ihn selbst umgebracht haben würde, wenn er nicht entronnen wäre. Doch die Kaiserin glaubte nicht daran, daß ihr Sohn sich auch an dem Vater würde vergriffen haben.

Der Kaiser beschloß in seinem Zorn, den jungen Fürsten aus seinem Lande zu vertreiben und ihn nimmermehr in Gnaden aufzunehmen. Er sammelte ein Heer und führte es selbst nach Regensburg, wo er Ernst vermutete. Aber dieser war nicht in der Stadt, und die treuen Regensburger beschlossen deshalb, ihm einen Boten zu schicken und um Hilfe zu bitten. Ernst ließ ihnen sagen, sie sollten nur noch eine kleine Weile warten, er verhoffte, bald bei ihnen zu sein. Herzog Ernst ritt ohne Verzug zu Herzog Heinrich von Sachsen und bat um Hilfe. Dieser ließ gleich fünftausend Reiter rüsten und zog selbst mit. Bevor es aber vor der Stadt Regensburg zu einer Schlacht kam, schickte Herzog Heinrich von Sachsen einen Boten zum Kaiser und ließ um eine Unterredung bitten. Er gewährte sie ihm, und Herzog Heinrich sagte, er wäre nicht gekommen, um Krieg mit ihm zu führen, sondern nur, um Herzog Ernst in seine Stadt Regensburg zu bringen. Den Zorn des Kaisers suchte er dadurch zu besänftigen, daß er ihm sagte, er möchte doch seinem Sohne vergeben und gnädiglich sein; man wüßte ja nicht, ob er wirklich so schuldig wäre, wie man von ihm sagte oder ob man ihn nicht angeschwärzt hätte. Herzog Ernst aber kam unangefochten in die Stadt hinein. Dann ritt Herzog Heinrich von Sachsen wieder in seine Heimat.

In der Stadt ließ Herzog Ernst die Bürger zusammenkommen und sagte zu ihnen: „Liebste Bürger und guten Freunde, ihr seht den Trotz meines Vaters, der sich unterfängt, mich von Land und Leuten zu vertreiben. Ich will mich nicht mehr gegen ihn wehren. Schickt ihm eine Botschaft und bittet um Gnade, daß er euch aus der Stadt ziehen läßt.“ Aber die Regensburger wollten lieber bleiben, und so zog Ernst mit dem ihm zugegebenen Sachsenvolke wieder ohne Gefahr aus der Stadt heraus. Daraufhin übergaben die Regensburger dem Kaiser die Schlüssel der Stadt und baten um Gnade, die ihnen gewährt wurde, als sie ihm Treue schwuren und sich verpflichteten, sich ihm gegenüber zu verhalten, wie es ehrlichen Bürgern geziemte.

Nun teilte der Kaiser sein Volk in zwei Haufen. Das eine Heer zog die Donau hinab, nahm alle Städte und Flecken ein

und verderbte viel Land. Doch auch dem Kaiser wurden viel Leute erschlagen; denn Herzog Ernst hatte eine nicht geringe Macht bei sich. Der Kaiser selbst war mit dem anderen Heerhaufen an den Lech gezogen und nahm dort die Stadt für sich in Besitz, die früher dem Herzog gehörte. Später vereinigte er seine Heere wieder, und nun war er so stark, daß Herzog Ernst ihm nicht widerstehen konnte. Da schickte er die Sachsen wieder in ihr Land zurück und ließ dem Herzog Heinrich von Sachsen Dank sagen, sich selbst aber warf er mit seinen Gesellen, dem Grafen Wetzel und einiger Ritterschaft in eine starke Festung. Hier schickte er sich an, das Land zu verlassen, so daß der Kaiser nunmehr ohne alle Mühe Besitz davon ergreifen konnte. — — —

Von der Burg aus sah Herzog Ernst, wie sein Land in Flammen stand. Er beschloß deshalb, einen Zug nach dem heiligen Lande zu unternehmen und nahm nur fünfzig Ritter mit sich. Als die Kaiserin erfuhr, daß ihr Sohn aus Deutschland hinwegziehen wollte, schickte sie ihm ohne Wissen seines Vaters und ganz im geheimen hundert Mark Silbers, dazu viele andere Kleinodien und entbot ihm tausend Segenswünsche auf die Reise.

In Ungarn wurde Herzog Ernst mit seinen Getreuen gut vom Könige empfangen, der ihm etliche Boten mitgab, um ihm den rechten Weg durch den Wald nach der Bulgarei zu weisen. Später kamen sie in das griechische Kaiserreich und ritten geradeswegs nach Konstantinopel, wo sie von dem Kaiser aufs ehrenvollste empfangen wurden. Hier blieb Herzog Ernst drei Wochen, bis ein überaus großes Schiff kam, das der Kaiser mit Lebensbedürfnissen und den besten Schiffsleuten versehen ließ. Mit zwölf Schiffen machte sich Herzog Ernst nun auf die Fahrt nach dem heiligen Lande.

Nach sechs Wochen erhob sich ein starkes Ungewitter auf dem Meere. Die Schiffe der Griechen wurden von den grausamen Stößen des Orkans zerschmettert und versanken. Nur das Schiff des Herzogs Ernst war so gut mit Eisen beschlagen, daß die Wellen es nicht so bald auseinander zu reißen vermochten. Endlich erblickten sie eine Küste, auf die sie zusteuerten und dann ans Land gingen. Vor ihnen lag eine Stadt; hier wohnten die Agrippiner, dessen König aber mit seinem Volke ausgezogen war, um eine indische Königstochter abzufangen, die durch sein Land

wollte, um sich mit einem fremden Königssohn zu vermählen. Die Gassen der Städte waren deshalb leer, ebenso das Schloß. Sie fanden so kostbare Speisen und Getränke und in so reicher Auswahl, daß sie das Schiff mit Lebensmitteln ausrüsten konnten. Die Gemächer waren überaus prächtig und herrlich, besonders in einer Kammer strotzte alles von Gold und Edelgestein und edlen Stoffen. In diesem Raum standen zwei herrlich bereitete Betten mit Decken, Goldstoffen und Betten aus lauterem Golde. Mitten in der Kammer war ein Tisch mit einer kostbaren Decke, auf der die lieblichsten Gerichte standen. An diese Kammer stieß ein kleiner Saal und daran wieder ein Garten mit einem schönen Brunnen, der sein Wasser in zwei goldene Tröge sprudelte, in denen Herzog Ernst mit seinem Freunde Wetzel badete. Später legten sie sich in die beiden köstlichen Betten und überließen sich dem Schlafe, bis sie durch ein fernes Geräusch erweckt wurden. Der König zog mit seinem großen Heere wieder in die Stadt.

Die Agrippiner waren wunderbare Gestalten; von den Füßen bis zum Halse waren sie Menschen, von dem Halse ab glichen sie großen Kranichen. Der König hatte die geraubte schöne Jungfrau bei sich, und nun wurde ein Siegesfest veranstaltet mit Singen, Tanzen, Springen und Gaukeln. Der König setzte sich zu der schönen Jungfrau an den Tisch und bot ihr öfter den Schnabel zum Kusse. Ernst und Wetzel hatten sich hinter der Tür versteckt und faßten den Entschluß, die schöne Jungfrau zu retten. Sie meinten: „Hätten wir doch unsere Freunde vom Schiffe hier!“ und diese wiederum sprachen in Furcht: „Wollte Gott, daß unser Herzog Ernst und sein Freund Wetzel wieder bei uns wären!“ Man hielt sie für tot. Als der König zu Bett gehen wollte und die Jungfrau durch zwei Diener holen ließ, sprangen Herzog Ernst und Graf Wetzel hervor und schlugen dem einen Diener den Kopf ab; der andere aber entrann und machte Lärm. Der König wollte die Jungfrau niemand anders überlassen und stach sie mit seinem spitzigen Schnabel in beide Seiten, so daß das Blut herunterfloß und sie zur Erde fiel. Als das die beiden Helden sahen, wurden sie grimmig wie Löwen. Herzog Ernst durchbohrte den König mit seinem Schwerte. Sie trieben die eindringenden Diener zur Kammer hinaus, und diese wurde ver-

schlossen. Herzog Ernst und Wetzel trösteten die Jungfrau, aber ihr Leben konnten sie nicht retten; sie starb in Herzog Ernsts Armen. Dann fingen die beiden Helden mit den Agrippinern den Kampf an und schlugen sich eine Bahn bis zum Stadttore, wo ihnen ihre Mannen vom Schiffe schon entgegenkamen, um ihnen zu helfen. Schnell sprangen sie auf ihr Schiff und segelten davon. Die Agrippiner zogen ihnen nach und schossen mit Giftpfeilen, aber Herzog Ernst hatte in seinem Schiffe ein Wurfzeug, mit dem er drei bis vier Fahrzeuge der Feinde in den Grund warf, so daß sie von der Verfolgung abließen. Herzog Ernst und seine Ritterschaft dankten dem lieben Gott von Herzen, daß er sie von den greulichen Kranichköpfen erlöst hatte. Mancher seiner Getreuen war von den giftigen Pfeilen geritzt worden und starb. Man band sie auf einige Dielen fest und heftete wohlverwahrtes Gold daran, daß sie von denen, die sie am Ufer fänden, ehrlich begraben werden könnten.

Als Herzog Ernst mit den Getreuen fünf Tage unterwegs gewesen war, erhob sich ein großes Ungewitter. Mit Schrecken bemerkten die Schiffsleute, daß sie in die Nähe des Magnetberges gekommen waren und nicht mehr von ihm loskonnten. Die Kraft des Berges zog alles Eisenwerk auf dem Schiffe an, so daß dieses auseinanderfiel. Jeder rettete sich, wo und wie er konnte. Herzog Ernst kam mit seinem Freunde Wetzel und fünf anderen Rittern auf die Trümmer eines anderen vom Magnetberge angezogenen Schiffes, in dessen Innern sie viele Tote fanden, die sie bald auf Deck brachten. Nach einiger Zeit kamen Greifen, ungeheuer große, seltsame Vögel mit langen Krallen, und nahmen die Leichname hinweg, um sie ihren Jungen zum Fraße zu bringen. Darüber erhob sich bei den Rittern neues Jammern und Wehklagen. Sie durchsuchten das ganze Schiff und fanden viele Edelsteine, die sie zu sich nahmen, legten auch ihre Rüstung an und ließen sich dann in Ochsenhäute einnähen, die sie in einer Kammer fanden, um sich so von den Greifen forttragen zu lassen. Zuerst wurden Herzog Ernst und Wetzel eingenäht und aufs Schiff gelegt. Bald kam ein furchtbar großer Greif, nahm sie beide mit und entführte sie in die Luft, als wenn ein Habicht eine Lerche dahintrüge. Die Diener sahen ihren Herrn samt dem Grafen Wetzel dahinfahren und wurden sehr traurig. Auch die beiden Helden selbst

waren in Ängsten, denn der Greif hatte sie so hart angepackt, daß sie sich nicht rühren konnten, und wenn sie sich in ihrer Rüstung nicht so wohl verwahrt hätten, so wären sie nicht davongekommen. Als der Greif sie in das Nest gelegt hatte, schwang er sich wieder in die Luft. Herzog Ernst sagte zu seinem Freunde Wetzel: „Lebst du noch?“ und als er Antwort erhielt, meinte er weiter, sie wollten noch eine Weile warten, um erst besser zu Kräften zu kommen. Dann schnitt sich Ernst aus der Ochsenhaut, erlöste auch seinen Freund Wetzel, und beide priesen Gott. Sie stiegen eilends den felsigen Berg hernieder.

Mitterweile hatten sich auch die übrigen Diener auf dieselbe Weise durch die Ochsenhäute gerettet und waren in das Greifennest getragen worden; nur einer von ihnen war übrig geblieben und mußte vor Hunger und Durst elendiglich in dem Schiffe sterben. Die Diener befreiten sich in dem Greifenneste von den Häuten, stiegen hernieder und irrten im Walde umher. Endlich sahen sie einen Hirsch daherspringen, der scheinbar verfolgt wurde. Sie ersahen daraus, daß sich andere Menschen in dem Walde befinden mußten. Einer von ihnen stieg auf einen hohen Baum und sah zwei Männer im Walde gehen. Er fing an zu pfeifen und zu rufen. Darauf wurden die beiden aufmerksam; es waren Herzog Ernst und Graf Wetzel; voller Freude vereinten sie sich. Sie kamen dann an ein gewaltig brausendes Wasser und beschlossen, mit einem Floße darauf weiterzufahren. Das Floß schoß wie ein Pfeil dahin. Nach langer Zeit verschwand der Fluß in einem Berge. In der Höhle war es so finster, daß keiner den anderen sehen konnte, und das Wasser brauste so sehr, daß niemand des anderen Stimme zu vernehmen vermochte. Das ungestüme Fahren dauerte wohl einen halben Tag lang; endlich gewahrten sie einen Schimmer in der Ferne, der immer heller wurde und sich zuletzt als ein wie Feuer leuchtender Fels darstellte. Davon schlug Herzog Ernst ein Stück ab; es war ein strahlender Karfunkelstein. Er hob ihn auf und hat ihn später seinem kaiserlichen Vater mitgebracht, der ihn in die Krone setzen ließ.

Als Herzog Ernst und seine Genossen durch den finsteren Berg gefahren waren, kamen sie an einen großen Wald und später in eine schöne Landschaft mit vielen Städten und Schlössern. In

einer Stadt sahen sie seltsame Menschen, die nur ein Auge mitten auf der Stirn über der Nase hatten; es waren die Arimasper. Diese eilten herbei und verwunderten sich über die Menschen mit zwei Augen; denn solche hatten sie noch nie gesehen. Der Stadthalter kam selber zu ihnen hinaus und begrüßte sie. Man hielt sie für Satyrn oder Waldmenschen und glaubte, sie wären halb Menschen und halb Böcke. Auf ihre eindringlichen Fragen erzählte Herzog Ernst, daß er mit seinen Gesellen aus Deutschland käme, wo sein Vater ein gewaltiger Kaiser in der Christenheit wäre. Er hätte eine Wallfahrt nach dem heiligen Grabe in Jerusalem vollbringen wollen, aber auf dem Meere viele Leute verloren.

Der Stadthalter sandte Botschaft an den König der Arimasper, der die Fremden an seinen Hof kommen ließ und sie aufs beste empfing. Einmal nahm er den Herzog Ernst und seine Genossen mit auf die Jagd. Da kamen Feinde in das Land, die Einfüßler oder Sciopoden. Sie hatten nur einen einzigen Fuß, der aber so groß war, daß, wenn sie sich beim Sonnenschein hinlegten, sie den Fuß emporhielten und sich damit beschatten konnten. Mit dem einen Fuß vermochten sie so geschwind zu hüpfen, daß niemand sie einzuholen imstande war. Die Arimasper hielten die Einfüßler für unüberwindlich, aber Herzog Ernst wußte Rat; er zog ihnen entgegen und besiegte sie und andere Völker, die die Arimasper bedrohten. Darunter waren die Panochen, die so große Ohren hatten, daß die Lappen bis auf die Erde hingen. Herzog Ernst besiegte auch diese durch eine List in einem Walde, den er anzünden ließ. Schließlich wußte er noch die Riesen zu überwinden, die den Arimaspern seit jeher viel Schaden zugefügt hatten. Er verlor dabei allerdings viele seiner Leute, da die Riesen die Bäume aus der Erde zogen und sich gewaltig wehrten. Einen der Riesen nahm Herzog Ernst als Gefangenen mit sich, wie er auch von den Panochen und Einfüßlern Leute mit heimführte.

Nach einiger Zeit nahm Herzog Ernst Abschied von den Arimaspern und zog mit seinen Mannen weiter. Sie bestiegen ein Schiff und fuhren geradeswegs nach Indien, wo sie zu den Pygmäen oder Zwergen kamen. Als diese ängstlich waren und glaubten, Herzog Ernst wollte ihnen Krieg bringen, sagte

dieser: „Wir sind nicht gekommen, den Frieden zu brechen, wir wollen euch vielmehr Frieden bringen!“ Die Zwerge waren froh und erzählten ihnen von großen Vögeln, die ihnen Schaden täten. Es waren Kraniche, die mit ihren spitzen Schnäbeln die Zwerge erstachen, wo sie sie fanden. Herzog Ernst schoß unter die Vögel, daß das ganze Feld voller Kraniche lag und die Pygmäen ein ganzes Jahr von ihrem Fleisch zu essen hatten. Der Zwergenkönig war sehr froh und bot Ernst Gold und Edelgestein an, aber Herzog Ernst wollte nichts nehmen, sondern bat sich nur zwei der kleinen Männlein aus; dann zog er wieder zu den Arimaspern und blieb eine Zeitlang bei ihnen.

Als er einst am Meere spazieren ging, sah er von fern ein Schiff kommen, darin waren Mohren. Herzog Ernst fand Lust daran, mit ihnen nach Indien zu ziehen, nahm also seine Genossen und die wunderbaren Leute und fuhr fort. Er wurde von dem Mohrenkönig mit großer Ehrerbietung empfangen und zur Mittagstafel geladen. Bei der Tafel kam ein Bote des Königs von Babylon und sprach: „Du König der Mohren, wenn du von deinem Glauben nicht abstehst, so will ich dich mit deinem ganzen Lande verderben! Das läßt dir der mächtige König von Babylon sagen!“ Der Mohrenkönig war erschrocken; aber Herzog Ernst sprach ihm Mut zu und sagte zu dem Boten: „Melde deinem Herrn, er sollte nur kommen, wir wollten seiner als echte Kriegsleute warten.“ Der König von Babylon war erzürnt über solche Botschaft und rüstete an hunderttausend Heiden, fiel in das indische Mohrenland ein, erschlug Männer, Weiber und Kinder und verwüstete, was er fand. Da zog der Mohrenkönig ihm entgegen und Herzog Ernst mit den Seinen ihm zur Seite. Als man zum dritten Male zum Angriff blies, erhob sich ein Spießkrachen und ein Geschrei, daß man es eine Meile weit hören konnte. Graf Wetzel beschützte mit seinen Reitern das Panier seines Herrn, des Herzogs, auf das es die Heiden abgesehen hatten; aber sie wehrten sich so tapfer, daß um sie her alles voll Toter lag, besonders der Riese, den Herzog Ernst mitgebracht hatte, schlug mit seiner Keule tapfer um sich. Unter den Toten floß das Blut dahin wie ein Bach, in dem mancher Heide und mancher Mohr ertrinken mußte. Endlich nahmen sie den feindlichen König gefangen, und so war der Sieg entschieden. Der König von Babylon sagte zu Herzog Ernst: „Lieber

Herr, wenn ihr mir nicht aus dieser Gefangenschaft helft, werde ich mein Lebtag hier gefangen bleiben müssen; komme ich aber los, so will ich euch mit meinem Volke nach der Stadt Jerusalem geleiten, und ihr sollt keine Not leiden!" Wohl wollte der Mohrenherrscher den König von Babylon nicht freigeben, aber auf Ernstens Fürsprache hin entließ er ihn aus der Gefangenschaft, nachdem er geschworen hatte, das Königreich der Mohren nimmermehr mit Krieg anzufechten.

Bald darauf nahm Herzog Ernst Urlaub vom Mohrenkönig und zog mit dem babylonischen Könige fort. Als sie dessen Land erreichten, kam ihnen viel Volks entgegen und empfing sie herrlich. Endlich erreichten sie die schöne Stadt Babylon, wo Ernst drei Wochen blieb, sich dann aber von dem Sultan verabschiedete, der ihm viel Gold und Silber bringen und mancherlei Kleinodien schenken ließ. Er gebot, Herzog Ernst mit den Seinen zur Stadt Jerusalem zu geleiten. Als Ernst nahe vor der Stadt angekommen war, schickte er seine wunderlichen Leute mit einem Diener vor sich her und behielt nur den Riesen mit seiner großen Stange bei sich. Das Volk in Jerusalem erstaunte sehr und lief in den Straßen und auf den Plätzen zuhauf. Endlich ritt Herzog Ernst mit seinem Freunde Wetzel in die Stadt ein, neben sich den Riesen und zwei Diener. Es verbreitete sich im Volke die Sage, daß der Fremde, der mit so wunderlichen Leuten ankam, niemand anders als der Sohn des Kaisers, nämlich der Herzog Ernst von Bayern und Österreich wäre. Bald hörte auch der König von Jerusalem von der Ankunft des Herzogs Ernst, freute sich und ging in dessen Herberge, von wo er ihn voll Ehrerbietung in seinen königlichen Palast führte. Nachdem sie hierauf mit großen Freuden zusammen gespeist hatten, ging der König mit seinem Gaste zum heiligen Grabe. Herzog Ernst fiel auf die Knie, dankte Gott und sprach: „O du barmherziger Gott, du hast mich wunderbar erhalten und mir deinen lieben Sohn mehr als einmal geschickt, der mich gestärkt und bewahrt hat bis auf diese Stunde. Darum sage ich dir Lob, Ehre und Dank bis in Ewigkeit!" Nach diesem Gebete zog er mit dem Könige wieder in den Palast und blieb lange Zeit in Jerusalem.

Sechs Monate später kehrten zwei Pilger nach Deutschland zurück, gingen zum Kaiser Otto und zeigten ihm an, daß sein

Sohn, der Herzog Ernst, in Jerusalem wäre und viel wunderliche Leute aus unbekannten Ländern mit sich gebracht hätte. Der Kaiser war erstaunt, ging zu seiner Gemahlin und erzählte ihr die Neuigkeit. — — —

Nachdem sich Herzog Ernst ein ganzes Jahr in Jerusalem aufgehalten hatte, machte er sich auf den Heimweg. Mit gutem Winde kam er alsbald an die französische Küste, von da nach Paris und nach kurzer Zeit über Italien nach Deutschland. In Rom ging er zum Papst und bat ihn, sich für ihn beim Kaiser zu verwenden; doch der Papst schlug ihm die Bitte ab, weil er nicht in Einigkeit mit diesem lebte.

Auf der Reise nach Deutschland erfuhr Herzog Ernst, daß der Kaiser einen Reichstag in Nürnberg abhalten wollte. Er machte sich mit seinem Genossen Ernst dahin auf den Weg und ritt mit den Seinigen in die Stadt ein, wo ihn keiner erkannte. Die seltsamen Leute hatte er in zwei verdeckte Wagen versteckt, so daß sie niemandem auffielen. Später kam der Kaiser mit seiner Gemahlin und all seinen Herren in die Stadt. An einem Christtage wurde eine feierliche Messe in der Kirche abgehalten. Auch die Kaiserin fuhr mit etlichen Jungfrauen zur Kirche. Unerkannt trat Herzog Ernst zu ihr hin, bat sie um ein Almosen und gab sich endlich zu erkennen. Die Mutter zitterte vor Freude und sagte schließlich: „Wir haben nicht Zeit, jetzt miteinander zu reden; aber morgen in der Kirche falle mit deinem Freunde Wetzel dem Kaiser zu Füßen und bitte ihn, dir um Christi Willen zu verzeihen. Ich will heute den Bischof und andere Herren ersuchen, daß sie sich bei deinem Vater für dich verwenden; so hoffe ich des Kaisers Herz zu erweichen.“ Der Bischof versprach der Kaiserin, so zu tun, wie sie wünschte.

Am anderen Tage trat Herzog Ernst mit seinem Freunde Wetzel in die Kirche. Herzog Ernst blieb an der Tür stehen, Wetzel aber trat hinter den Altar; denn wenn der Kaiser seinen Sohn nicht begnadigt, sondern ihm nach dem Leben getrachtet hätte, würde er den Kaiser erstochen haben.

Da saß der Kaiser auf seinem Stuhle, ganz herrlich, und die Kaiserin neben ihm. Der Bischof von Bamberg hub an, das Evangelium mit lauter Stimme zu singen. Als das Amen aus war, verzog er etwas mit der Predigt, wie er es mit der Kaiserin

verabredet hatte. Da ging Herzog Ernst mit großem Mute vor den Kaiser, fiel vor ihm nieder und sprach: „Allergnädigster Kaiser und Herr, ich bitte Ew. Majestät, daß ihr einem Sünder verzeihen wollt, der sich vor langer Zeit wider euch vergangen hat, aber, wie Gott weiß, in der Hauptsache unschuldig ist!“ Der Kaiser sprach: „Je nach der Übeltat, wegen der du dich entschuldigst, kann ich dir verzeihen.“ Da verwandten sich die Kaiserin, der Bischof und viele andere Fürsten und Herren für ihn, bis der Kaiser sprach: „Seine Sünden sollen ihm verziehen sein, doch will ich wissen, wer er ist.“ Nun warf Herzog Ernst den Mantel von seinem Angesicht zurück, der Kaiser erkannte ihn und entfärbte sich vor Zorn. Herzog Ernst sah das, erschrak sehr und winkte seinem Gesellen Wetzel am Altare, daß er achthaben sollte. Als der Kaiser sah, daß alle Herren so eifrige Bitte für seinen Sohn einlegten, beruhigte er sich, erkundigte sich nach Wetzel und gab seinem Sohne und dessen Freunde den Kuß des Friedens. Alle waren sehr erfreut und gingen mit großer Freude heim.

Herzog Ernst fragte seinen Vater, warum er ihn denn verfolgt hätte, und dieser erzählte ihm, er, Herzog Ernst, habe ihm gemäß der Mitteilung des Pfalzgrafen nach dem Leben getrachtet, um das Reich selber zu erhalten. Als Herzog Ernst ihm nun versicherte, daß er niemals solche Worte wider ihn geredet hätte, verwunderte sich der Kaiser nicht wenig über des Pfalzgrafen Verräterei.

Bei dem Mahle führte Herzog Ernst auch seine wunderlichen Leute vor und erzählte von seinen Gefahren und Abenteuern, vor allen Dingen aber von dem Steine und sagte zum Kaiser: „Unter manchen anderen Merkwürdigkeiten habe ich diesen seltsamen Stein mitgebracht, der wie eine Flamme glänzt, Karfunkel heißt und mit seltenen Wunderkräften versehen ist. Nehmt ihn hin als Merkzeichen meiner Dankbarkeit und Ehrfurcht!“ Mit diesen Worten reichte Herzog Ernst den Karfunkelstein seinem Vater dar. Dieser konnte des Staunens nicht müde werden und sprach endlich zum Herzog Ernst: „Nun, lieber Sohn, vor diesen Herren verspreche ich dir, daß du alles Land wieder haben sollst, und noch mehr Städte will ich dir dazu schenken!“ Das tat der Kaiser, und alle schieden fröhlich voneinander. Die Kaiserin lobte Gott in ihrem Herzen.

Herzog Ernst mit seinem treuen Freunde, dem Grafen Wetzel, ritt in sein Land und regierte dort in guter Ruh. Der Kaiser zog nach Speier auf den Reichstag und hielt einen herrlichen Hof, weil sein Sohn in das Land zurückgekommen war. Die Kaiserin aber, Ernstens Mutter, bestellte Bauleute nach Salza und ließ Gott zum Dank ein herrliches Münster errichten, in dem sie später begraben wurde.

* * *

Anmerkungen.

II. Stämme und Landschaften.

1. Bayern.

177. Grimm 422. Riezler, Gesch. Bayerns, 4 Bde., Gotha 1878/99; Rudhart, Älteste Gesch. Bayerns, Hamburg 1841; A. Quitzmann, Die älteste Gesch. d. Bayern, Braunschweig 1873; Buchner, Gesch. v. Bayern, 10 Bde., München 1820/55; Zschokke, Sechs Bücher d. Gesch. d. bayer. Volkes, 2. Aufl., 4 Bde., Aarau 1821; Aventin, Bayer. Chronik 1566. Die Literatur zur bayer. Sage verzeichnet Wehrhan, Die Sage S. 137 ff.

178. GddV. 68, 7 f. Über das Verhältnis von Tier und Mensch in der Sage, insbesondere in der Sage von Kindern und Wölfen handelt Liebknecht, Zur Volkskunde S. 17. ff. Über Wolfssagen s. Laistner, Nebelsagen S. 3—32. Adler, Zur ältesten Gesch. d. Welfenstammes, Hannover 1862; Krüger, Der Ursprung des Welfenhauses und seine Verzweigung in Süddeutschland, neue Ausg., Wolfenbüttel 1899; F. Schmidt, Die Anfänge des Welfischen Geschlechts, Hannover 1900.

179. Grimm 497. Bern-Ravenna.

180. Grimm 501.

181. Grimm 499. Heinrich von Niederbayern war in Wirklichkeit nicht der Vater, sondern der Bruder der schönen Else.

182. Cäsarius v. Heisterbach, Dial. mirac. maj. VI, 26. Vgl. Bechstein, Altd. Märchen . . . S. 151 f. nach einem oberdeutschen Predigtmärlein in Pfeiffers Germania III; Heigel und Riezler, Das Herzogtum Bayern zur Zeit Heinrichs des Löwen und Ottos I. (von Wittelsbach), München 1867; Riezler, Zur ältesten bayer. Gesch. (= Forschungen z. deutsch. Gesch., XVIII), Göttingen 1878; Heigel, Die Wittelsbacher, München 1880; Leiterbuch, Die Wittelsbacher in Bayern, 2. Aufl., Bamberg 1894.

183. Koegel, Gesch. d. deutsch. Lit. I, 20, 242 f. nach der Limburger Chronik. Die Begebenheit soll sich in der Zeit Kaiser Heinrichs des Heiligen zugetragen haben.

184. Schöppner I, 107 nach verschiedenen Quellen. Dort nähere Angaben.

185. Grimm 502 nach Aventins Bayer. Chronik.

186. Grimm 532 nach Crusius, Annales suev.

187. Schöppner I, 66, wo nähere Angaben.

188. Ebda. I, 442.

189. Ebda. II, 559.

190. Ebda. II, 568.
191. Ebda. I, 114.
192. Ebda. II, 566.
193. GddV. 60, 112 f.
194. Vgl. die histor. Volkslieder von Ditfurth, Liliencron u. a. Barbeck, Als Nürnberg freie Reichsstadt war, S. 97 ff., aber leider novellenhaft überarbeitet. Ein altes Lied (R. v. Liliencron, Die histor. Volkslieder der Deutschen I, Leipzig 1865 S. 92 ff.) verherrlicht eine Reihe von Streichen des kecken und verwegenen Ritters und hebt besonders die Reiterkünste hervor:

„sie triben in auf ein hohen stein,
der Epple von Geilingen sprangt in den Main."

Diesen Sprung, den die Sage in die Gegend von Karlstadt verlegt, kann man, da Näheres über die Höhe des Felsen nicht angegeben ist, noch als möglich gelten lassen, das aber wird kaum noch bei dem Sprung über acht Wagen geschehen können:

„da sprangt er über acht wägen auß,
am neunten gab er den gibel auf,"

d. h. vielleicht: beim neunten gab er sich verloren. Die Sage erzählt auch noch, daß er die steilen Höhen bei Muggendorf hinangeritten und über die Wiesende gesprengt sei, ohne das Wasser zu berühren. Das in der Sage genannte goldene Vogelhaus erscheint als „silbernis vogelhaus" in dem alten Liede, Eppele raubt es, verübt eine Neckerei am Tor und schlägt dem Torwärter seine Reiterstiefel ums Maul; als er darob von den städtischen Söldnern verfolgt wurde, schwamm er zu Roß durch den Main usw. Von seiner Gefangenschaft und dem sagenhaften Sprung zu Roß über Mauer und Graben weiß das Lied nichts zu berichten. Wann dieser Sagenzug zum erstenmal auftrat, ist noch nicht festgestellt worden, wie mir auf eine Anfrage bei der Stadtbücherei in Nürnberg mitgeteilt wurde. Zur Geschichte Eppeles vgl. R. v. Liliencron a. a. O. S. 92, ferner Emil Reicke, Gesch. d. Reichsstadt Nürnberg . . . Nürnberg 1896 S. 314 ff.; G. E. Lücke, Historisches vom Eppele (Das Bayerland XXIV, 1913 S. 705 ff.).
195. GddV. 94, 239 f.
196. GddV. 94, 242 ff. Vgl. Golther, Gesch. d. deutsch. Lit. S. 422 f.; Goedeke, Gesch. d. deutsch. Dichtung I, 207; Stromberger, Bertold von Regensburg, Gütersloh 1877; Unkel, Bertold v. R., Köln 1882; J. Paul, Bertold v. R. und das bürgerliche Leben seiner Zeit, Wien 1896.

2. Schwaben.

197. Grimm 421. Über Volks-, Stamm- und andere Sagen einzelner Völkerschaften s. auch Koberstein, Gesch. d. deutsch. Nationallit. I,

51 f.; dort auch weitere Lit. GddV. 33, 137 ff.; Hartmann, Sachsenspiegel I, 8; Uhland, Schriften VIII, 24, 252 ff.; Ch. F. Stälin, Wirtembergische Gesch., 4 Bde., Stuttgart 1841/73; P. Fr. Stälin, Gesch. Württembergs, Gotha 1882 ff.; Pfister, Pragmatische Gesch. v. Schwaben, 5 Bde., Heilbronn u. Stuttgart 1803/27. Die Literatur zur schwäbischen Sagenkunde verzeichnet ausführlich Wehrhan, Die Sage S. 139 ff.

198. Grimm 523.

199. Grimm 525. Das Umreiten oder Umfahren ist in Sagen häufig; vgl. u. a. Graesse, Wappensagen S. 1, 2 u. a. Die Lesart der Sage beim sächsischen Annalisten s. Grimm 524.

200. Graesse, Geschlechts- usw. Sagen S. 184 f.

201. Zimmersche Chronik I, 174.

202. Meier, Sagen aus Schwaben S. 350 nach Crusius, Schwäb. Chronik II, 77. Vgl. das Gedicht von Just. Kerner, Der reichste Fürst.

203. Ludw. Uhland in Pfeiffers Germania I, 1856 S. 318 f. nach einer um 1500 abgefaßten handschriftl. Chronik. Vgl. Uhland, Schriften VIII, 334 ff. Zu Dietrich von Bern vgl. v. d. Leyen, Sagenbuch II, 238 ff.

204. Grimm 527, Burg Zähring bei Freiburg i. Br.; Schöpflin, Historia Zaringo-Badensis, 6 Bde., Karlsruhe 1763/66; Leichtlen, Die Zähringer, Freiburg i. Br. 1831; Mone, Urgeschichte des bad. Landes, 2 Bde., Karlsruhe 1845; Heyck, Gesch. d. Herzöge von Zähringen, Freiburg i. Br. 1891.

205. Uhland, Schriften VIII, 313 ff. und Zimmerische Chronik IV, 237 ff. Über die Pfalzgrafen von Tübingen s. Stälin, Wirt. Gesch. II, 425 ff.

206. Grimm 521 nach Reiner Reinek von Steinheims (Reineccius) brandenburger Chronica. Bei Grimm weitere Angaben.

207. Grimm 530 nach Crusius, Annales suevici, Frankfurt 1595.

208. Zimmerische Chronik I, 291 ff., Monumenta Zollerano, 7 Bde., Berlin 1852/66; Ludwig Schmid, Die älteste Geschichte des Gesamthauses Hohenzollern, 3 Bde., Tübingen 1884/88; Literatur zu Hohenzollernsagen bringt Wehrhan, Die Sage S. 49.

209. Zimmerische Chronik I, 110 ff.; Grimm 534.

210. GddV. 38, 79 ff.

211. GddV. 38, 92 f. Vgl. auch Koegel, Gesch. d. deutsch. Lit. I. 2 S. 237.

212. GddV. 38, 125 ff. Uhland, Schriften VIII, 397 ff. Die geschichtlichen Grundlagen s. bei Koegel, Gesch. d. deutsch. Lit. I, 2 S. 240 f. Grimm 531.

213. Edelsasser Chronik ... Straßburg 1592, VIII, 41. Hier nach Stöber, Sage des Elsasses III, 185, der sie der Chronik entnommen hat.

214. Zimmerische Chronik I, 53 f.; Grimm 473, wo weitere Angaben. Lauingen liegt im bayer. Reg.-Bez. Schwaben.

215. Stöber, Sagen des Elsasses II, 207 ff. nach Hertzog, Edelsasser Chronik, Straßburg 1592, S. 96; Aschbach, Gesch. d. Kaisers Sigismund, 4 Bde., Hamburg 1838/45; Altmann, Windeckes Denkwürdigkeiten zur Gesch. d. Zeitalters Kaiser Sigismunds, Berlin 1893.

216. Keller, Die Schwaben . . . S. 22.

217. Keller, ebda. S. 28 ff. Über das Vorrecht der Schwaben, dem Reiche in allen Schlachten vorzukämpfen (ein kaiserlicher Lehnsbrief von 1338 spricht dieses Recht zwischen Rhein und Weser übrigens den Westfalen zu) vgl. bes. noch Maßmann, Chronik III, 989 ff.; Grimm 456; s. oben Nr. 2, unten Nr. 321.

218. Keller, Die Schwaben . . . S. 24 ff.

219. Keller, Die Schwaben . . . S. 27 f.; Hartmann, Schwabenspiegel I, 8. In der Schlacht von Luca handelt es sich um die Kämpfe, die sich im Jahre 1307 bei dem Dorfe Luca zwischen König Albrecht und Landgraf Friedrich von Thüringen abspielten. — Schon im 10. Jahrhundert erscheinen die Schwaben in lächerlichen Geschichten als Helden, jedoch nicht in der Art, daß sie zum Narren gehalten werden, sondern daß sie selbst die Schälke sind.

220. Uhland, Schriften VII, 614 ff. Das Bemühen des deutschen Volksgeistes ging darauf hinaus, die vielen umlaufenden Scherze zu vereinen und sie einem Orte oder einer Volksgruppe zuzuschreiben. Die ideale Einheit kam gegen den Schluß des 16. Jahrhunderts in dem Buche von den Schildbürgern glücklich zustande.

221. Hartmann, Schwabenspiegel I, 11 f. nach Kirchhofs Wendunmuth, Frankfurt a. M. 1563. Vgl. auch Bolte-Polivka II Nr. 119 S. 555 ff., wo der Grundgedanke verfolgt wird. Die älteste Spur dieses Schwabenstreiches reicht bis ins 15. Jahrhundert zurück. Vgl. ferner Keller, Die Schwaben . . . S. 304 ff.

3. Rheinfranken.

222. Grimm 423; vgl. v. d. Leyen, Sagenbuch II, 67 ff.; Stein, Gesch. Frankens, 2 Bde., Schweinfurt 1885/86; Schmaus, Anfänge d. Gesch. der Franken, Bamberg 1903. Die Literatur zur rheinfränkischen Sagenkunde verzeichnet ausführlich Wehrhan, Die Sage S. 126 ff.

223. Klopp, Gesch. III, 174; GddV. 39, 65 ff.; Grimm 474; Ossenbeck, De Willigisi vita et rebus gestis, Dissert., Münster 1859; Böhmer, Willigis von Mainz, Leipzig 1895.

224. Cardauns, Kölner Bischofssagen in Picks Monatsschr. I; Hessel, Sagen des Rheintals S. 256 f., Bruno I., Erzbischof von 953—965, lebte von 925—965; Meyer, De Brunone I. archiepiscopo Coloniensis, Berlin 1867; Pfeiffer, Historisch-kritische Beiträge z. Gesch. Brunos I., Köln 1870; K. Martin, Beiträge z. Gesch. Brunos I., Dissert. v. Jena 1878.

225. GddV. 69, 6 f.

226. Cardauns, Kölner Bischofssagen S. 85 f.

227. Cäs. v. Heisterbach, Dial. mir. maj. X, 61.

228. Cardauns, Kölner Bischofssagen S. 83 f. Anno war Erzbischof von 1056—1075. Das Annolied, ein Lobgesang auf ihn, erschien nach seinem Tode. Lindner, Anno II., der Heilige, Erzbischof von Köln, Leipzig 1869; Köpke, Vita Annonis (Mon.-Germ. SS. XI).

229. Hessel, Sagen des Rheintals S. 280 f. nach Koelhofs und Gotfrid von Hagens Chroniken der Stadt Köln. Vgl. auch die nach mehreren Quellenberichten wiedergegebene Sage bei Trog, Aus der Chronik von Köln, S. 30 ff.

230. Hessel, Sagen des Rheintals S. 178 f. nach Koelhofs und Gotfrid von Hagens Chroniken der Stadt Köln.

231. Weyden, Kölns Vorzeit S. 174 ff.

232. Grimm 538; Seuffert, Die Legende von der Pfalzgräfin Genoveva, Würzburg 1877; Zacher, Die Historie von der Pfalzgräfin Genoveva, Königsberg 1860; Sauerborn, Geschichte der Pfalzgräfin Genoveva und der Kapelle Frauenkirchen, Regensburg 1856; Bruno Golz, Pfalzgräfin Genoveva in der deutschen Dichtung, Leipzig 1897, behandelt bes. die Dramen, Musikstücke, Volksschauspiele, Puppenspiele und Gedichte; Görres, Die teutschen Volksbücher, S. 246 ff. Vgl. auch das Volksbuch selbst. Über Schauspiele, Musikdramen, Puppen- und Volksspiele handelt Seuffert a. a. O. S. 78 ff. Die Ausbreitung der Genovevasage und des Genovevabuches verfolgt Seuffert a. a. O. S. 81 ff. Seuffert behandelt auch die verschiedenen Ansichten der Forschung über den Ursprung der Genovevasage und ihren Zusammenhang mit andern Sagen S. 4 ff. Der genannte Bischof Hildolf von Trier ist in der Geschichte nicht nachzuweisen. Mit den Heiden, gegen die Siegfried gezogen ist, sind die Sarazenen gemeint. Über Golo der Genovevasage als Hagen Ganelo der Karlssage und Genoveva als Kriemhild, Siegfrieds Witwe, bzw. als Berta, Pippins Gemahlin, vgl. Halbedel a. a. O. S. 61, 110. Die Literatur zur Genovevasage verzeichnet Wehrhan, Die Sage S. 51 f.

Die Entstehung und Ausbildung der Sage fällt in das Jahrhundert von 1325 bis etwa 1425, in einen Zeitraum, in dem alle Nachrichten über die Kapelle Frauenkirchen fehlen. Vor 1220 ist sie jedenfalls noch nicht vorhanden gewesen, sonst würde sie der sammeleifrige Cäsarius von Heisterbach gewiß erfahren und aufgezeichnet haben, zumal er der Gegend, in der die Sage spielt und verbreitet ist, ganz nahe wohnte. In der Erzählung von der Pfalzgräfin Genoveva muß man eine ursprünglich und mindestens bis tief ins 16. Jahrhundert hineindringende, auf einen engen Kreis begrenzte, an die Kapelle Frauenkirchen sich anlehnende, auf Laach und die nächste Umgebung, auf das sogenannte Maifeld, beschränkte

Marienlegende erblicken. Der Held der Sage, Pfalzgraf Siegfried, ist der zweite Gründer der Benediktinerabtei Maria Laach.

233. Grimm 568 nach Senkenberg, Selecta juris. Dort weitere Quellen.

234. Zimmerische Chronik I, 7 f. Literatur zur Kunde der Wappensage verzeichnet Wehrhan, Die Sage S. 50.

235. Zimmerische Chronik I, 349 f.

236. Hessel, Sagen des Rheintals S. 139 f. nach der Limburger Chronik (Mon. Germ. IV, 1).

237. Hebel, Pfälz. Sagen S. 57 nach Trithemius, Annales Hirsaugienses I, 313.

4. Thüringen.

238. Grimm 554. Die Sage von Ludwig dem Springer wird von keinem gleichzeitigen Geschichtschreiber berichtet. Seinen Zunamen „der Springer" verdankt Ludwig dem Mißverständnis der schreibenden Mönche. Er war nämlich ein „salicus", d. h. ein salischer Graf. Die Geschichtschreiber machten daraus saliens, „ein Springer". Sobald der Name auf diese Weise gebildet war, fand sich die Sage schnell dazu ein, und 350 Jahre nach Ludwig war sie denn auch vollständig ausgebildet. Knochenhauer, Gesch. Thüringens zur Zeit des ersten Landgrafenhauses, Gotha 1871. Eine ähnliche Sage s. Grimm 579.

239. Grimm 553.

240. Grimm 555.

241. Grimm 558; Knochenhauer a. a. O.

242. Grimm 556. Über den Kampf des Volkes gegen Geistlichkeit und Adel vgl. auch Lambel in der Einleitung zu seiner Ausgabe von Erzählungen und Schwänken (Deutsche Klassiker des Mittelalters, hrsg. von Franz Pfeiffer, XII S. IX f.).

243. Grimm 557.

244. Cäsarius v. Heisterbach, Dial. mir. maj. XII, 2.

245. Cäsarius v. Heisterbach, Dial. mir. maj. I, 84. Paradies und Hölle in mittelalterlichen Visionen s. a. Kampers, Mittelalt. Sagen vom Paradiese S. 56 ff.

246. Grimm 563, Ludwig, ihr Friedel, d. i. Ludwig, ihr Geliebter; Justi, Elisabeth die Heilige, Marburg 1835; Wegele, Die hl. Elisabeth (Histor. Zeitschr. V); Simon, Ludwig IV., genannt der Heilige, Landgraf von Thüringen und Hessen und seine Gemahlin, die hl. Elisabeth von Ungarn, Frankfurt a. M. 1854; Montalembert, Vie de sainte Elisabeth de Hongrie, duchesse de Thuringe, 22. Aufl., Paris 1903, deutsch von Städtler, Einsiedeln 1888.

247. Grimm 564.

248. Grimm 565. Über die Verhältnisse zur Zeit der hl. Elisabeth,

wie sie sich in der Sage widerspiegeln, s. Mielke in Samml. gemeinverst.-wiss. Vortr., N. F., Hamburg 1892 S. 141 ff. Sagen der hl. Elisabeth, von Hermann von Fritzlar erzählt, s. Hildebrand, Didaktik S. 32 ff. Kurz, Gesch. d. deutsch. Lit. I, 468 ff.

249. Grimm 566 nach Rohte, Thür. Chronik; Brünnert, Sagenhaftes . . . S. 237 ff. Genaueres über die Entwicklung der Sage s. Brünnert a. a. O. S. 239; Wegele, Friedrich der Freidige, Nördlingen 1870.

Albrecht der Entartete von Thüringen hatte, wie uns Rothe in der thüringischen Chronik schon vor dem Jahre 1400 erzählt, nach sechzehnjähriger Ehe mit Margarete, der Tochter Kaiser Friedrichs II., ein Hoffräulein mit Namen Kunigunde von Eisenberg lieb gewonnen und mit ihr den Plan entworfen, seine lang mißhandelte Gemahlin durch einen als Teufel verkleideten Küchenknecht ermorden zu lassen. Als der gedungene Mörder sich schon im Zimmer der Landgräfin befand, wurde er von der Stimme seines Gewissens gerührt und entdeckte Margarete die Gefahr, in der sie schwebte. Daraufhin begab sich die Fürstin auf die Flucht, unterstützt von ihrem herbeigerufenen treuen Hofmeister Albert von Bargula. Beim Abschied von ihren Knaben sagte die jammernde Mutter: „Ich will sie zeichnen, daß sie an dies Scheiden denken, so lange sie leben!" Sie biß ihren zweiten Sohn Friedrich so heftig in die Wange, daß ihm davon ein Wundmal lebenslänglich zurückblieb und er deswegen den Namen Friedrich mit der gebissenen Wange erhielt.

Es war am 24. Juni 1270, als Margarete an Stricken die Wartburg herabgelassen wurde und mit zwei Begleitern und dem abenteuerlichen Erretter floh. Sie wanderte nach Fulda und kam von dort nach Frankfurt a. M., wo die Bürger die unglückliche Tochter Kaiser Friedrichs II. mit Freuden aufnahmen. Gram zehrte rasch an ihrer Lebenskraft, und noch im selben Jahre starb sie an gebrochenem Herzen.

Andere Geschichtsquellen, besonders die zuverlässige große Erfurter Chronik von St. Peter, deren Berichte gleichzeitig sind, wissen von der ganzen Begebenheit nichts, obgleich Eisenach in der Nähe von Erfurt liegt und ein solches Vorkommnis sicherlich nicht verborgen geblieben wäre, sondern viel Aufsehen gemacht hätte. Die Erfurter Chronik berichtet nur, daß Margarete 1270 in Frankfurt von ihrem Gemahl getrennt gestorben sei. Andere Geschichtsberichte, wie die um dieselbe Zeit geschriebenen Reinhardsbrunner Jahrbücher, erzählen, daß Albrecht es heimlich mit Kunigunde gehalten und seine Gemahlin mißhandelt habe, so daß sie sich heimlich nachts von der Wartburg mit Stricken herabließ und nach Fulda floh. Von dem Bisse der Kinder weiß auch diese Geschichte nichts. Ähnlich schweigt der Bericht des Presbyters Sifridus von Meißen, dessen Geschichte 1306 schließt, von dem Bisse. Alle Geschichtschreiber wissen in den nächsten 136 Jahren nach der Begebenheit

weder etwas von einem Mordanschlag auf das Leben Margeretes noch auch von einem Bisse, und erst in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts hat die Erzählung ihre Ausschmückung erhalten.

250. Grimm 567.

251. Grimm 546 nach Lenzners Plessischem Stammbuch. Näheres bei Grimm. Die Burg Plesse liegt nördlich von Göttingen.

252. Grimm 585. Docken, mittelalterlicher Ausdruck für Puppen. Über umgehende Frauen s. auch Ranke, Die deutsch. Volkssagen S. 79 ff., 104 ff.; Schöppner I Nr. 185.

Die Gräfin Kunigunde von Orlamünde (gest. 1351) hat in der Tat gelebt, aber die ganze grauliche Geschichte über sie ist wahrscheinlich nur erfunden, um das Kloster Himmelkron in Ruf zu bringen. Die Gräfin ist als Äbtissin gestorben und liegt im ehemaligen Kloster Gründlach oder Himmelkron bei Nürnberg begraben; ihr dortiges Grabmal ist echt. Die Geschichte ist entstanden, weil sich im Kloster Himmelkron ein Grabstein mit dem Bilde eines jungen Ritters als „Gräfin mit dem Schwerte" bezeichnet findet. Dieser Grabstein ist das Denkmal einer 1529 verstorbenen Äbtissin Ottilia Schenk von Simau; auf dem Stein halten zwei unschuldige Putten das Wappen, an diese knüpft die Sage an. — Vgl. Anklänge in der Sage bei Grimm 445.

253. Manlius (1562) nach Brünnert in Velhagen und Klasings Monatsheften S. 242 f.; Grimm 581; vgl. auch Reineck, Die Doppelehe des Grafen v. Gleichen, Samml. gem.-verst. wiss. Vortr., N. F., VI, 641 ff. Die zugrunde liegenden geschichtlichen Verhältnisse sind folgende: Als Kaiser Friedrich II. im Jahre 1227 einen Kreuzzug gegen die Sarazenen unternahm, folgte ihm auch Landgraf Ludwig der Heilige mit einer auserlesenen Zahl edler Ritter aus Thüringen. In Brindisi wollte er sich nebst den übrigen Kreuzfahrern nach Jerusalem einschiffen, jedoch überfiel ihn noch vor seiner Abfahrt eine tödliche Krankheit, so daß er zurückbleiben und seine Edlen, unter denen sich auch der Graf von Gleichen befand, allein ziehen lassen mußte. Es war Ernst von Gleichen, ein Mann von ritterlicher Gestalt und hoher Gesinnung, auch hervorragend durch seine Tugenden; er glänzte bald durch tapfere Taten und war in Kürze der Schrecken der Feinde. Später fiel er dann in einen Hinterhalt, wie die Überlieferung meldet, wurde gefangen genommen, grausam nnd entwürdigend behandelt und schließlich durch die Liebe der Sultanstochter Melechsala auf die in der Sage erzählte Weise gerettet.

254. Grimm 580 nach Becherer, Thür. Chronik u. a. von Grimm mitgeteilten Quellen. Die Gezeiten Martins sind die Gebetsstunden.

255. Grimm 576 nach einer alten Chronik in Senkenberg, Selecta juris. Dort weitere Angaben.

256. Meiche, Sächsisches Sagenbuch nach Crantz, Sax. V, 26; IX, 19.

Zur sächsischen Wappensage s. a. Graesse, Geschlechts- usw. Sagen S. 179 f., wo noch eine neuere Erweiterung.

5. Niedersachsen, Friesland.

257. Grimm 413; Hockenbeck, De Saxonum origine, München 1868. Die Literatur zur niedersächsischen und verwandten Sagenkunde verzeichnet ausführlich Wehrhan, Die Sage S. 121 ff.

258. Grimm 414.

259. Grimm 415.

260. Grimm 416; vgl. den Ursprung des Hasses zwischen Sachsen und Schwaben bei Grimm 420; Bechstein, Der Sagenschatz und die Sagenkreise des Thüringer Landes, 4 Tle., Hildesheim 1835/38; Knochenhauer, Gesch. Thüringens in der karolingischen und sächsischen Zeit, Gotha 1863.

261. Erler, Deutsche Gesch. II, 265 f. nach Adami, Gesta Hammaburg, ecclesiast. pontif. II, 18 (Mon. Germ. SS. VII, 34); GddV. 44, 202.

262. GddV. 44, 237 f. Vgl. Bremisches Jahrbuch V, Bremen 1870, S. 175 f.

263. Grimm 452.

264. Grimm 547.

265. Strackerjan, Sagen . . . II, 253 f. nach der ältesten Rasteder Chronik bei Ehrentraut, Fries. Archiv II, 248, und nach Hamelmann, Chronik S. 35; vgl. Grimm 548, wo nähere Angaben; Halem, Gesch. d. Herzogtums Oldenburg, Oldenburg 1794/96, 3 Bde.; Runde, Oldenburgische Chronik, 3. Aufl., Oldenburg 1803. Von der Begebenheit sang das Volk s. Z. Lieder, ein Beweis dafür, wie sehr sie auf das Volk wirkte; der erwähnte Kaiser soll Heinrich IV. gewesen sein.

266. Strackerjan, Sagen II, 411 ff. nach Beninga, Chronyk von Ostfriesland..

267. Strackerjan, Sagen II, 378 ff. nach alten Chroniken.

268. GddV. 87, 232 f. Die Sage spielt im Jahre 1432.

269. Grimm 549 und Drewes, Lipp. Gesch. d. Kirchen . . ., S. 220 nach Hermann u. Lerbeck, Chron. episcop., Minden (bei Leibniz Scriptor. III, 162) und Bussо Watenstedt, Chron. Mind. (bei Paullini, Synt. rer. Gem. III, 8).

270. Grimm 245; Dörries a. a. O. S. 170 f. nach einer alten Reimchronik. Vgl. Kornmann, Mons Veneris S. 383 ff.: „Von dem Berg bey Hamel in Sachsen, darinn auff ein Zeit 130 Knaben eyngangen vnd nie wider gesehen worden." Dort auch das alte Lied. Die einzelnen Überlieferungen und Entwicklungsstufen der Rattenfängersage stellt Meinardus a. a. O. übersichtlich zusammen. Jostes, Der Rattenfänger von Hameln, Bonn 1895. Die Literatur zum Rattenfänger v. H. verzeichnet Wehrhan,

Die Sage S. 51. Die kleine ansprechende Sage wird auf ein geschichtliches Ereignis zurückgeführt. In der Schlacht bei Sedemünder am 28. Juli 1259 wurde die Blüte der Hamelnschen Jugend im Streite gegen Bischof Wedekind von Minden vernichtet. Die ausziehenden Kinder sind dann die zum Kampfe ausziehenden Kriegsleute, an ihrer Spitze der Anführer mit klingendem Spiel. Die Straße nach Sedemünder führt über den Kalvarien- oder Koppelberg, wo die Kriegsschar nicht mehr gesehen werden konnte (wo also die Kinder im Koppelberge verschwinden). Sicherlich spielen in der Sage aber heidnisch-mythische Vorstellungen mit (der Totengott, der Spielmann Tod).

271. GddV. 63, 4 ff. Literatur über Gründungssagen verzeichnet Wehrhan, Die Sage S. 52.

272. GddV. 72, 100.

273. Erler, Deutsche Gesch. II, 322 f. nach Thietmari chronicon II, 10.

274. Grimm 41; Kurt von Rantzau, Das Haus Rantzau, Eine Familienchronik, Celle 1865. Spille = Spindel.

275. Müllenhoff, Sagen . . . S. 10 ff. nach Neocorus I, 321 und Presbyter Bremenses bei Westphal. III, 38.

276. Müllenhoff, Sagen . . . S. 14 nach Presbyter Bremenses bei Westphal. III, 55. Vgl. Grimm 434.

277. Müllenhoff, Sagen . . . S. 25 ff. nach Presbyter Bremenses bei Westphal. III, 75 f., 86 ff. Der Isern Hinnerk lebte 1346—1381.

278. Deecke, Sagen . . . S. 2 f.; Becker, Gesch. d. Stadt Lübeck, Lübeck 1782/1805.

279. Deecke, Sagen . . . S. 40 ff. Chronik der niedersächs. Städte, Lübeck S. 71. Vgl. ebda. S. 145, ferner S. 93 zum Jahre 1249, S. 307 zum Jahre 1307 und 1381 und S. 140. Das Ereignis spielt im Jahre 1226.

280. Deecke, Sagen . . . S. 98.

281. Deecke, Sagen . . . S. 53 ff.; Barthold, Gesch. d. deutsch. Hansa, 3 Bde., neue Ausg., Leipzig 1862; Schäfer, Die Hansestädte und König Waldemar von Dänemark, Jena 1879; Sartorius, Gesch. d. Hanseatischen Bundes, 3 Bde., Göttingen 1802/08.

282. Deecke, Sagen . . . S. 131 ff. Das Ereignis spielt 1362.

283. Deecke, Sagen . . . S. 73 ff. Das Ereignis soll 1291 spielen.

284. Deecke, Sagen . . . S. 161 ff. Das Ereignis wird hier ins Jahr 1389 verlegt. Koppmann in Hans. Geschichtsbl. 1877 S. 37 ff.; Frahm und Sundermann, Klaus Störtebeker in Sang und Sage, Hamburg 1885; Voigt, Die Vitalienbrüder (Histor. Taschenbuch von Raumer II, 2), Leipzig 1841; Koppmann, Die Vitalienbrüder (Hansarecesse Bd. IV in der Einleitung); R. v. Liliencron, Die histor. Volksl. d. Deutschen im 13. bis 16. Jahrh. I, 210 ff.

Klaus Störtebeker ist seit jeher der Liebling der Sage gewesen, ein

Vertreter der kühnen Seeräuber, die unter dem Namen der Vitalienbrüder die Ost- und Nordsee zwei Menschenalter hindurch unsicher machten. Die Seeräuber kamen auf, als sich die nordischen Herrscher wegen verschiedener Ursachen miteinander befehdeten und sie keine Zeit hatten, die Seepolizei auszuüben. Anfangs waren die Seeräuber fast vollständig auf die Ostsee beschränkt, später machten sie auch die Nordsee zu ihrem Tummelplatz, besonders als Ostfriesland in Kämpfe verwickelt wurde.

Die Anführer der Vitalienbrüder waren vor allem Gödike Michels, Wigbold Wichmann und Klaus Störtebeker. Sie sind in der Lübischen Chronik zum Jahre 1395 als Häuptlinge der Seeräuber bezeichnet. Ihr Geschick ereilte sie einzeln, zuerst Störtebeker und dann Gödike Michels.

Über ihre Bekämpfung und Überwältigung wird geschichtlich folgendes berichtet: Die Englandsfahrer der Stadt Hamburg fochten auf der See mit den Seeräubern, die sich Vitalienbrüder nannten und behielten den Sieg. Sie erschlugen ihrer bis zu vierzig bei Helgoland und nahmen etwa siebzig gefangen, die nach Hamburg entführt und enthauptet wurden. Ihre Köpfe wurden an der Elbe auf einer Wiese aufgesteckt zum Zeichen, daß die Männer Seeräuberei getrieben hatten. Als Hauptleute dieser Seeräuber wurden Wichmann und Klaus Störtebeker genannt.

Nicht lange danach kamen dieselben Englandsfahrer und trafen eine andere Gruppe der Seeräuber an, mit der sie sich schlugen. Gott gab den guten Helden Sieg gegen sie, so daß sie ihrer viele ermordeten und über achtzig fingen und mit sich nach Hamburg brachten. Hier wurden sie ebenfalls enthauptet und ihre Köpfe neben denen der Kameraden auf der Wiese aufgesteckt. Die Hauptleute dieser Seeräuber waren Gödike Michels und Wigbold, ein Meister der sieben Künste.

In dieser Überlieferung werden zwei Treffen unterschieden, das erste bei Helgoland mit den Seeräubern Wichmann und Klaus Störtebeker, wo vierzig Seeräuber getötet und siebzig gefangen genommen wurden, und ein zweites Treffen, dessen Ort nicht genannt ist, wo aber die Anführer Gödeke Michels und Magister Wigbold waren. Beide Siege wurden den Hamburgern zugeschrieben und beide ins Jahr 1402 gesetzt.

Geschichtlich wissen wir über die Person Klaus Störtebekers noch folgendes: Er war ein Seeräuberhäuptling, der wahrscheinlich aus Wismar stammte und seit 1394 mit Gödike Michels und Klaus Scheld, seit 1395 mit Gödike Michels allein sein Unwesen trieb, bis er im Frühling des Jahres 1401 bei Helgoland von den Hamburger Englandsfahrern überwunden, mit seinen Genossen gefangen nach Hamburg gebracht und dort nach dem 20. Oktober hingerichtet wurde.

In der Sage werden die beiden Kämpfe gegen Störtebeker und Gödike Michels zusammengeworfen. An Stelle des Gödike Michels, dessen Besiegung unzweifelhaft eine größere Bedeutung hatte, wurde Klaus Störtebeker in den Vordergrund geschoben. Die Ratmannen, die in diesem Kampfe den Befehl führten, gerieten in Vergessenheit; ihr Verdienst wurde auf Simon von Utrecht übertragen. Die „Bunte Kuh", die nachweislich von Hermann Nyenkerken geführt wurde, spielt als Wahrzeichen Simons von Utrecht die Hauptrolle in dem Kampfe.

Es gibt ein ursprünglich niederdeutsches Lied, das nur noch in hochdeutscher Sprache vollständig erhalten ist und allerlei Entstellungen aufweist, sonst aber die Sage von den Seeräubern schön darstellt.

Klaus Störtebeker und Gödike Michels feierten danach ein Gelage bei einem heidnischen Sultan, der seine Tochter verheiratete. Um sich für das ausbedungene Hamburger Bier Ersatz zu verschaffen, fuhren sie in die Nordsee und legten sich neben das Liet, den Hamburgern aufzupassen. Ein Bote hatte ihre Absicht erkannt, eilte nach Hamburg, begab sich zu dem ältesten Bürgermeister, wo der Rat gerade versammelt war und verkündete, daß die Seeräuber in großer Nähe seien. Als man an seiner Zuverlässigkeit zweifelte, forderte er sie auf, ihn mit auf das Schiff zu nehmen und ins Wasser zu werfen, wenn er untreu erfunden würde. Nun fuhren die Hamburger auf drei Schiffen aus. Bei Neuwerk war es so dunkel, daß sie nichts sehen konnten, aber die Sonne brach durch, und sie stießen auf die Seeräuber, die einen Holk mit Wein erbeutet hatten und damit nach Flandern fahren wollten. In der Weser kam es zu einem drei Tage und drei Nächte währenden Kampfe. Jetzt kam die Bunte Kuh aus Flandern und rannte mit ihren starken Hörnern dem Seeräuberschiff das Vorderkastell ein. Klaus Störtebeker begehrte Sicherung des Lebens und Leibes, aber Simon von Utrecht verlangte die unbedingte Unterwerfung unter die Entscheidung des Gerichts. In Hamburg wurde mit den Räubern kurzer Prozeß gemacht, so daß sie nur eine einzige Nacht im Gefängnis verbrachten. Doch eine Bitte erfüllte man ihnen, daß sie nämlich in ihren besten Gewändern den Trauerberg hinangehen durften, ja, der Rat ehrte sie noch dadurch, daß er ihnen Pfeifer und Trommler vorangehen ließ. Der Scharfrichter Rosenfeld hatte aber soviel Arbeit zu verrichten, daß er bis an die Knöchel im Blute stand.

Klaus Störtebeker wird in der Sage auch zum Schwiegersohn des friesischen Häuptlings Keno tom Broke gemacht. Zu diesem Häuptling waren hanseatische Abgeordnete gekommen, die ihm den Krieg erklärten, wenn er sich nicht der Teilnahme an den Raubzügen enthielte. Keno versprach, sich dem Willen der Stadt zu fügen, beschwichtigte aber den bei der Verhandlung anwesenden Störtebeker, nachdem sich die Ab

geordneten wieder entfernt hatten, mit der Versicherung, er würde sein den Hanseaten gegebenes Versprechen nicht halten. Einer der Abgordneten hatte aber gehört, was Keno zu Klaus Störtebeker gesagt hatte, als er unvermutet zurückgekehrt war, um seine vergessenen Handschuhe zu holen.

Klaus Störtebeker soll durch eine List besiegt worden sein. Der Steuermann der Bunten Kuh fuhr nämlich der Sage nach in der Nacht vor der Schlacht heimlich an das Schiff Störtebekers und goß geschmolzenes Blei in die Angeln der Steuerräder, so daß diese ihre Beweglichkeit verloren.

6. Die Ostmarken, Preußen.

285. GddV. 44, 214 ff. Die Literatur zur Sagenkunde der ostmärkischen Gebiete verzeichnet ausführlich Wehrhan, Die Sage S. 114 ff.

286. Erler, Deutsche Gesch. II, 254 ff. nach Thietmari chronicon VI, 17 f. (Mon. Germ. SS. III, 812). GddV. Heft 4. Fernere Sagen über Rethra s. GddV. 39, 200 f. Vgl. auch Rumohr, Sammlung für Kunst und Historie I, 28 ff. Auf Grund der heute noch lebenden Sagen hat Professor Wossidlo festzustellen vermocht, daß das Rethraheiligtum des Gottes Radegast beim Tollensesee (etwa auf der Grenze zwischen beiden Mecklenburg) gelegen haben muß. Selbst die aus Hörnern (Geweihen) bestehende Grundlage des Heiligtums hat sich scheinbar noch in Überresten nachweisen lassen. Vgl. Wossidlo in „Mecklenburg" 1909.

287. Lanz, Erzählungen a. d. Gesch. d. Mittelalters S. 182.

288. Erler, Deutsche Gesch. II, 586 nach Herbordi Dialogus II, 26 ff. (Bibl. rer. Germ. ed. Phil. Jaffé V, 770); GddV. 55, 106.

289. GddV. 56, 7 ff. Vgl. auch Rumohr, Sammlung für Kunst und Historie I, Hamburg 1816, S. 9 ff. Über versunkene Glocken u. a. s. Ranke, Die deutschen Volkssagen S. 247 ff.; Koch, Vineta in Poesie und Prosa, Stettin 1905.

Jumneta ist das in der späteren Sage so genannte Vineta. Es steht fest, daß die Stadt in Wirklichkeit vorhanden gewesen, wahrscheinlich aber durch den Dänenkönig Niels im Anfang des 12. Jahrhunderts erobert und zerstört worden ist. Ihre Trümmer sind dann durch ein gewaltiges Naturereignis, durch eine große Flut, vom Meere verschlungen, so daß ihr Bild für immer von der Erde weggelöscht und der Sage die eigentliche Unterlage gegeben wurde. Von der winterlichen Sturmflut, in der die Stadt untergegangen ist, berichtet der Geschichtschreiber Saxo Grammaticus, der gegen Ende des 12. Jahrhunderts schrieb. Von neueren Forschern wird als die geschichtliche Stätte des alten Jumneta oder Vineta das Dorf Loddin bei Koserow in Anspruch genommen, einem Platze an der alten Odermündung, an den sich heute noch viele Volksüberlieferungen knüpfen.

290. Bäßler, Sagen . . . S. 248 ff. nach Lucas David, Preuß. Chronik (1576), hrsg. von D. E. Hennig, Königsberg 1812/17, I, 15 ff.; Tettau u. Temme, Volkssagen Ostpreußens S. 4 ff.; L. v. Ranke, Zwölf Bücher preuß. Gesch., 2. Aufl., 5 Bde., Leipzig 1878/79; Baczko, Gesch. Preußens, 6 Bde., Königsberg 1793/1800; Voigt, Gesch. Preußens von der älteren Zeit bis zum Untergang der Herrschaft des deutsch. Ordens, Königsberg 1827/38; Ewald, Die Eroberung Preußens durch die Deutschen, 4 Bde., Halle 1872/86.

291. Tettau und Tomme, Volkssagen Ostpreußens nach Caspar Schütz, Historia S. 4 ff., Simon Grunau, Tractatus II, 5, III, 3 und Lucas David I, 78 f.

292. Ebda. S. 37 f. nach Duisburg, Chronica III, 1 S. 64, Lucas David, Chronica II, 46; Zernecke, Thornische Chronik, Thorn 1711 und 1727; Wernicke, Gesch. Thorns, 2 Bde., Thorn 1842.

293. Ebda. S. 60 f. nach Duisburg, Chronica III, 114, Caspar Schütz, Historia 35 ff. und Lucas David, Chronica IV, 68.

294. Ebda. S. 68 f. nach Duisburg, Chronica III, 116.

295. Ebda. S. 87 f. nach Lucas David, Chronica VI, 87.

296. Ebda. S. 98 f. nach Simon Grunau, Chronica tractat. XIV, 15.

297. Ebda. S. 99 f. nach Leo, Historia Pruss. S. 198. Sagenhafte Berichte über die Größe der Heere in der Tannenberger Schlacht (und in andern mittelalterlichen Kämpfen) weist Weber, Mehr Licht in der Weltgeschichte, S. 230 f. zurück. Die Zahl der Kämpfer bei Tannenberg schwoll in der Überlieferung allmählich sogar auf 5100000 Mann an. In Wirklichkeit waren es höchstens 10000 Mann auf seiten des Ordens und 20000 Mann auf seiten der Gegner. K. Heveker, Die Schlacht bei Tannenberg, Berlin 1900.

298. Grimm 535 nach Caspar Schütz, Beschreibung der Lande Preußen, 1599 u. a.; bei Grimm weitere Quellen.

299. Tettau und Temme, Volkssagen Ostpreußens S. 103 nach Caspar Schütz, Historia S. 103; Voigt, Gesch. von Marienburg, Königsberg 1824.

300. Ebda. S. 104 nach Simon Grunau, Chron. tract. XV, 1 und Leo, Historia Pruss. 205; Gerstenberg, Heinrich v. Plauen, Halle 1873; Stier, Heinrich v. Pl., Chemnitz 1874; Buseke, Heinrich v. Pl., Königsberg 1880.

301. Ebda. S. 126 f. nach Simon Grunau, Chronicon tract. I, 5.

302. Ebda. S. 201 ff. nach Caspar Schütz, Historia 7, 10: Gralath, Gesch. Danzigs, 3 Bde., Königsberg 1789/92; Löschin, Gesch. Danzigs, 2 Bde., Danzig 1822.

7. Österreich, die Schweiz.

303. Die Literatur zur österreichischen Sagenkunde verzeichnet ausführlich Wehrhan, Die Sage S. 149 ff.

304. Graesse, Geschlechts- usw. Sagen S. 112; Schacht, Hornecks Reimchronik S. 258 ff.; vgl. ebda. S. 51 u. 43 ff. über den Scherffenberger aus Kärnten.

305. Grimm 509.

306. Grimm 510. Brett ist die Strafbank; zum Brett treiben heißt: gefügig, willig, gehorsam machen. Margarete Maultasch soll ihren Namen nach der mißgestalteten Unterlippe, ihrem großen Munde oder ihrer Liederlichkeit tragen. In Wirklichkeit war die Sache anders; sie war nicht nur die reiche, sondern auch schöne Erbin von Tirol, eine Tochter Heinrichs von Kärnten, und erhielt ihren Beinamen „von Maultasch" nach ihrem Schlosse Maultasch, das zwischen Meran und Bozen lag. Sie starb 1366. Huber, Gesch. d. Vereinigung Tirols mit Österreich, Innsbruck 1864.

In Tirol und Kärnten erzählen die Einwohner viel von der umgehenden Margareta Maultasch, die vor alten Zeiten Fürstin des Landes gewesen ist und ein so großes Maul gehabt hat, wovon sie benannt wird. Die Klagenfurter gehen nach der Betglocke nicht gern ins Zeughaus, wo ihr Panzer verwahrt wird, oder der Vorwitz wird mit derben Maulschellen bestraft. Am großen Brunnen, wo der aus Erz gegossene Drache steht, sieht man sie zu gewissen Zeiten auf einem dunkelroten Pferde reiten. Unfern des Schlosses Osterwitz steht ein altes Gemäuer; manche Hirten, die dort auf dem Felde ihre Herden weideten, nahten sich unvorsichtig und wurden mit Peitschenhieben empfangen. Man hat deshalb gewisse Zeichen aufgesteckt, über welche hinaus keiner sein Vieh treibt; und selbst das Vieh mag das schöne fette Gras, das an dem Orte wächst, nicht fressen, wenn unwissende Hirten es mit Mühe dahin getrieben haben. Besonders aber erscheint der Geist auf dem alten Schlosse bei Meran, neckt die Gäste und soll einmal mit dem bloßen Schwerte auf ein neuvermähltes Brautpaar in der Hochzeitsnacht eingehauen haben, jedoch ohne jemand zu töten. In ihrem Leben war diese Margareta kriegerisch, stürmte und verheerte Burgen und Städte und vergoß unschuldiges Blut. Grimm 508.

307. Hemmerlins Bericht von etwa 1450 nach Vischer S. 30 f.

308. Das Weiße Buch von Sarnen (Obwalden) von etwa 1470 nach Vischer a. a. O. S. 33 ff. Die geschichtlichen Vorgänge, die zur Befreiung der Waldstätte führten, stellt Meyer von Knonau a. a. O. eingehender dar. Die Berichte der älteren Geschichtschreiber (Justinger von Bern, Johannes von Winterthur, Ruß, Stumpf, Etterlin, Tschudi) über die Gründung der Eidgenossenschaft und damit zusammenhängende Fragen bringt und untersucht auch Häuser, Der Tell . . ., darin auch der Bericht des Mutius aus dem Anfange des 15. Jahrhunderts aus seiner „Geschichte der Teutschen" über die Bedrückung der Leute von Uri durch

den Landvogt und die daraufhin erfolgende Gründung des Bundes S. 106 f. Die Tellsage nach Petermann Etterlin (von dem älteren Eglof Etterlin ist nur eine handschriftliche Geschichte vorhanden) nach Stumpf (1548) und Ägidius Tschudi (1734) findet sich bei Ideler, Die Sage von dem Schusse des Tell S. 9 ff. Über andere, auch ältere Tellsagen vgl. Rover, Deutsche Sagen . . . Wilhelm Tell, S. 67 ff. Vgl. auch Uhland, Schriften VII, 604 ff. Eine Reihe Tellschußsagen (von Saxo Grammaticus, aus dem Englischen usw.) hat ausführlich Ideler, Die Sage von dem Schusse des Tell S. 9 ff. Apfelschuß- und ähnliche Sagen bringen Rochholz, Häußer u. a. Über die Tellskapellen s. Rochholz, Tell und Geßler . . . S. 143 ff., über Tellenlieder ebda. S. 180 ff., über Tellenschauspiele ebda. S. 200 ff., über den Namen Tell ebda. S. 270 ff., über die Geßler ebda. S. 313 ff., über Stauffacher ebda. S. 433 ff., über Zwing-Uri ebda. S. 447 ff., über Melchtals Blendung ebda. S. 456 ff., über Geßlers Hut auf der Stange ebda. S. 463 ff. Das Werden und Wachsen der Schweizer Sagen von der Befreiung verfolgt bes. Meyer von Knonau a. a. O. S. 32 ff. Über die Sage vom Ursprunge der Schweizer von den Schweden s. auch Meyer von Knonau a. a. O. S. 23 f. und Grimm 514. Die Literatur zur Tellsage verzeichnet Wehrhan, Die Sage S. 49 f.; Meszlény, R., Tellprobleme, Berlin 1910; Dändliker, Gesch. d. Schweiz I, 426 ff. Tell und Geßler sind, wie sie in der Sage vorkommen, keine geschichtlichen Persönlichkeiten. Ersterer ist überhaupt eine mythische Gestalt, die schon Jahrhunderte vor der in der Sage behandelten Schweizer Begebenheit ganz ähnlich erscheint, während das Geschlecht der Geßler im Aargau geschichtlich nachweisbar ist; aber ein Geßler hat niemals die Rolle gespielt, die ihm in der Sage übertragen ist, wie sich urkundlich nachweisen läßt. Vgl. Rochholz, Tell und Geßler . . . Vgl. Grimm 515—518; Rover, Deutsche Sagen S. 3 ff. Zum Geßlerhut vgl. Aug. Bernouilli in Anz. f. Schweiz. Gesch. XXIII, 1892, S. 295 f. (der Hut ist eine Erinnerung an den Hut eines Meiers, eines Vertreters der Grundherrschaft, also ein Sinnbild des Rechts). Die Sagen der Waldstätte im Weißen Buche von Sarnen untersucht Aug. Bernouilli ebda. S. 164 ff. („So irrig nun diese Zeitbestimmung ist, so glaubwürdig bleibt immerhin der Hauptinhalt dieser Sagen, sobald wir sie in die richtige Zeit verlegen, nämlich in den Ausgang des Jahres 1246.") Paul Schweizer, Die Freiheit der Schwyzer (Jahrb. f. Schweiz. Gesch. X, Zürich 1885, S. 1—71, wo viele Literaturangaben); Oechsli, Die Anfänge d. schweiz. Eidgenossenschaft, Bern 1891; Joh. v. Müller, v. Glutz-Blozheim, v. Hottinger u. a., Gesch. d. Eidgenossenschaft, 15 Bde., Leipzig u. Zürich 1806/53; Kopp, Gesch. d. eidgenöss. Bünde, 5 Bde., Luzern u. a. 1845/82; W. Vischer, Die Sage von der Befreiung der Waldstätte, Leipzig 1867; Häußer, Die Sage vom Tell, Heidelberg 1840; Hisely, Recherches critiques sur l'histoire de

Guillaume Tell, Lausanne 1843; Huber, Die Waldstätte Uri, Schwyz und Unterwalden bis zur festen Begründung ihrer Eidgenossenschaft; mit einem Anhang: Über die geschichtl. Bedeutung des Wilhelm Tell, Innsbruck 1861; H. v. Liebenau, Die Tellsage zu dem Jahre 1230, Aarau 1864; Vaucher, Les traditions nationales de la Suisse, Genève 1885; Rilliet, Der Ursprung der schweiz. Eidgenossenschaft, deutsch, 2. Aufl., Aarau 1873; Gisler, Die Tellfrage, Bern 1895; Bernouilli, Die Sagen von Tell und Stauffacher, Basel 1899; Heinemann, Tell-Bibliographie, Bern 1907; Rochholz, Die Aargauer Geßler in Urkunden von 1250 bis 1513, Heilbronn 1877.

In dem Weißen Buch hat man noch nicht vergessen, daß man es mit zwei Herrschaften zu tun gehabt hatte; aber die verschiedenen Kämpfe gegen diese Herrschaft, die in allerlei Berichten noch auseinander gehalten wurden, sind schon zu einer einzigen Erhebung zusammengeflossen, wobei die Schlacht am Morgarten nicht einmal Erwähnung findet. Die Befreiung von den Vögten und die vorangegangenen Untaten sind dagegen ausführlich erzählt. Auch ist gleich von Anfang an durch Vertreter aller drei Länder der Bund gestiftet worden. In diesem Berichte wird der Tat des Tell zum ersten Male gedacht. Überhaupt ist die Erörterung der alten Rechtsverhältnisse gegenüber den Ausschmückungen vollständig in den Hintergrund getreten.

Die Tat des Tell wurde in den folgenden Jahrzehnten immer weiter ausgeschmückt. Ein Lied vom Ursprung der Eidgenossenschaft aus der Zeit um etwa 1545 erzählt, daß Geßler zu dem grausamen Versuch aus mehreren Kindern Tells dasjenige ausgewählt habe, das dem Vater am liebsten gewesen sei.

Das etwa 1512 abgefaßte Urner Spiel von Wilhelm Tell gibt uns zum ersten Male bestimmte Zeitverhältnisse an, in denen die Vorgänge geschehen sein sollen. Die Erhebung der Länder wird ins Jahr 1243 gesetzt, die Befreiung selbst ins Jahr 1296.

Der Geschichtschreiber Tschudi fügt in seiner 1570 geschriebenen Chronik hinzu, der Vogt habe dem Tell verkündet, wenn er nicht schieße, so werde er samt seinem Kinde sterben müssen; letzterem gibt er ein Alter von sechs Jahren.

Daß Tell in Bürglen gewohnt habe, weiß Tschudi noch nicht, das teilt uns ein anderer Schriftsteller, Guillemann, erst im Jahre 1598 mit. Der Vertreter Unterwaldens im Bunde wird von Tschudi zuerst Arnold von Melchtal, sein Vater Heinrich von Melchtal genannt.

309. Kleißner, Otto, Die Schlacht bei Sempach nach einer Handschrift (Bd. 95) der Züricher Stadtbibliothek; Theuner, Die Schlacht bei Sempach S. 292 ff. Bis in die letzten Jahrzehnte hinein hat man besonders in der Schweiz nach der Möglichkeit gesucht, die Winkelriedstat

zu retten und die Zeit noch nicht für gekommen erachtet, „um das Bild Winkelrieds von der Wand zu hängen". A. Bernouilli, Könighofens Bericht über die Schlacht bei Sempach (Jahrb. f. Schweiz. Gesch. V, Zürich 1880, S. 1 ff.; H. v. Liebenau, Arnold v. Winkelried, seine Zeit und seine Tat, Aarau 1862; Rauchenstein, Winkelrieds Tat bei Sempach ist keine Fabel, Aarau 1861; Daguet, La question de W., Neuchâtel 1883; Th. v. Liebenau, Die Schlacht bei Sempach, Luzern 1886; Oechsli, Zur Sempacher Feier, Zürich 1886; Bernouilli, Winkelrieds Tat, Basel 1886; Hartmann, Die Schlacht bei Sempach, Frauenfeld 1886; Bürkli, Der wahre W., Zürich 1886; E. Secretan, Sempach et W., Lausanne 1886; A. Schweitzer, Eine Studie zur Schlacht bei Sempach, Zürich 1902; R. v. Liliencron, Die hist. Volksl. d. Deutschen im 13.—16. Jahrh. I, 109 ff.; Dändliker, Gesch. d. Schweiz I, S. 565—591.

310. Zimmerische Chronik I, 352 ff.; Grimm 513.

III. Rittersagen.

311. GddV. 84, 239; Gervinus, Gesch. d. deutsch. Dichtung II, 156 ff. Vgl. auch sonst die Literaturgesch., z. B. Koberstein I, 250; Kurz I, 146 ff.; Bartels I, 59 f.; Goedeke I, 254. Uhland, Schriften V, 8, 91 und seinen Hinweis auf Wagenseils Buch von der Meistersinger holdseliger Kunst S. 504, 550; Hertslet S. 193 f.; Ettmüller, Heinrichs v. Meißen Leiche, Sprüche und Lieder, Quedlinburg 1843; Koberstein, Gesch. d. deutsch. Nationallit. I, 171 ff. In ritterlichen Sagen ist vielfach von Treue und Untreue, Recht und Unrecht, Adel und Gemeinheit, Tugend und Untugend die Rede. Vgl. Freidanks Bescheidenheit, Ausg. in Hildebrand, Didaktik . . . S. 284 ff. Rittergeschichten, Aventiuren, verhalten sich zur Schrift wie ein schönes Holzbild zu einem wirklichen Menschen — da sie mit Lügen eingekleidet sind, die die Krone ihrer Zier bilden. Aber sie sind darum nicht zu schelten; vgl. ebda. S. 131. Das Leben mancher Ritter und Dichter war so wechselvoll und abenteuerlich, daß es selbst fast wie eine Sage anmutet; es seien nur die beiden Namen Ulrich von Liechtenstein und Oswald von Wolkenstein genannt.

312. Uhland, Schriften V, 107 ff. Walter von der Vogelweide ist schon von Uhland eingehend gewürdigt worden in seinen Schriften V, 1—109. Uhland nennt seine Arbeit bezeichnenderweise ein „Zeitgemälde". Siehe Uhlands Leben S. 455. Über Walter v. d. V. vgl. ferner die Literaturgesch., z. B. Gervinus I, 516 ff.; Koberstein I, 238 ff.; Bartels 53 f., 107 ff.; Goedeke I, 143, 465; Kurz I, 48 ff.; Menzel, Leben Walters v. d. V., Leipzig 1865; Wilmanns, Leben und Dichten Walters v. d. V., ²Halle 1916; Burdach, Reimar der Alte und Walter v. d. V., Leipzig 1880; Schönbach, Walter v. d. V., 2. Aufl., Berlin 1895.

313. Grimm 561; Gervinus, Gesch. d. deutsch. Dichtung II, 149 ff.; Kurz I, 158 ff.; Golther, Gesch. d. deutsch. Lit. 401 ff.; Koberstein, Gesch. d. deutsch. Nationallit. I, 134, 254 f., wo noch weitere Quellenangaben; Goedeke, Grundriß I, 214; Bartels a. a. O. I, 59; Uhland, Schriften V, 31 ff. In der Sage vom Sängerkrieg auf der Wartburg schieben sich volkstümlicher und geistlicher Sagenstoff in- und durcheinander. Geschichtliche Sagen über die Wartburg enthält u. a. Mathias Warnatz, Die Wartburg und Eisenach in Sage und Geschichte; doch sind sie leider ohne Quellenangaben.

Grimm 561. Vgl. die Literaturgesch. Koberstein, Über das wahrscheinliche Alter und die Bedeutung des Gedichtes vom Wartburgkrieg, Naumburg 1823; R. Schneider, Der zweite Teil des Wartburgkrieges und dessen Verhältnis zum Lohengrin, Leipzig 1875; Strack, Zur Gesch. d. Gedichtes vom Wartburgkrieg, Berlin 1883; Wilmanns, Das Fürstenlob des Wartburgkrieges (Zeitschr. f. deutsch. Alt. XXVIII, 1884); Oldenburg, Zum Wartburgkrieg, Dissert. von Rostock 1892; Simrock, Der Wartburgkrieg, Stuttgart 1858.

Nach der Sage hat an dem Hofe Hermanns von Thüringen ein Streit über den besten Fürsten stattgefunden, d. h. ein Singstreit, in denen die Dichter ihre Gönner vor allen anderen Herren priesen. Solche Singkämpfe sind auch sonst nachzuweisen. Der Inhalt des Sängerkrieges ist also ein Fürstenlob. Der Minnesänger Heinrich von Ofterdingen, der auch sonst bekannt ist, preist seinen Herrn von Österreich und fordert die anderen Sänger auf, ihm drei Fürsten zu nennen, die seinem Herrn an Tugend gleichkämen. Wenn sie das könnten, dann wollte er sich wie einen Dieb gefangen nehmen lassen und dem Henker verfallen sein. Walter nahm den Streit auf und pries den Landgrafen von Thüringen mit dem Adler. Heinrich von Ofterdingen forderte als Richter nun Reimar und Wolfram heraus. Der Streit wurde erregter, gereizter und dramatisch gespannt. Die persönlich werdenden Gegner schleuderten sich Beleidigungen entgegen. Sogar der Eisenacher Scharfrichter Stempfel wurde herbeigeholt und mußte mit dem Schwerte über den Kämpfern stehen. Der Minnesänger Biterolf nannte den Grafen von Henneberg als dritten Fürsten, der es mit dem Österreicher aufnehmen könnte. Da sich auch Reimar und Wolfram am leidenschaftlichen Kampfe beteiligten, verhöhnte Ofterdingen letzteren. Jetzt nahm Walter noch einmal das Wort und fragte seinen Gegner, welcher Fürst denn vor allen anderen der Sonne gliche. Ofterdingen antwortete: der Österreicher allein, aber Walter erwiderte: Der Tag hat mehr Preis als die Sonne, das gestehen Pfaffen und weise Laien, die in der Bibel und in Gedichten bewandert sind; der Thüringer aber ist der Tag! Der spitzfindigen Erklärung Walters konnte Ofterdingen nichts entgegensetzen, er mußte sich

für unterlegen erklären, bat aber um Aufschub des Todesurteils, um den Meister Klingsor aus Ungarn zur Hilfe herbeizuholen, weil diesem auch die Tugenden des Österreichers bekannt seien. Als die anderen Meister trotzdem seinen Tod verlangten, legte die Landgräfin ein gutes Wort für den Bedrängten ein und sagte: „Laßt ihn fahren, wohin er will, inzwischen fließt viel Wasser bei Mainz den Rhein hinab!"

Der eigentliche Sängerkrieg war damit beendet. Er soll im Jahre 1206 stattgefunden haben, und über ihn ist später, besonders im 14. und 15. Jahrhundert, viel berichtet worden. Das Gedicht ist um die Mitte des 13. Jahrhunderts entstanden.

Die Handlung ist nach Eisenach verlegt, in die Regierung des Landgrafen Hermann, ins Jahr 1206/7. Daß einmal ein Sängerstreit, d. h. ein Streit um den Vorzug des einen Fürsten vor dem anderen, stattgefunden hat, läßt sich nicht bezweifeln, undenkbar ist aber, daß man auf die Niederlage in einer solchen Frage einen so schimpflichen Tod als Strafe gesetzt hätte. Es läßt sich nicht entscheiden, ob Klingsor ein wirklicher Dichter, einer der ersten gelehrten Meister jener Zeit war, oder ob er eine reine Person der Sage ist, die sich vielleicht aus der Dichtung abgelöst hat, wie wenn man den Mephistopheles aus dem Faust als wirkliche Persönlichkeit herausnehmen wollte.

314. Grimm 171; Zander, Die Tannhäusersage S. 9 ff.; Schmidt, Charakteristiken S. 27 ff.; Rudolf in Herrigs Archiv LXVIII, 43 ff. Über den Venusberg und die Natur der Göttin Venus vgl. auch Horkel S. 5 ff.; Kornmann, Mons veneris S. 126 ff., 574 ff.: „Von dem Horselberg bey Isenach . . ." Die Lieder vom Tannhäuser zählt auf und druckt zum Teil ab Graesse, Die Sage vom Ritter T. S. 23 ff., 37 ff.; das Volkslied vom T. auch bei Kornmann, Mons veneris S. 126 ff. Über die Volkslieder vom T. s. auch Horkel S. 7 ff. Drucke vom „Tannhäuser" verzeichnet in reicher Zahl Uhland, Schriften IV, 258 ff. Über den „getreuen Eckart" s. Graesse, Die Sage vom Ritter T. S. 6 u. 27 f. Der getreue Eckart, ein alter Mann, trägt einen weißen Stab in der Hand, den er hin und her bewegt und mit dem er alle ihm Begegnenden fortwinkt und ihnen gebietet, nach Hause zu gehen oder wenigstens beiseite zu treten, damit sie keinen Schaden nehmen, wenn sich das Unheil naht. Über die Entwicklung des T. in der neuzeitlichen Dichtung s. bes. Erich Schmidt in seinen Charakteristiken S. 37 ff. Anklänge an die Tannhäusersage in andern Ländern sowie den Namen T. behandelt Rudolf in Herrigs Archiv LXVIII, 47 ff.; auch Uhland, Schriften IV, 259 ff. verzeichnet außerdeutsche Sagen ähnlichen Inhalts wie der T., teilt sie kurz mit und stellt Untersuchungen über die Person T. an. Dazu vgl. bes. auch das Schriftchen von Junk. T. Leben; s. Oehlke, Zu T. Leben und Dichten, Königsberg 1890 S. 5 ff.; Horkel S. 19 ff. Vgl. auch die Literatur-

geschichten, z. B. Kurz I, 86 ff.; Golther S. 384 ff.; Goedeke I, 166, 459; Bartels S. 54 f.; Koberstein I, 245. Die Literatur über den T. verzeichnet bis zum Jahre 1889 Oehlke S. 2 ff. Die Totenseelen im Berge s. Ranke, Die deutschen Volkssagen IV, 95 ff.; Siebert, T., Inhalt und Form seiner Gedichte, Berlin 1894; Elster, T. in Gesch., Sage und Dichtung, Lissa 1908.

Nach Graesses Annahme (a. a. O. S. 7 f.) zog Tannhäuser zum Sängerstreit auf die Wartburg, eingeladen durch den Landgrafen Hermann von Thüringen, kam aber auf dem Wege dahin vor der Höhle der Frau Venus am Hörselberge vorbei, wo er dann von dieser betört wurde, einzutreten.

Der Tannhäuser ist eine geschichtliche Person. Wahrscheinlich gehörte er den in Bayern und Salzburg ansässigen Herren von Tanhusen zu. Er war ein Minnesänger, der zwischen 1228 und 1265 dichtete und ein lockeres Leben führte, wie wir aus seinen Gedichten feststellen können. Wie alle Minnesänger, so hatte er seinen Gönner, nämlich Friedrich den Streitbaren von Österreich. Außerdem konnte er Otto II. von Bayern, der seit 1246 Statthalter Österreichs war, seinen Beschützer nennen; auch feierte er dessen Schwiegersohn, König Konrad IV. (gest. 1254), der also wohl seinen Förderern zuzurechnen ist.

Im Jahre 1228 machte der Tannhäuser einen Kreuzzug mit, von dem er besonders die Beschwerden und Widerwärtigkeiten der Seefahrt beklagt. Anfangs lebte er in guten Verhältnissen in Wien, wie ein Rittersmann wohl leben kann, war hier auch mit Haus und Hof belehnt; doch dauerte sein Wohlstand nicht lange. Als sein Gönner, Friedrich der Streitbare, gestorben war, „kam er in bedrängte Umstände, die er also bejammerte: sein Säumer trage zu leicht und sein Reitpferd zu schwer, seine Knappen seien ungeritten, sein Haus habe kein Dach, seine Stube keine Tür, sein Keller sei eingefallen, seine Küche verbrannt, seine Scheune sei dem Einsturz nahe, sein Heu verstoben; ihm sei weder gebraten, noch gebacken, noch gebraut; sein Kleid sei fadenscheinig und niemand brauche ihn um seine Vorräte zu beneiden". Er war ein Lebemann gewesen, der durch Frauen, Wein und lockeres Wesen um Geld und Gut und auf die abschüssige Bahn gekommen war, wurde ein fahrender Sänger und ist verschollen und verkommen, gestorben und verdorben.

Die Venus dieser Sage ist nicht die Göttin Venus des Altertums, sondern eine aus der altdeutschen Götterlehre herübergenommene Persönlichkeit, die die irdische Lust im höchsten Grade versinnbildlicht. Wie alle germanischen Göttergestalten, die bis in die christliche Zeit hineinragen, ist auch sie heidnisch und teuflisch geworden. Sie ist „eine gefährliche und gefürchtete Gestalt einer schönen Teufelin von höchstem Liebesreiz, in deren Reich zu gelangen zwar höchst verlockend aber auch höchst gefährlich ist: in tollster sinnlichster Lust geht es da zu".

Es lag nicht fern, den Dichter Tannhäuser, der ein leichtes und lockeres Leben geführt hatte und dessen Dichtungen ebenso locker und leicht und von irdischer Lust erfüllt waren, in Verbindung mit diesem Sinnbild der irdischen Lust im Berge zu bringen.

Schon im 14. Jahrhundert war im Volke die Sage vom Venusberg und der Möglichkeit, dahin zu gelangen, lebendig. In einem mittelniederländischen Roman „Margarete von Limburg", entstanden etwa 1537, wird der Held dieses Romans, Heinrich von Limburg, ebenfalls in den Venusberg geführt.

Die Tannhäusersage ist die Darstellung des inneren Streites des germanischen Heidentums mit der christlichen Lehre. Letztere konnte in Deutschland keinen so leichten und schnellen Eingang finden; denn der Deutsche hielt in seiner derben, schlichten und dabei treuen Art an der alten Überlieferung fest, und es wurde ihm schwer, all dem zu entsagen, was sonst als Treue und Anhänglichkeit gepriesen, von den Verkündern des neuen Glaubens aber als Sünde und Verbrechen dargestellt und verfolgt wurde, ähnlich wie es Chlodwig jenem Franken bei der Taufe gesagt hatte: „Verbrenne, was du angebetet, und bete an, was du verbrannt hast!" Bekannt ist ja auch jene Sage von Radbod, dem wilden Friesenhäuptling, der seinen Fuß schon in das Taufwasser hineingesetzt hatte, vorher aber noch fragte, wo denn seine Vorfahren seien. Als der Bischof ihm sagte, sie brieten alle in der Hölle, da zog Radbod seinen Fuß aus dem Taufwasser zurück und erklärte, er wolle lieber bei seinen Vorfahren in der Hölle braten, als mit dem gemeinen Volke selig werden.

Die Nutzanwendung des Tannhäusers für das Volk lag in den letzten Zeilen eines alten Liedes:

Drum sol kein papst, kein kardinal
kein sünder nie verdammen;
der sünder mag sein so groß er wil,
kan gottes gnad erlangen.

Und noch allgemeiner und kräftiger klingt diese Lehre in einer neueren Fassung (15. Jahrhundert):

Das soll nimmer kein Priester thun,
Dem Menschen Mißtrost geben;
Wil er dann Buß' und Reu' empfan,
Sein Sündt seyndt ihm vergeben.

Vgl. Thuemmel, Mittelalt. Volkssagen nach Graesse, Die Sage vom Tannhäuser und Ewigen Juden, 2. Aufl., Leipzig 1861.

315. Grimm 542; vgl. auch die übrigen Sagen bei Grimm 539—541 und 543—546. Bericht des freien deutschen Hochstifts, Frankfurt, XII, 1896, S. 97 f.; Hocker, Stammsagen S. 39 ff. nach Joh. Schneider in den Jahrb. d. Vereins von Altertumsfreunden im Rheinland XXII, 13 und

nach Vincentius Bellovacensis, Spec. Nat. II, 127 u. a. Vgl. auch die Literaturgesch., z. B. Golther S. 220, 246 ff.; Gervinus II, 170 ff.; Koberstein S. 184 f.; Goedeke I, 215; Kurz I, 471 ff. Über den Schwanritter Konrads von Würzburg s. ebenfalls die Literaturgesch., z. B. Gervinus II, 57 ff.; Koberstein I, 185; Goedeke I, 218. Über das Verhältnis der Lohengrinsage zur Dichtung des Mittelalters vgl. Heinrichs, Die Lohengrindichtung S. 161 ff. Siehe auch das Volksbuch vom Schwanritter, Ausg. von Marbach, Heft 36. Die wichtigsten Schwanensagen sind männlich, d. h. der Verwandelte ist männlichen Geschlechts (Lohengrin, Brabon, der Schwanenritter), die meisten aber weiblich, s. v. d. Hagen in den Abhandl. d. Berl. Akad. 1846 S. 521 ff., wo ein sehr reicher Stoff an Verwandlungen in Schwanen- und andere Vogelgestalten nachgewiesen wird. Schmied Wieland und die Schwanensage, s. ebenfalls bei v. d. Hagen a. a. O., wo die Schwanrittersage auch mythologisch gedeutet wird. Wann die Schwanrittersage mit dem Hause Kleve verknüpft wurde, untersucht u. a. Krüger, a. a. O. S. 94 f. Über die Stellung des Herzogs Gottfried von Bouillon in der Schwanrittersage s. Heinrichs, Die Lohengrindichtung S. 162 ff. Zur Stammsage Gottfrieds von Bouillon s. auch v. d. Hagen, Die Schwanensage S. 557, wo eine reiche Literatur angegeben ist. Die Verbindung der Gral- und Lohengrinsage behandelt Heinrichs, Die Lohengrindichtung S. 172 ff.; vgl. dazu auch Uhland, Schriften II, 112 ff.

Vielen Stoff zur Lohengrinsage hat Cassel zusammengetragen in „Der Schwan in Sage und Leben", 3. Ausg., Berlin 1872. Über die brabantische Schwanrittersage berichtet ausführlich Blöte a. a. O. Nach ihm kann sich die Annahme der Schwanritterherkunft der brabantischen Herzöge erst in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts gebildet haben, nämlich erst nach 1179, als Heinrich I. Mathilde von Boulogne heiratete. Die Kinder dieser Ehe hießen mit Recht Nachkommen des Schwanritters infolge der Abstammung ihrer Mutter, deren Stammhaus sich auf einen Schwanritter zurückführte. Zum Verhältnis der verschiedenen Lohengrinsagen und zu ihrer Entwicklung vgl. Nover, Die Lohengrinsage S. 7 ff. Geheimnisvolle Tiere s. Ranke, Deutsche Volkssagen S. 203 ff. Zu den geschichtlichen Anknüpfungen vgl. Sybel, Gesch. d. ersten Kreuzzuges, 2. Aufl., Leipzig 1881. Literatur zum Schwanritter s. Wehrhan, Die Sage S. 50.

Die älteste Nachricht von dem Schwanritter erscheint uns in einer Mitteilung aus dem 12. oder 13. Jahrhundert. Danach war im Bistum Köln ein weitberühmter, herrlicher Palast über den Rhein hinausgebaut, Juvamen benannt. Als in diesem vorzeiten viele große Fürsten und Herren beisammen waren, fuhr unversehens ein Schifflein daher, von einem Schwan mit einer silbernen Kette am Halse gezogen. Aus diesem

Schifflein stieg ein neuer, männiglich unbekannter Kriegsmann ans Land, worauf der Schwan wieder wegschwamm. Der Ritter nahm sich eine Frau. Als er einst in seinem Schlosse den Schwan samt dem Schifflein den Rhein wieder herunterkommen sah, sprang er plötzlich hinein, und man sah ihn nimmer wieder. Seine Nachkommen aber sind noch vorhanden, und im Schlosse zu Kleve ist noch ein Schwanenturm zum Gedächtnis dieser Begebenheit.

Der Schwanenturm wird in Wirklichkeit so genannt, weil sich auf seiner Spitze ein weithin leuchtender Schwan als Wahrzeichen dreht. Der Turm ist erst im Jahre 1431 von Herzog Adolf I. erbaut, das alte Grafen- und Herzogschloß aber soll schon älter sein; sein Ursprung wird auf Julius Cäsar zurückgeführt, der es 698 Jahre nach der Gründung Roms angelegt haben soll.

Nach der klevischen Geschichtssage hat der fränkische König Sigibert III., der die Herrschaft Kleves nach der Vertreibung der Römer erhielt, das Besitztum Kleve an einen seiner Hofleute, Theodor Ursinus, als Lehen gegeben. Von der Familie der Ursiner blieb zuletzt Dietrich, Vogt zu Kleve und Nymwegen, übrig, der ohne männliche Nachkommen war und nur eine einzige Tochter, Beatrice, hatte, die die Gattin des Schwanenritters Helias (oder Elias Grail) wurde. Seiner geleisteten Dienste wegen wurde dieser Helias im Jahre 720 von König Theoderich IV. zum ersten Grafen von Kleve erhoben. Er soll dann mit Karl Martell gegen die Sarazenen gekämpft und im Jahre 734 zu Narbonne seinen Tod gefunden haben. Nach ihrem Tode erschien der Sage nach Beatrice in schneeweißem Gewande und mit einem Schlüsselbunde an der Seite viele Jahrhunderte hindurch den Bewohnern des Schlosses als Verkündigerin wichtiger Ereignisse.

Die Schwanrittersage ist ursprünglich nicht mit dem Hause Kleve verbunden gewesen. Das ist wahrscheinlich erst um das Jahr 1163 geschehen, als die beiden Häuser Kleve und Brabant durch eine Heirat in Verbindung traten. Dietrich IV. von Kleve führte damals die Tochter von Gottfried Barbartus zu Lothringen und Brabant als Gemahlin heim. Es ist natürlich, daß der vielgerühmte und besungene Schwanenritter, der schon lange als der Ahnherr des brabantischen Fürstenhauses galt, mit der Zeit auch seitens des klevischen Hauses als Ahnherr ausgegeben wurde. Durch eine weitere Ehe zwischen beiden Häusern wurde diese Auffassung nur noch befestigt (Dietrich IV. von Kleve heiratete 1244 Isabella, die Tochter des Herzogs Heinrich von Brabant). Im Laufe der Zeit nahm die klevische Sage, wie das auch wieder ganz natürlich ist, eine von der brabantischen Sage verschiedene Gestalt an.

Die Anfänge der Lohengrinsage führen uns in graues Altertum zurück. Schon im 5. Jahrhundert unserer Zeitrechnung erzählt uns eine

Sage der Angeln von der Küste Schleswig-Holsteins: In einem steuerlosen Schiff landete einst auf einer Garbe schlafend ein nacktes Knäblein, das von den Küstenbewohnern wie ein Wunder aufgenommen und sorgfältig erzogen wurde. Man gab ihm nach dem Getreidebündel (anglisch Skeaf), auf dem es ruhte, den Namen Skeaf, und es wuchs zu hohen Ehren heran. Später zeichnete sich Skeaf durch solche Tapferkeit und Klugheit aus, daß er zum König der Angeln erkoren wurde. Als er nach einer ruhmvollen Regierung aus dem Leben schied, wurde, seinen letzten Worten gemäß, sein Leichnam unter allgemeiner Trauer von seinen Mannen ans Meeresgestade getragen, wo seiner schon ein Schiff harrte. Der Held wurde mit Waffen und Kleinodien ins Schiff gebettet und trieb auf den Wogen hinaus in eine weite unbekannte Ferne; niemand wußte, wohin er gekommen war und wohin er entschwand. Von ihm entstammte ein edles Königsgeschlecht. Allgemein war der Glaube verbreitet, es sei der Herrscher des Himmels selbst gewesen, der in Menschengestalt zu seinem Volke herabgestiegen sei, um ihm Segen und Glück, Kultur und gesicherten Schutz zu gewähren.

In der mittelalterlichen Dichtung wird der Schwanritter mit der Grals- und Artussage in Verbindung gebracht. Diese Verknüpfung hat auch am Niederrhein ihren Widerhall gefunden, dabei aber den alten, aus der Volksdichtung übernommenen Namen des Schwanritters nicht verdrängen können. In einer aus dem Ende des 15. Jahrhunderts stammenden holländischen Chronik heißt es, der Schwanritter sei aus dem Grale gekommen, wie früher das Paradies auf Erden geheißen habe, aber in Wirklichkeit sei es nicht das Paradies, sondern ein sündiger Ort, wohin man nur durch große Abenteuer kommen und durch viel Glück wieder heraus könne. Eine aus derselben Zeit stammende sächsische Chronik sagt noch deutlicher, daß der Jüngling Helias aus dem Berge gekommen sei, wo Venus in dem Grale wohne; der Gral sei eine Art Spielfest, auf dem es lustig und liederlich herzugehen pflege. Hier ist der Schwanritter also ganz deutlich in Verbindung mit dem Tannhäuser gebracht.

In einer späteren Zeit, als die gelehrte Welt alles auf das klassische Altertum zurückführte, mußte sich auch der Schwanritter gefallen lassen, daß man ihn von den Griechen oder Römern abstammen ließ. In einem 1609 erschienenen Werke wird erklärt, Helias habe einer erlauchten römischen Familie angehört und statt Helias Grail ursprünglich Aelius Gracilis geheißen, von dem Tacitus in seinen Annalen berichte, daß er Statthalter im belgischen Gallien gewesen sei. Er sei dann mit einem Schiffe, das einen Schwan in der Flagge gehabt habe und deswegen der Schwan genannt wurde, in diese Gegend gekommen.

316. Grimm 505 u. 506. Deutsche und andere Liederdrucke vom

Brennberger oder Bremberger verzeichnet Uhland, Schriften IV, 66 ff. Über die Verbreitung der Brembergersagen s. Kopp, Bremberger Gedichte S. 3 ff., dort auch weitere Literatur über die Wanderung des Sagenstoffes. Zum Stoffe (das der Geliebten vorgesetzte Herz des Liebhabers) s. v. d. Hagen, Gesamtabenteuer, I, 225 und Einleitung S. CXVI ff., wo zahlreiche Nachweise gegeben sind; ferner Koberstein I, 204; H. Lambel, Erzählungen und Schwänke, Leipzig 1871. Vgl. ferner die Literaturgesch., z. B. Goedeke I, 154, 311, 465; Koberstein I, 241, wo weitere Literatur mitgeteilt ist; Bartels I, 55; Gervinus I, 515. Die in der Sage genannte Königin von Frankreich ist wahrscheinlich die Königin Eleonore von Poitou, die von den älteren Minnesängern als Schönheitsideal angesehen wurde. G. Paris, Le roman du châtelain de Coucy (Romania VIII), Paris 1872 (behandelt den gleichen Grundgedanken); Liese, Der Minnesänger Reinmar v. Brennenberg, Posen 1897; Simrock, Die deutsch. Volkslieder S. 147, Anm. S. 595.

317. Grimm 528; Schönhuth, Burgen Badens und der Pfalz I, 89 ff.; Kornmann, Mons veneris S. 169 ff.: „Von der Braut deß Freyherrns Peters von Stauffenberg." Volksbücher, hrsg. v. Marbach, Heft 52 S. 51—62: „Peter Diemringern von Staufenberg in der Ortenau." Über die Staufenbergsage und bes. über die darin vorkommende Meerfee handelt v. d. Hagen in den Abhandl. d. Berl. Akad. 1846 S. 546 ff. Vgl. auch die Literaturgesch., z. B. Kurz I, 663 ff.; Gervinus II, 264; Goedeke I, 259; Koberstein I, 341. Das mitteldeutsche Gedicht gibt u. a. Schröder, Rittermären S. 59 ff. Zur Sage von der Fee (Meerfrau) vgl. auch das Volksbuch von der schönen Melusine, ferner die Ausführungen von Görres, Die teutschen Volksbücher S. 234 ff. Die geschichtlichen, persönlichen und örtlichen Angaben und Verhältnisse der Sage untersucht genauer Schröder, Rittermären, in der Einleitung XL ff. Über Meerfrauen s. auch v. d. Leyen, Sagenbuch II, 237. Vgl. Wunderhorn, Ausg. v. Birlinger u. Crecelius I, Wiesbaden 1874, S. 468 ff.

318. Kurz, Gesch. d. deutsch. Lit. I, 381 ff. Vgl. ferner die übrigen Literaturgesch., z. B. Gervinus I, 613 ff.; Koberstein I, 176 f. Bechstein, Tristan und Isolde in deutschen Dichtungen der Neuzeit, Leipzig 1876; Golther, Die Sage von Tristan und Isolde, München 1887; Golther, Tristan und Isolde in Dichtungen des Mittelalters, Leipzig 1907 (darin weitere Literatur).

319. Nach Konrad von Würzburg, Der Welt Lohn S. 1 ff. (Ausg. von Roth). Über der Welt Lohn s. auch die Literaturgesch., z. B. Koberstein I, 179 f., 204; dort weitere Literaturangaben; Bartels I, 50 f.; Kurz I, 402 ff.; Goedeke I, 300 u. a. Vgl. auch die Veröffentlichung im „Wigalois", hrsg. v. G. F. Benecke S. LV—LXIV. Die Geschichte bringt auch v. d. Hagen, Gesamtabenteuer III, 395 ff.; dort in der Einleitung Mit-

teilungen zur Geschichte und Entwicklung dieser Erzählung. Über die Entwicklung der im Mittelalter so beliebten Vorstellung von der Gestalt der Frau Welt s. bes. Wackernagel a. a. O. An der Tür der Münsterkirchen in Basel und Worms findet sich diese Gestalt in Stein dargestellt. Wackernagel vermutet, daß anstatt Wirnts von Gravenberg ursprünglich Walter von der Vogelweide mit der Frau Welt in Verbindung gebracht worden ist. Bechstein, Altdeutsche Sagen S. 149 f. nach Elsäss. Predigten, hrsg. v. Birlinger in Alemannia II, 198.

320. Nach der Wiener Handschrift von Pfeiffer in Haupts Zeitschr. f. deutsch. Altertum II, 92 ff. Vgl. auch die Literaturgesch., z. B. Goedeke I, 78 f.; Kurz I, 278 ff.; J. D. Zingerle, Die Oswaldlegende und ihre Beziehungen zur deutschen Mythologie, Stuttgart und München 1856. Baesecke, Germanistische Abhandlungen 28 (Breslau 1907). Die verschiedenen Überlieferungen und Handschriften der Oswaldsage unterzieht Berger a. a. O. einer eingehenden Untersuchung, wobei er auch den Zusammenhang mit der älteren englischen Überlieferung und die Verbreitung bis in die neueste Zeit hinein verfolgt. Die Sage von Oswald ist von England zu uns gekommen und hat sich ursprünglich an die Vermählung Oswalds mit einer heidnischen Königstochter geknüpft. In Deutschland erhielt sie unter den Händen der Spielleute um die Mitte des 12. Jahrhunderts ihre jetzige Gestalt. Sie war jahrhundertelang sehr beliebt und verbreitet, wurde aber im Volke allmählich durch jüngere und andere Überlieferungen verdrängt. Der hl. Oswald wurde von den fabulierenden Spielmännern bei uns zu einem deutschen Könige gemacht. Zum Raben in der Sage vgl. auch Ranke, Die deutsch. Volkssagen S. 211 f.

321. Uhland, Schriften I, 482 ff. Über Friedrich von Schwaben s. auch die Literaturgesch., z. B. Gervinus II, 264 f.; Koberstein I, 323, wo weitere Literaturangaben stehen, Goedeke I, 258. Die Sage vom Herzog Friedrich von Schwaben enthält eine Reihe von Zügen, die sich auch sonst in Sagen oder in Märchen finden, worauf schon Uhland hinweist; es sind Ähnlichkeiten außer mit bekannten Märchen mit der Sage von Wieland dem Schmied, den Nibelungen, mit Tausend und eine Nacht u. a. vorhanden. Das Ganze ist ein merkwürdiges Beispiel für eine märchenhaft umsponnene Sage, die in einer Zeit spielt, als die Hohenstaufen noch Herzöge von Schwaben waren und sich des Glanzes einer Kaiserkrone noch nicht rühmen konnten. Aber gerade deswegen wurde die Sage vielleicht so prunkhaft ausgestaltet; sie sollte auf die Angehörigen eines in späterer Zeit so berühmt gewordenen Herrschergeschlechtes den „Morgenglanz des Wunderbaren“ werfen. Die Namen sind durcheinander geworfen und zum Teil erfunden. Über in Tiere verwandelte Jungfrauen s. v. d. Leyen, Sagenbuch II, 182 ff. Vgl. auch die Anm. zu Lohengrin.

322. Grimm 529; Zimmerische Chronik I, 300 ff.; Bartsch, Herzog Ernst S. CX ff.; Vogt in Paul und Braunes Beiträgen XII, 431 ff.; Stälin, Wirtemberg. Gesch. II, 575 f. Vgl. die Literaturgesch., z. B. Golther S. 354 ff.; Gervinus I, 514 f.; Koberstein I, 237, 350 f.; Bartels I, 52 f. Goedeke I, 51, 310; Kurz I, 40 ff.; Vogt-Koch ³I, 279. Vgl. auch die mythologische Untersuchung „Die Fahrt in den Osten" in Schambach-Müller, Niedersächs. Sagen S. 380 ff., wo der Held der Sage auf Wodan zurückgeführt wird. Liederdrucke vom edlen Möringer finden sich bei Uhland IV, 286 ff. angegeben, wo auch eine Untersuchung über die Persönlichkeit Möringers steht. Die „Historie von dem Ritter Beringer", Straßburg 1495, neu hrsg. von Schorbach, hat mit unserer Sage nichts gemeinsam als den Namen, bzw. die Namensannäherung und, soviel ich sehe, das Bild auf der Umschlagseite, das den in den Kreuzzug fahrenden Ritter darstellt und das auch in gleicher Weise auf den Sagendrucken wiederkehrt oder vielmehr diesen entlehnt ist. Diese in dem Neudruck enthaltene, auf allemannischem Boden erwachsene Geschichte schildert mit derbem Humor einen prahlerischen aber feigen Ritter, der schließlich durch seine Frau beschämt wird. Über Heimkehrsagen vgl. noch Prutz, Kulturgesch. der Kreuzzüge S. 446 ff. Mörungen liegt bei Ravensburg im heutigen Bayern. Das Lied vom edlen Möringer war schon vor der Mitte des 14. Jahrhunderts vorhanden. Michel, Heinrich von Morungen und die Troubadours, Straßburg 1880. Ausg. des Volkslieds „Vom edeln Möringer" in „Des Minnesangs Frühling" von Lachmann und Haupt Nr. 18 (4. Ausg., Leipzig 1888); Gottschau in Beiträge zur Gesch. d. deutsch. Sprache u. Lit. VII, Halle a. S. 1880; E. Lemke, Untersuchungen zu den Liedern Heinrichs v. M., Jena 1897; Rößner, Untersuchungen zu Heinrich v. M., Berlin 1898.

Der edle Morunger ist der Minnesänger Heinrich von Morungen (um 1200) und der junge Herr von Neufen der Minnesänger Gottfried von Neifen. Der Stoff der Heimkehrsagen, wie er uns in vielen Lesarten vorliegt, lag sozusagen in der Luft in einer Zeit, wo Tausende von Rittern durch die Kreuzzüge auf Jahre hinaus der Heimat, ihren Familien und besonders ihren Frauen entrissen wurden.

In der Sage von Heinrich dem Löwen sind manche Züge, die sich vom Möringerliede unterscheiden, so der entzweigebrochene Ring, die Art und Weise der Rückkehr, der Vertrag mit dem Geiste, die Geschichte mit dem Löwen usw. Aber im großen und ganzen erkennen wir, daß die beiden Sagen den gleichen Inhalt haben.

Das Lied, das der edle Moringer sang, hat Walter von der Vogelweide gedichtet.

323. Alexanderlied des Pfaffen Lamprecht, Ausg. von Ottmann 5007 ff. Über die Alexandersage s. auch Voretzsch, Altfranzös. Lit. S. 272 ff.;

über Lamprechts Alexander s. Scherer, Geistliche Poeten der deutschen Kaiserzeit S. 60 ff. Bildliche Darstellungen der Alexandersage in Kirchen des Mittelalters behandelt A. L. Meißner in Herrigs Archiv LXVIII S. 177 ff. Die abendländischen Sagen von Alexander dem Großen und vom Priesterkönig Johannes als Paradiesesage s. Kampers, Mittelalt. Sagen vom Paradiese . . . S. 66 ff. Vgl. die Literaturgesch., z. B. Kurz I, 311 ff.; Nöldeke, Beiträge z. Gesch. d. Alexanderromans, Wien 1880; Förster, Alexander Magnus, collectio scriptorum ad fabuloram eiusdem historiam pertinentium, Leipzig 1874.

Manche Sagenbearbeitungen des Mittelalters gehen auf fremdvölkischen Ursprung zurück. Dahin gehört auch das Alexanderlied. Nicht nur der sachliche Inhalt der Alexandersage selbst entstammt fremder Geschichte, auch die Vorbilder für die deutsche Bearbeitung dieses eigentlich fremden Inhalts sind von außen übernommen und entstammen meistens fränkischen Schriften; aber doch ist manches in ihnen echt deutsch, vor allem sind sie echt germanisch gedacht und gefühlt, geschildert und dargestellt. Dahin gehört z. B. die Wärme der Farbe, die Innigkeit des Ausdrucks, die Sinnigkeit der Gemütstiefe, die Liebenswürdigkeit in der Kleinarbeit, die seelische Anteilnahme des Dichters an den Personen, die in der Darstellung eine Rolle spielen, und manches andere sowohl in der Form wie auch in der Sache selbst. Manche Sagenzüge sind in die Darstellung verwoben, die deutschen Ursprungs sind, und insofern dürfen wir das eine oder andere aus den Behandlungen fremdländischer Sagenstoffe auch durchaus für uns in Anspruch nehmen. Dahin gehört mehr oder weniger auch die Sage von den Blumenmädchen, von denen uns das Alexanderlied des Pfaffen Lamprecht erzählt.

324. Alexanderlied des Pfaffen Lamprecht, Ausg. von Ottmann S. 6695 ff.

325. Die Sage nach dem Volksbuch; vgl. Ausg. von Marbach; Erler, Deutsche Gesch. II, 378 ff. nach Viponis, Gesta Chuonradi II, 10, 20, 25, 27, 28 (Mon. Germ. SS. XI); GddV. 41; Uhland, Schriften I, 479 ff., VII, 574 ff.; Bartsch, Herzog Ernst S. LXXXV ff.; Jordan in Herrigs Archiv CXII, 337 ff.; vgl. auch die Literaturgesch., z. B. Golther S. 66 f., 117 ff.; Kelle II, 207 ff.; Gervinus I, 289 ff.; Goedeke I, 62, 338 f., 341; Kurz I, 268 ff.; Koberstein I, 54, 143, 426 u. a. Die geschichtlichen Verhältnisse stellt außer der genannten Literatur noch dar Stälin, Württemberg. Gesch. I, 474 ff. Über den von Herzog Ernst mitgebrachten Edelstein, „der Waise" genannt, s. Uhland, Schriften VIII, 570 ff. Auf die Entlehnung des zweiten Teils des Herzogs Ernst aus älteren Schriften weist schon Görres, Die teutschen Volkssagen S. 84 f., hin, wo auch die Quellen namhaft gemacht sind. v. d. Hagen und Büsching, Deutsche Gedichte des Mittelalters I, Berlin 1808; Maßmann in der Kaiserchronik III, 1090 f. Die strophische

Bearbeitung der Sage vom Herzog Ernst, das sogen. Bänkelsängerlied, veröffentlichte Rich. Huegel in Paul und Braunes Beiträge IV, 1877, S. 476—499, wo weitere Literaturangaben zu finden sind. W. A. Fischer, Das Verhältnis Ottos d. Gr. zu seinem Sohne Ludolf und seiner Gemahlin Adelheid, Innsbruck 1903.

Über den treuen Freund des Herzog Ernst, Wetzel, in der Gesch. Welf II (bzw. III), den Erbauer von Ravensburg, der 1030 in Altdorf begraben wurde, s. Näheres bei Stälin, Württemberg. Gesch. I, 556 ff.; vgl. ebda. S. 480. Er wurde in der Tat wegen seiner Treue zu Herzog Ernst hart bestraft, später aber am kaiserlichen Hofe wieder in Gnaden aufgenommen.

Das Gedicht vom Herzog Ernst ist zwischen 1172 und 1186 von einem rheinischen Spielmann gedichtet worden. Es fand namentlich in Bayern große Verbreitung. Im Herzog Ernst lassen sich deutlich zwei Teile unterscheiden, eine geschichtliche Sage und eine Reisebeschreibung. Erstere geht auf ein deutsches Spielmannslied zurück, letztere wahrscheinlich auf eine lateinische Vorlage. Der rheinische Dichter des Herzogs Ernst hat beide Teile ebenmäßig miteinander vereint.

Es ist unbekannt, wann die beiden Hauptteile der Ernstsage miteinander verbunden sind, wahrscheinlich ist es aber nicht vor 1151 geschehen. Im zweiten Teile finden sich vielleicht Anklänge an den Kreuzzug, den Konrad III. und Ludwig VII., König von Frankreich, im Jahre 1147 unternommen haben; denn in beiden Fällen ist der Reiseweg im allgemeinen derselbe. Die Fahrt Herzog Heinrichs des Löwen (1172) nach dem heiligen Lande ist aber ganz entschieden von Einfluß auf den zweiten Teil der Sage geworden. Möglicherweise ist der sagenhafte Kreuzfahrer Ernst erst durch den wirklichen Kreuzfahrer Heinrich, dessen Kreuzzug der Abenteuer nicht entbehrte, der ja nicht nur Herzog von Sachsen, sondern auch von Bayern war, zu einem bayerischen Herzoge geworden.

Was uns im zweiten Teil des Herzog Ernst von den Abenteuern und Wundern erzählt wird, war damals in Deutschland schon aus anderen Büchern längst bekannt, nur das „Abhauen des Waisen" und seine Verwendung für die Kaiserkrone ist unserer Volkssage eigentümlich.

Die geschichtliche Grundlage dieser Sage weist auf zwei Sagengebiete hin, die miteinander vermischt erscheinen, worauf schon die in der Sage vorkommenden Namen hindeuten: Otto, Adelheid und Heinrich sind der sächsischen, Wetzel der fränkischen Kaisergeschichte entnommen. Auf den Stamm ottonischer Geschichtssage ist ein Gezweig der salischen geimpft worden.

Die beiden Hauptgestalten der Dichtung sind Herzog Ernst und sein getreuer Freund Wetzel, die man in zwei verschiedenen Jahrhunderten

der deutschen Geschichte wiederzuerkennen geglaubt hat. Wetzel ist gleich Werner oder Wernher. Wir finden in der deutschen Geschichte zweimal einen Herzog Ernst und einen Wernher, die das Urbild der Sage gewesen sein könnten.

Nach allgemeiner Auffassung gilt Ernst II., Herzog von Schwaben, der Stiefsohn Kaiser Konrads II., als das eigentliche Urbild des sagenhaften Helden. Herzog Ernst I. von Schwaben war 1012 gestorben. Seine Gemahlin war Gisela, die in erster Ehe mit dem Grafen Bruno vermählt gewesen war. Aus dieser Ehe stammte ein Sohn namens Liudolf. In zweiter Ehe war sie mit dem eben genannten Herzog Ernst I. von Schwaben vermählt. Dieser Ehe entstammten zwei Söhne, darunter Ernst II. Als der zweite Gatte ebenfalls gestorben war, vermählte sich Gisela am 8. September 1024 zum dritten Male mit dem deutschen Kaiser Konrad II., der dadurch der Stiefvater des jungen Ernst wurde. Das Krönungsfest fand kurz darauf in Mainz statt.

Das Verhältnis Konrads II. zu seinem Stiefsohne wurde bald getrübt. Der Kaiser machte nämlich Erbrechte auf Burgund geltend, das aber zugleich Herzog Ernst von Schwaben für sich in Anspruch nahm, weil er verwandtschaftliche Beziehungen zu dem jungen Rudolf von Burgund hatte. So standen hier die Wünsche und Ziele des Kaisers und des ehrgeizigen Stiefsohnes einander gegenüber. Schon ein halbes Jahr nach der Hochzeit seiner Mutter forderte Ernst von dem Kaiser, nicht in seine vermeintlichen Rechte einzugreifen, und machte bald darauf einen Empörungsversuch, der aber scheiterte. Im nächsten Jahre versöhnte sich Ernst durch die Vermittlung seiner Mutter mit dem Kaiser. Als dieser aber bald darauf in Italien weilte, brach die Empörung aufs neue aus. Nachdem der Kaiser zurückgekehrt war, mußte sich Ernst unterwerfen und wurde im Gibichenstein gefangen gehalten. Mittlerweile durchzog Konrad das Schwabenland und brach die Burgen der Aufrührer, unter denen sich die Feste des Grafen Wernher von Kyburg am längsten hielt (drei Monate). Zwei Jahre später wurde Ernst wieder in Freiheit gesetzt und mit Bayern belehnt.

Als Kaiser Konrad im Jahre 1030 zu Ingelheim das Osterfest feierte, empfing er auch den Herzog Ernst von Schwaben, der vorher aus seiner Haft entlassen worden war. Er gab ihm sein Herzogtum unter der Bedingung zurück, daß er seinen Dienstmann und Freund Wetzel (Werner von Kyburg), der durch viele treulose Anschläge das Reich in Verwirrung gebracht hatte, als einen Feind des Vaterlandes im Bunde mit allen seinen Vasallen verfolge und sich durch Schwur hierzu verpflichte. Herzog Ernst wollte seinen Freund aber nicht verraten, weigerte sich, den Schwur zu tun, und wurde deshalb für einen offenen Feind des Kaisers

erklärt. Mit wenigen Freunden zog Herzog Ernst von dannen; der Kaiser gab seine Besitztümer anderen.

Herzog Ernst kehrte nach seiner Heimat Schwaben wieder zurück und hielt sich in einer Wildnis des Schwarzwaldes auf. In sicheren Verstecken fristete er mit seinen Begleitern von elender Beute sein Leben. Zuletzt, als er schon von dem Heere des Kaisers eingeschlossen war, fingen ihm einige Feinde die Rosse von der Weide hinweg. Doch er verzweifelte trotz dieses Unglücks nicht, sondern raffte in aller Eile, was man an Rossen in der Umgegend haben konnte, zusammen, und zog mit seinen Anhängern zum Walde hinaus, fest entschlossen, lieber einen rechtschaffenen Tod im Streite zu erleiden, als ein elendes Leben weiterzuführen. In einem Waldgebirge, in der Gegend Fürstenbergs, sah er eine vom Feinde verlassene Lagerstätte, die aber noch in der Nacht zuvor benutzt worden war. Er wußte also, daß die Feinde, deren Anführer Graf Manegold war, sich ganz in der Nähe befanden. Herzog Ernst und seine Anhänger entbrannten sogleich von heißer Kampfbegier, um an dem Gegner Rache für die erlittene Unbill zu nehmen. Aber auch die Feinde suchten ihm zu begegnen. Man traf aufeinander, und trotzdem die Anhänger des Kaisers viel zahlreicher waren als Herzog Ernst mit seinen Genossen, ging dieser ohne Verzug zum Angriff über, so daß ein äußerst leidenschaftlicher und heißer Streit entbrannte. Die Gefährten des Herzogs dachten nicht an ihr Leben, so gingen sie denn alle in den Tod. Der Herzog selber, der keinen Gegner verschonte, sank endlich von vielen Wunden getroffen zu Boden, und mit ihm fiel zugleich sein Freund, der Graf Wetzel.

Der Leichnam des Herzogs Ernst wurde nach Konstanz gebracht und hier, nachdem er vom Banne gelöst worden war, in der Kirche der heiligen Maria bestattet.

Auch viele Gegner, darunter der Graf Manegold, mußten an diesem Tage ihr Leben lassen.

Als der Kaiser die Kunde von dem Ausgange des Streites erfuhr, soll er gesagt haben: „Wütende Hunde vermehren nur selten den eigenen Nachwuchs!“

Nicht alle wesentlichen Züge der Sage können aus der Geschichte Ernsts II. von Schwaben erklärt werden. Es gibt aber noch andere Personen in der deutschen Geschichte, die enge Beziehung zu dem haben, was die Sage berichtet. Da ist zuerst Herzog Arnulf von Bayern zu erwähnen, der ein Stiefsohn Konrads I. war. Beide standen in einem feindlichen Verhältnisse zueinander. Arnulf gehörte zu den mächtigsten deutschen Fürsten jener Zeit. Seine Mutter war mit Konrad I. vermählt. In einem Streite nahm Arnulf gegen seinen Stiefvater Partei und dieser zwang ihn zur Flucht. Als er später zurückkam, zog Konrad I.

(916) noch einmal gegen seinen Stiefsohn ins Feld und belagerte ihn in Regensburg, konnte ihn aber nicht ganz aus dem Lande vertreiben.

Hier haben wir also einen Herzog von Bayern, der zugleich Stiefsohn des Kaisers war und sich gegen diesen auflehnte. Der Schauplatz des Kampfes war, wie in der Sage, Bayern, und den eigentlichen Mittelpunkt des Kampfes bildete Regensburg wie ebenfalls in der Sage.

Es gibt noch einen anderen Stiefsohn eines deutschen Kaisers, der mit diesem in offenem Kampfe gelegen hat. Der Herzog Liudolf von Schwaben hatte sich gegen seinen Vater, Otto I., empört, und die Geschichte dieser Empörung ist wahrscheinlich der eigentliche Kern der Ernstsage. Der römische Kaiser der Sage ist dann der Kaiser Otto. Er war ja tatsächlich, wie in der Sage, ein gewaltiger Herrscher, der gutes Recht stiftete und den besten Frieden im Reiche schuf. Wie in der Sage berichtet wird, hat er zahlreiche Feldzüge unternommen. Seine erste Gemahlin wird in der Sage Ottogebe genannt. Es ist damit die Kaiserin Edith gemeint, wenn hier auch eine Namensverwechslung mit ihrer Schwester vorliegt, auf die wir aber nicht näher eingehen wollen. Die Königin starb 946 und wurde in Magdeburg begraben, und zwar im St. Moritzkloster, wovon auch die Sage berichtet. Geschichte und Sage wissen ihre Frömmigkeit nicht genug zu rühmen.

Als zweite Gemahlin Ottos nennt die Ernstsage Adelheid. Auch das entspricht der Geschichte, wenn sie von der Sage auch zur Herzogin von Bayern gemacht wird und sie einen Sohn Ernst haben soll.

Als der Kaiser sich mit ihr vermählen wollte, berief er die Großen des Reiches und beriet sich mit ihnen. Auch die Sage berichtet über eine Versammlung der Fürsten, um ihren Rat wegen der Wahl einer zweiten Gemahlin zu vernehmen. Die Sage rühmt die Kaiserin Adelheid in ähnlicher Weise wie die Geschichte. Schon bei ihren Lebzeiten war sie durch viele Wohltaten und fromme Stiftungen berühmt. Sie ist in der Tat, wie auch die Sage angibt, im Kloster Selz begraben.

Liudolf, der Sohn Ottos und Ottogebens, ist jedenfalls das eigentliche Urbild des Herzogs Ernst gewesen. Er war mit seinem Oheim, Heinrich I. von Bayern, dem Bruder des Kaisers Otto, im Jahre 945 mit dem Herzogtum Schwaben belehnt worden. Bald kam es zwischen Liudolf und Heinrich zu Streitigkeiten. Der Onkel suchte seinem Neffen auf jede Weise zu schaden. Als Liudolf im Auftrage des Kaisers einen Heereszug nach Italien unternahm, wußte es Heinrich so einzurichten, daß dieser Feldzug erfolglos verlief, so berichten jedenfalls Gerüchte jener Zeit. Aus diesem Grunde hegte Liudolf einen tiefen Groll gegen seinen Oheim im Herzen. Bald verband er sich mit einigen Großen zu einer Verschwörung, begab sich Ostern 953 nach Mainz, wo der Kaiser damals mit den Großen des Reiches versammelt war und erklärte offen, er

hätte nichts gegen den Kaiser, wollte aber den Herzog Heinrich, wenn er zum Feste käme, gefangen nehmen. Das klingt an den Bericht der Sage, daß Herzog Ernst mit seinem Freunde Wetzel (in der Geschichte ist es Konrad von Lothringen, mit dem Liudolf nach Mainz ging, um vor den Kaiser zu treten) seinen Nebenbuhler, den Pfalzgrafen Heinrich, in Speier tötete. Kaiser Otto hatte sich anfangs den Forderungen Liudolfs und seiner Anhänger gebeugt, widerrief aber seine Zusage bald darauf und erklärte Ernst und Wetzel (Liudolf und Konrad) in die Acht.

Der Kaiser zog mit einem Heere nach Mainz, das von Liudolf und Konrad besetzt war. Hier kam es zu Verhandlungen zwischen beiden Parteien, aber Liudolf und Konrad wollten sich nicht unterwerfen. Während Konrad bald darauf nach seinem Lande Lothringen zog, wandte sich Liudolf nach Bayern, das sich ebenfalls empört hatte und von Herzog Heinrich abgefallen war. Jetzt beginnt in der Geschichte der Kampf auf einem neuen Kriegsschauplatz, in Bayern, wo er in der Sage schon von Anfang an spielte. In Bayern mußte der Kaiser Regensburg berennen, doch ohne Erfolg. Es gelang Liudolf und seinen Anhängern, die Stadt zu verlassen und nach Schwaben zu entkommen. Otto folgte ihm. Als der Stiefsohn in Not war, bat er um einen Waffenstillstand. Es wurde bestimmt, daß der Reichstag in Fritzlar den Streit entscheiden sollte. Aber schon vorher beugte sich der Sohn vor seinem Vater und warf sich auf einer Jagd vor diesem nieder, um Vergebung flehend. Otto erhob seinen Stiefsohn Liudolf mitleidig, und es herrschte nunmehr ein ungetrübtes Verhältnis zwischen Vater und Sohn, das durch den baldigen Tod Liudolfs sein Ende erreichte.

Die Nachricht von Liudolfs Tode erweckte in Deutschland allgemeine Trauer, denn überall war der tapfere Jüngling geliebt und gefeiert. „Niemand war freundlicher gegen das Volk als er gewesen, niemand treuer seinen Freunden, jedermann war überzeugt, was er auch gegen den Vater unternommen hatte, er hatte ihm treu die Sohnesliebe im Herzen bewahrt; hatte er doch seinen einzigen Sohn, der ihm, als er das Schwert gegen den Vater zog, geboren wurde, nach dem Namen des Vaters benannt. So reich an Tugenden schien er, daß das Volk sich goldene Tage von seiner Herrschaft versprochen hatte; größer, meinte man, müsse er werden als je ein König vor ihm, aber keiner war unglücklicher geworden."

Eine solche Persönlichkeit mußte das Volk hinreißen, ein so ergreifender und erschütternder Kampf zwischen Vater und Sohn mußte die Seele des Volkes im Innern aufrütteln. So haben wir in dem Verhältnis und Kampf zwischen Otto I. und Liudolf wahrscheinlich die älteste Grundlage der Ernstsage vor uns. Wir wissen, daß die öffentliche Meinung

schon zur Zeit Ottos die Schuld von der Empörung des Sohnes gegen den Vater einerseits auf die den Jüngling verführenden bösen Ratgeber, andererseits aber auf die Umgebung des Königs zurückführte, in erster Linie aber auf den Herzog Heinrich.

Der Hauptfeind und Verleumder des Herzogs Ernst war der Pfalzgraf Heinrich vom Rhein. Diese Gestalt ist geschaffen in Anlehnung an die Geschichte Heinrichs I., Herzogs von Bayern, Ottos Bruder. Er hatte sich im Jahre 933 gegen seinen kaiserlichen Bruder empört, war aber besiegt worden, versöhnte sich am Weihnachtsfeste 941 mit dem Kaiser in Frankfurt und war ihm seit jener Zeit ein treuer Freund und Berater. Wir wissen aus der Geschichte, daß dieser Herzog Heinrich keinen lobenswerten Charakter besaß. Er war hauptsächlich schuld daran, daß sich der Stiefsohn Ottos I., Liudolf, mit seinem Vater entzweite, denn er trachtete danach, den Sohn ins Verderben zu stürzen.

Schriftenverzeichnis.

Bachmann, A., u. S. Singer, Deutsche Volksbücher. Aus einer Züricher Handschrift des 15. Jahrh. (= Bibl. d. Lit. Vereins in Stuttgart 185), Tübingen 1889.

Baechtold, Jakob, Die Stretlinger Chronik. Ein Beitrag zur Sagen- und Legendengeschichte der Schweiz aus dem 15. Jahrh. mit einem Anhange: Vom Herkommen der Schwyzer und Oberhasler, Frauenfels 1877 (= Bibl. älterer Schriftwerke der deutschen Schweiz und ihres Grenzgebietes, I).

Barbeck, Hugo, Als Nürnberg freie Reichsstadt war. Geschichten, Sagen und Legenden . . . Nürnberg 1895.

Baring-Gould, S., Curious Myths of the Middles Ages, Rivington 1884.

Bartels, Adolf, Geschichte der deutschen Literatur I, 5. und 6. Aufl., Leipzig 1909.

Bartsch, Karl, Herzog Ernst, Wien 1869.

— — Karl der Große von dem Stricker (= Bibl. d. ges. deutsch. Nationallit. XXXV), Quedlinburg und Leipzig 1857.

— — Die deutschen Gedichte von Sankt Oswald (Germania, Vierteljahrsschrift f. deutsche Altertumsk. V, Wien 1860, S. 129—174).

Bäßler, Ferdinand, Sagen aus der Geschichte des deutschen Volkes (= Heldengeschichten des Mittelalters, N. F. 4), Berlin 1855.

Bechstein, Ludwig, Mythe, Sage, Märe und Fabel im Leben und Bewußtsein des deutschen Volkes I—III, Leipzig 1854 f. (= Das deutsche Volk, dargestellt in Vergangenheit und Gegenwart zur Begründung der Zukunft, XIV—XVI).

Bechstein, Reinhold, Altdeutsche Märchen, Sagen und Legenden, 2. Aufl., Leipzig 1877.

Berger, A., Die Oswaldlegende in der deutschen Literatur, ihre Entwickelung und ihre Verbreitung (Beitr. z. Gesch. d. deutsch. Lit. Paul und Braune, XI, Halle a. S. 1886, S. 365—469).

Bernheim, Ernst, Die Sage von den treuen Weibern zu Weinsberg (Historisches Taschenbuch F., VI, 3, Leipzig 1884, S. 13—30).

— — Die Sage von den treuen Weibern zu Weinsberg und der Zusammenhang sächsischer Annalen (Forschungen z. deutsch. Gesch., XV, Göttingen 1875, S. 239—288).

Bezold, Friedr. v., Zur deutschen Kaisersage (Sitzungsberichte der Kgl. Bayer. Akademie des Wiss. in München, philos.-philol. und histor. Klasse, Jahrg. 1884, S. 560—606).

Blöte, J. B. D., Das Aufkommen der Sage von Brabon Silvius, dem brabantischen Schwanritter (Verhandelingen der Koninklijke Akademie van Wetenschappen te Amsterdam. Afd. Letterkunde N. R. V., 4, Amsterdam 1904).

Bolte, Johannes, und Georg Polívka, Anmerkungen zu den Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm, I, II, Leipzig 1913, 1915.

Breßlau, Harry, Jahrbücher des deutschen Reichs unter Konrad II., Bd. I, Leipzig 1879 (= Jahrbücher der deutschen Geschichte), darin S. 343—348: Die Sage von Konrads Kampf mit Heinrich von Bayern, S. 468—472: Zur Ernstsage.

Brünnert, Gustav, Sagenhaftes in der Geschichte (Jahrb. d. Kgl. Akad. gemeinnütz. Wiss. z. Erfurt. N. F., XIX, Erfurt 1893, S. 225—246).

— — Die Sage von der Doppelehe eines Grafen von Gleichen (Velhagen und Klasings Monatshafte 1910/11, Bd. III, S. 242—247).

Cardauns, H., Kölner Bischofssagen (Picks Monatsschrift für rhein.-westf. Geschichtsforschung I, Bonn 1872, S. 75—88).

— — Eine deutsche Kölner Kaiserchronik (Hist. Jahrb. der Görresgesellschaft II, 1881, S. 416—445).

Cassel, Paulus, Der Schwan in Sage und Leben. 3. verm. Ausg., Berlin 1872.

Die Chroniken der deutschen Städte vom 14.—16. Jahrhundert, VIII, IX: Straßburg, Leipzig 1870/71. XIX: Lübeck, Leipzig 1884.

Colshorn, Theodor, Die deutschen Kaiser in Geschichte und Sage, Leipzig 1863.

Creizenach, Wilhelm, Versuch einer Geschichte des Volksschauspiels vom Doktor Faust, Halle a. S. 1878.

Dändliker, Geschichte der Schweiz, I, Zürich 1901.

Dettmer, Jos., Der Sachsenführer Widukind nach Geschichte und Sage Würzburg 1879.

Dippoldt, Hans Karl, Leben Kaiser Karls des Großen, Tübingen 1810.

Döllinger, Joh. Jos. Ign. v., Die Papstfabeln des Mittelsalters. Ein Beitrag zur Kirchengeschichte. 2. Aufl., hrsg. v. J. Friedrich, Stuttgart 1890.

Dörries, L., Der Rattenfänger von Hameln (Zeitschr. d. hist. V. f. Niedersachsen, Hannover 1880, S. 169—185).

Dreves, August, Geschichte der Kirchen, Pfarren, geistlichen Stiftungen und Geistlichen des lippischen Landes, Lemgo 1881.

Dümmler, Ernst, Geschichte des ostfränkischen Reichs I, II (= Jahrb. d. deutsch. Gesch.), Berlin 1863, 1865.

Eggert Windegg, Walther, Der Barde. Die schönsten historischen Gedichte von den Anfängen deutscher Geschichte bis zur Gegenwart. München 1915.

Eicken, H. v., Die Legende von der Erwartung des Weltuntergangs und der Wiederkehr Christi im Jahre 1000 (= Forschungen z. deutsch. Gesch., XXIII, Göttingen 1883). Dort weitere zahlreiche Quellenangaben.

Engel, Karl, Das 300jährige erste Faust-Buch vom Jahre 1857. Ein Buchjubiläum. Oldenburg und Leipzig 1887.

Erk, Ludwig, und Franz Magnus Böhme, Deutscher Liederhort. 3 Bde., Leipzig.

Erler, Georg, Deutsche Geschichte von der Urzeit bis zum Ausgang des Mittelalters in den Erzählungen deutscher Geschichtsschreiber, I—III, Leipzig 1882/4.

Feist, S., Die Sage vom Binger Mäuseturm in ihren geschichtlichen, literarischen und mythischen Beziehungen (Zeitschr. f. d. deutsch. Unterricht, IX, Leipzig 1895, S. 505—549).

Freytag, Gustav, Bilder aus der deutschen Vergangenheit I, II, 1, 2, IV, 7. Aufl., Leipzig 1873, III, 6. Aufl., Leipzig 1872.

Fritzsche, C., Die lateinischen Visionen des Mittelalters bis zur Mitte des 12. Jahrhunderts (= Romanische Forschungen, hrsg. von Karl Vollmöller, II, Erlangen 1886, S. 247—279).

Fulda, Albert, Die Kyffhäusersage. Rede . . . hrsg. v. Julius Schmidt und E. Gnau. Sangerhausen und Leipzig [1889].

Gerlach, August, Der „deutsche Michel" (Frankf. zeitgemäße Broschüren, XXV, 8, Jan. 1906, S. 223—265).

GddV. = Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit in deutscher Bearbeitung, hrsg. v. G. H. Pertz, J. Grimm, K. Lachmann, L. Ranke, K. Ritter, fortgef. v. W. Wattenbach und G. Holder-Egger, 2. Gesamtausg., Leipzig, 94 Bde. Für unsere Zwecke kamen insbesondere in Betracht und waren ergiebig folgende Bände:

15. Paulus Diakonus und die übrigen Geschichtschreiber der Longobarden. Übers. v. O. Abel, 4. Aufl. v. Paul Hirsch, 1913.

16. Kaiser Karls Leben von Einhard. Übers. v. O. Abel, 3. Aufl. v. W. Wattenbach, 1893.

17. Einhards Jahrbücher. Aus des Paulus Diakonus Geschichte der Bischöfe von Metz. Die letzten Fortsetzungen des Fredegar. Übers. v. O. Abel, 2. Aufl. v. W. Wattenbach, 1888.

19. Die Lebensbeschreibungen Kaiser Ludwigs des Frommen von Thegan und vom sogenannten Astronomus. Übers. v. J. v. Jasmund, 2. Aufl. v. W. Wattenbach, 1889.

21. Die Übertragung des heiligen Alexander v. Rudolf v. Megingart. Übers. v. B. Richter, 2. Aufl. v. W. Wattenbach, 1889.

23. Die Jahrbücher von Fulda und Xanten. Übers. v. E. Rehdantz, 2. Aufl. v. W. Wattenbach, 1889.

26. Notker der Stammler, Mönch von St. Gallen, über die Taten Karls des Großen. Übers. v. W. Wattenbach, 5. Aufl., 1911.

29. Aus Liudprands Werken. Übers. v. K. von der Osten-Sacken, 2. Aufl. v. W. Wattenbach, 1890.

31. Erster Teil: Das Leben der Königin Mathilde. Übers. v. Ph. Jaffé, 2. Aufl. v. W. Wattenbach. Zweiter Teil: Das Leben Oudalrichs, Bischofs von Augsburg. Übers. v. G. Grandaur, 1891.

32. Der Hrotsuitha Gedicht über Gandersheims Gründung und die Taten Kaiser Ottos I. Übers. v. Th. G. Pfund, 2. Aufl. v. W. Wattenbach, 1891.

33. Widukinds Sächsische Geschichten. Übers. v. R. Schottin, 2. Aufl. v. W. Wattenbach. Nebst der Schrift über die Herkunft der Schwaben und Abraham Jacobsens Bericht über die Slavenländer. 1891.

35. Das Leben der Kaiserin Adelheid von Odilo von Cluny. Übers. v. H. Hüffer, 2. v. W. Wattenbach durchges. Auflage, 1891.

36. Die Jahrbücher von Quedlinburg. Übers. v. Ed. Winkelmann, 2. Aufl. v. W. Wattenbach, 1891.

37. Richers vier Bücher Geschichten. Übers. v. K. v. d. Osten-Sacken, 2. Aufl. v. W. Wattenbach, 1891.

38. Ekkeharts IV. Casus Sancti Galli nebst Proben aus den übrigen lateinisch geschriebenen Abteilungen der St. Galler Klosterchronik. Übers. v. G. Meyer v. Knonau, 1891.

39. Die Chronik des Thietmar von Merseburg. Übers. v. M. Laurent und J. Strebitzki, 3. Aufl., 1912.

40. Die Lebensbeschreibung der Bischöfe Bernward und Godehard von Hildesheim. Übers. v. H. Hüffer, 2. v. W. Wattenbach durchges. Aufl., 1892.

41. Wipo, das Leben Kaiser Konrads II. nebst Auszügen aus den Jahrbüchern von St. Gallen und der Schwäbischen Weltchronik. Übers. v. W. Pflüger, 2. Aufl. v. W. Wattenbach, 1892.

43. Die Jahrbücher des Lambert von Hersfeld. Übers. v. L. F. Hesse, 4. Aufl., 1912.

44. Adams von Bremen Hamburgische Kirchengeschichte. Übers. v. J. C. M. Laurent. Mit Vorwort v. Lappenberg. 2. Aufl. v. W. Wattenbach, 1893.

45. Brunos Buch vom Sächsischen Kriege. Übers. v. W. Wattenbach, 2. Aufl.

46. Die größeren Jahrbücher von Altaich. Übers. v. L. Weiland, 2. Aufl., 1893.

47. Bertholds Fortsetzung der Chronik Hermanns von Reichenau. Übers. v. G. Grandaur, 1893.

50. Das Leben Kaiser Heinrichs IV. Übers. v. Ph. Jaffé u. W. Wattenbach, 4. Aufl. v. W. Eberhard, 1910.

51. Die Chronik des Ekkehard von Aura. Übers. v. W. Pflüger, mit ergänzendem Vorwort v. W. Wattenbach, 1893.

52. Chronik von Sanct Peter zu Erfurt 1100—1215. Übers. v. W. Grandaur, 1893.

53. Die Jahrbücher von Hildesheim. Übers. v. Ed. Winkelmann, 2. Aufl. v. W. Wattenbach, 1893.

54. Der Sächsische Annalist. Übers. v. Ed. Winkelmann, 2. Aufl. v. W. Wattenbach, 1894.

56. Helmholts Chronik der Slaven. Übers. v. J. C. M. Laurent und W. Wattenbach. Mit einem Vorwort v. J. M. Lappenberg, 3. Aufl. v. B. Schmeidner, 1910.

61. Die Jahrbücher von Pöhlde. Übers. v. Ed. Winkelmann, 2. Aufl. v. W. Wattenbach, 1894.

63. Die Jahrbücher von Magdeburg (Chronographus Saxo). Übers. v. Ed. Winkelmann, 2. Aufl. v. W. Wattenbach, 1895.

64. Leben des heiligen Norbert, Erzbischofs von Magdeburg. Nebst der Lebensbeschreibung des Grafen Gottfried von Kappenberg und Auszügen aus verwandten Quellen. Übers. v. G. Hertel, mit einem Nachtrag v. W. Wattenbach, 1895.

65. Des Decan Cosmas Chronik von Böhmen. Übers. v. G. Grandaur, 2. Aufl., 1895.

66. Die Fortsetzungen des Cosmas von Prag. Übers. v. G. Grandaur, 1895.

68. Eine alte Genealogie der Welfen und des Mönchs von Weingarten Geschichte der Welfen mit den Fortsetzungen und einem Anhange aus Berthold von Zwiefalten. Übers. v. G. Grandaur, 1895.

69. Die Kölner Königschronik. Übers. v. K. Platner, 2. Aufl. v. W. Wattenbach, 1896.

71. Die Chronik Arnolds von Lübeck. Übers. v. J. C. M. Laurent. Mit einem Vorwort v. J. M. Lappenberg. 2. Aufl. v. W. Wattenbach, 1896.

72. Die Chronik des Albert von Stade. Übers. v. F. Wachter, ergänzt v. W. Wattenbach, 1896.

73. Auszüge aus der größeren Chronik des Matthäus von Paris. Übers. v. G. Grandaur und W. Wattenbach, 1896.

75. Annalen und Chronik von Kolmar. Übers. v. H. Papst, 2. Aufl. v. W. Wattenbach, 1897.

78. Die Werke des Abtes Hermann von Altaich nebst den Fortsetzungen seiner Jahrbücher und anderen Altaicher Aufzeichnungen. Übers. v. L. Weiland, 2. Aufl. v. O. Holder-Egger, 1898.

79. 80. Leben Kaiser Heinrichs VII. Berichte der Zeitgenossen über ihn. Übers. v. W. Friedensburg.

81. 82. Quellen zur Geschichte Ludwigs des Bayern. Übers. v. W. Friedensburg, 1898.

83. Kaiser Karls IV. Jugendleben, von ihm selbst erzählt. Übers. v. L. Oelzner, 1899.

84. Die Chronik des Mathias von Neuenburg. Übers. v. G. Grandaur. Mit Einleitung v. L. Weiland. 3. Aufl., 1912.

86. Das Buch gewisser Geschichten von Abt Johann von Victring. Übers. v. W. Friedensburg, 1899.

87. Das Leben König Sigmunds von Eberhard Windecke. Übers. von v. Hagen. Mit Nachträgen v. O. Holder-Egger, 1899.

88. 89. Die Geschichte Kaiser Friedrichs III. von Aeneas Silvius. Übers. v. Th. Ilgen, 1899.

90. Die Geschichte Friedrichs III. und Maximilians I. von Joseph Grünpeck. Übers. v. Th. Ilgen, 1899.

91. Leben des Bischofs Benno II. von Osnabrück von Norbert Abt von Iburg. In deutscher Bearbeitung v. M. Tangl, 1911.

92. Die Briefe des heiligen Bonifatius. Nach der Ausgabe der Monumenta Germaniae in deutscher Bearbeitung v. M. Tangl, 1912.

Giesebrecht, Wilhelm v., Geschichten der deutschen Kaiserzeit, I, II, Leipzig 1860, 1895.

Goedeke, Karl, Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung, 2. Aufl., I, Dresden 1884.

Golther, Wolfgang, Die deutsche Dichtung im Mittelalter 800—1500 (= Epochen der deutschen Literatur, I), Stuttgart 1912.

— — Das Rolandslied des Pfaffen Konrad. Ein Beitrag zur Literaturgeschichte des 12. Jahrhunderts, München 1887.

Görres, Franz, Neue Forschungen zur Genovevasage. Beiträge zur Kirchen- und Kulturgeschichte des Rheinlandes (Annalen d. histor. Vereins f. d. Niederrhein . . . LXVI, Köln 1898, S. 1—32).

— — Kritische Erörterungen über die Entstehungsgeschichte der Genovevasage (Picks Monatsschr. f. rhein.-westf. Geschichtsforschung, II, Trier 1876, S. 531—582).

Görres, J., Die teutschen Volksbücher. Nähere Würdigung der schönen Historien-, Wetter- und Arzneybüchlein . . . Heidelberg 1807.

Graeße, J. G. Th., Die Sage vom Ritter Tanhäuser aus dem Munde des Volkes erzählt . . . Dresden und Leipzig 1846.

— — Sagenbuch des Preußischen Staates, I, II, Glogau 1868.

— — Geschlechts-, Namen- und Wappensagen des Adels deutscher Nation. Dresden 1876.

Grauert, Hermann, Zur deutschen Kaisersage (Histor. Jahrb., hrsg. v. Grauert, Pastor, Schnürer, XIII, München 1892, S. 100—143).
Grimm, Brüder, Deutsche Sagen. 2 Teile, in einem Bande hrsg. v. Adolf Stoll, Leipzig [o. J.].
— — Die deutschen Sagen. Ausgabe hrsg. v. Hermann Schneider. Berlin, Leipzig, Wien und Stuttgart (= Goldene Klassiker-Bibliothek).
Grupp, Georg, Der deutsche Volks- und Stammescharakter im Lichte der Vergangenheit. Reise- und Kulturbilder. Stuttgart 1906.
Hagen, Friedrich Heinrich v. d., Gesamtabenteuer. Hundert altdeutsche Erzählungen, 3 Bde, Stuttgart und Tübingen 1850.
— — Die Schwanensage (Abh. d. Kgl. Akad. d. Wiss., Berlin 1846, S. 513—577).
Halbedel, Anton, Fränkische Studien. Kleine Beiträge zur Geschichte und Sage des deutschen Altertums, Berlin 1915 (= Histor. Studien, hrsg. v. Ebering, Heft 132).
Harnack, Adolf, Legenden als Geschichtsquellen (in: Reden und Aufsätze, Gießen 1904, Bd. I, S. 1—26).
Harnack, Otto, Das Kurfürstenkollegium bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts, Gießen 1883.
Hartmann, Julius, Schwabenspiegel aus alter und neuer Zeit (Württ. Neujahrsbl. N. F. 6). Stuttgart 1901.
Hasse, Paul, Der Kampf zwischen Lübeck und Dänemark vom Jahre 1234 in Sage und Geschichte (Hansische Geschichtsbl. 1874, S. 117—148).
Haupt, Karl, Sagenbuch der Lausitz (Neues Lausitzisches Magazin, XL, Görlitz 1862, S. 1—574, Nachtrag XLI, Görlitz 1864, S. 72—92).
Haupt, Moritz, Oswald (Zeitschr. f. deutsch. Altertum, hrsg. v. Moritz Haupt, N. F., I, Berlin 1866, S. 466—491).
— — Kaiser Friedrich aus Ennekels Weltchronik (Zeitschr. f. deutsch. Altertum, hrsg. v. Moritz Haupt, V, Leipzig 1845, S. 268—293).
Häußer, Ludwig, Die Sage vom Tell. Heidelberg 1840.
Häußner, Josef, Unsere Kaisersage (= Sammlung gemeinverst. wiss. Vortr., XIX, 440). Hamburg 1864.
Hebel, F. W., Pfälzisches Sagenbuch. Kaiserslautern [o. J.].
Heidemann, Julius, Hatto I., Erzbischof von Mainz, vom Jahre 891 bis 931 (Progr. d. Berlin. Gymnasiums zum Grauen Kloster, 1865).
Heinrichs, Richard, Die Lohengrindichtung und ihre Deutung (= Frankf. zeitgem. Broschüren, XXIV, 1905, S. 157—212).
Helbig, Friedrich, Die Sage vom ewigen Juden, ihre poetische Wandlung und Fortbildung (= Samml. gem.-verst. wiss. Vorträge, IX, 196). Berlin 1874.
Hertslet, W. L., Der Treppenwitz der Weltgeschichte. Geschichtliche Irr-

tümer, Entstellungen und Erfindungen. 8. verb. u. erw. Aufl., bearb. v. Hans F. Helmolt, Berlin 1912.

Hessel, Karl, Sagen und Geschichten des Rheintales von Mainz bis Köln. Bonn 1904.

Hildebrand, Hugo, Didaktik aus der Zeit der Kreuzzüge und den folgenden Jahren (= Deutsch. Nat.-Lit., hrsg. v. J. Kürschner, Bd. 9). Berlin und Stuttgart [o. J.].

Hocker, Nicolaus, Die Stammsagen der Hohenzollern und Welfen. Einleitung zur deutschen Mythologie und Heldensage. Düsseldorf 1857.

Holly, F. J., Bedeutung des Rheines für die mittelalterliche Poesie (= Frankf. zeitgem. Broschüren, hrsg. v. Joh. Michel Raich, N. F., X, S. 269—328). Frankfurt a. M. und Luzern 1889.

Ideler, Julius Wilhelm, Die Sage von dem Schuß des Tell. Eine historisch-kritische Abhandlung. Berlin 1836.

Janko, Wilhelm Edler von, Fabel und Geschichte. Ein Sammlung histor. Irrtümer und Fälschungen. Wien 1880.

Jellinek, Max Hermann, Friedrich von Schwaben aus der Stuttgarter Handschrift (= Deutsche Texte des Mittelalters, hrsg. v. d. Preuß. Akad. d. Wiss., I). Berlin 1904.

Jordan, Leo, Quellen und Komposition von Herzog Ernst (Herrigs Archiv f. d. Studium der neueren Sprachen, Bd. 112, Braunschweig 1904, S. 328—343).

Junk, Victor, Tannhäuser in Sage und Dichtung. München 1911.

Kampers, Franz, Die deutsche Kaiseridee in Prophetie und Sage. München 1896.

— — Mittelalterliche Sagen vom Paradiese und vom Holze des Kreuzes Christi in ihren vornehmsten Quellen und in ihren hervorstechendsten Typen. Köln 1897.

Kaufmann, Alexander, Nachträge zu den Quellenangaben und Bemerkungen zu Karl Simrocks Rheinsagen (Annalen d. Histor. Ver. f. d. Niederrhein, XLI, 1884, S. 1—56).

— — Wunderbare und denkwürdige Geschichten aus den Werken des Cäsarius von Heisterbach. Ausgewählt, übersetzt und erläutert (Annalen d. Histor. Ver. f. d. Niederrhein, I und II, 47, 53, Köln 1888/1891).

Kelle, Johann, Gesch. d. deutsch. Lit. I. Von der ältesten Zeit bis zur Mitte des elften Jahrh., Berlin 1882. II. Von der ältesten Zeit bis zum dreizehnten Jahrh., Berlin 1896.

Keller, Adalbert v., Erzählungen aus altdeutschen Handschriften. Stuttgart 1855.

— — Fausts Leben. Von Georg Rudolf Widmann. Tübingen 1880 (= Bibl. d. lit. Ver. in Stuttgart, CXLVI).

Kembe, Heinrich, Die Grafen von Mansfeld in den Liedern ihrer Zeit. Volkslieder aus dem XVI. u. XVII. Jahrh. Halle a. S. 1885.
Keſtner, C., Der Kreuzzug Friedrichs II. Inaug.-Diſſ. von Göttingen 1873.
Kleißner, Otto, Die Quellen zur Sempacher Schlacht und die Winkelriedſage. Göttingen 1873.
Klopp, Onno, Geſchichten, charakteriſtiſche Züge und Sagen der deutſchen Volksſtämme. 3 Bde., 2. Aufl., Osnabrück 1906.
Knoop, Otto, Der heilige Georg in der pommerſchen Volksſage (Baltiſche Studien, XXXIV, 1884, S. 248—253).
Knorr, Karl, Über Ulrich von Lichtenſtein. Hiſtoriſche und literariſche Unterſuchungen (= Quellen und Forſchungen zur Sprach- und Kulturgeſchichte der germ. Völker, IX). Straßburg 1875.
Koberſtein, Auguſt, Geſchichte der deutſch. Nat.-Lit. bis zum Ende des 16. Jahrh., 6. umgearb. Aufl. v. Karl Bartſch, Leipzig 1884.
Koegel, Rudolf, Geſchichte der deutſchen Literatur bis zum Ausgange des Mittelalters. Straßburg 1897.
Konrad von Würzburg, Der Wërlte lôn. Hrsg. v. Franz Roth, Frankfurt a. M. 1843.
Kopp, Artur, Bremberger Gedichte. Ein Beitrag zur Bremberger Sage (= Quellen und Forſchungen zur deutſch. Volkskunde, hrsg. v. E. K. Blümml, II). Wien 1908.
Koppmann, Karl, Der Seeräuber Klaus Störtebeker in Geſchichte und Sage (Hanſiſche Geſchichtsbl. 1881, S. 35—38).
Kornmann, Heinrich, Mons veneris, Fraw Veneris Berg, das iſt Wunderbare vnd. eigentliche Beſchreibung der alten Haydniſchen vnd Newen Scribenten Meynung von der Göttin Venere . . . ſowie vielen anderen wunderbaren Geſchichten In vnnd auff den Bergen und Hölen . . . Frankfurt am Mayn 1614.
Krüger, A., Der Kleviſche Schwanritter (Berichte d. Freien deutſch. Hochſtiftes zu Frankfurt a. M., N. F., XII, Frankfurt a. M. 1896, S. 91—102).
Kuhn, A., und W. Schwartz, Norddeutſche Sagen, Märchen und Gebräuche . . . Leipzig 1848.
Kupfer, Heinrich, Die Burg in der deutſchen Dichtung und Sage I. Progr. der Realſchule zu Schneeberg, Schneeberg 1880.
Kurz, Heinrich, Geſchichte der deutſchen Literatur mit ausgewählten Stücken. 3. Aufl., Leipzig 1861 ff.
Ladendorf, Otto, Oswald von Wolkenſtein (Neue Jahrb. f. d. klaſſ. Altertum, Geſch. und deutſch. Lit., hrsg. v. Joh. Ilberg, VII, Jahrg. IV, Leipzig 1901, S. 133—159.
Laiſtner, Ludwig, Nebelſagen. Stuttgart 1879.
Langhans, Victor, Die Fabel von der Einſetzung des Kurfürſtenkollegiums durch Gregor V. und Otto III., Berlin 1875.

Lanz, K. Fr. W., Erzählungen aus der Geschichte des Mittelalters. Leipzig [1839] (= Histor. Lesebuch, enthaltend Erzählungen und Schilderungen aus den Quellenschriftstellern entlehnt . . . Bd. II).
Leyen, Friedrich v. d., Die Götter und Göttersagen der Germanen (= Fr. v. d. Leyen, Deutsches Sagenbuch I). München 1909.
— — Die deutschen Heldensagen (= Fr. v. d. Leyen, Deutsches Sagenbuch II). München 1912.
Liebrecht, Felix, Zur Volkskunde. Alte und neue Aufsätze. Heilbronn 1879.
— — Die Sage vom Mäuseturm (Zeitschr. f. deutsch. Mythol. u. Sittenkunde, hrsg. v. J. W. Wolf, II, Göttingen 1855, S. 405—412).
Liliencron, R. v., Die historischen Volkslieder der Deutschen vom 13. bis 16. Jahrhundert. I—IV und Nachtrag, Leipzig 1865—1869.
Lindner, Theodor, Die deutschen Königswahlen und die Entstehung des Kurfürstentums. Leipzig 1893.
— — Die Sage von der Bestattung Karls des Großen (Forschungen z. deutsch. Gesch., XIX, Göttingen 1879, S. 181—186).
— — Die Fabel von der Bestattung Karls des Großen (Zeitschr. d. Aachener Gesch.-Ver., XIV, Aachen 1912, S. 131—212, XVIII, 1896, S. 65—76).
Lorenz, Ottokar, Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter seit der Mitte des 15. Jahrhunderts. I, II, 3. Aufl., 1886 f.
Maßmann, Hans Ferd., Der kaiser und der kunige buoch oder die sogen. Kaiserchronik. 3 Bde, Quedlinburg und Leipzig 1849—1854 (= Bibl. d. ges. Nat.-Lit., IV, 1—3).
— — Bayerische Sagen, mitgeteilt und geschichtlich beleuchtet. 1. Bändchen: Der Untersberg bei Salzburg. München 1831.
Meiche, Alfred, Sagenbuch des Königreichs Sachsen. Leipzig 1903.
Meier, Ernst, Deutsche Sagen, Sitten und Gebräuche aus Schwaben. Stuttgart 1852.
Meinardus, O., Der historische Kern der Hameler Rattenfängersage (Zeitschr. d. histor. Ver. f. Niedersachsen 1882, Hannover 1882, S. 256—304).
Merkur, Schweizerischer, Eine Monatsschrift. Hrsg. von mehreren schweizer. Schriftstellern, I, Burgdorf und Leipzig 1835.
Meyer von Knonau, G., Die Sage von der Befreiung der Waldstätte. Die Ausgangsstelle, das Erwachsen und der Ausbau derselben. Basel 1873.
Mielke, Hellmuth, Die heilige Elisabeth, Landgräfin von Thüringen (= Sammlung gem.-verst. wiss. Vortr., N. F., VI, S. 139—190). Hamburg 1892.
Monumenta Germaniae historica. Frankfurt und Hannover 1819 ff.

Müllenhoff, Karl, Von der Herkunft der Schwaben (Zeitschr. f. deutsch. Alt. v. Müllenhoff u. Steinmeyer, N. F., V, Berlin 1873, S. 57—71.
— — Sagen, Märchen und Lieder der Herzogtümer Schleswig-Holstein nnd Lauenburg. Anastatische Reproduktion des ersten Abdruckes der Auflage vom Jahre 1845. Siegen 1911.
Muth, Franz Alfred, Die deutsche Sage (= Frankf. zeitgem. Broschüren, hrsg. v. Joh. Mich. Raich, N. F., IX). Frankfurt a. M. und Luzern 1888, S. 317—348.
Nover, Jakob, Deutsche Sagen in ihrer Entstehung, Fortbildung und poetischen Gestaltung. Gießen 1895.
— — Die Lohengrinsage und ihre poetische Gestaltung (= Samml. gemeinverst. wiss. Vortr. v. Virchow u. Holtzendorf, N. F., XIII, 312). Hamburg 1898.
Oehlke, Alfred, Zu Tannhäusers Leben und Dichten. Inaug.-Diss. von Königsberg i. Pr. 1890.
Ottmann, Rich. Eduard, Das Alexanderlied des Pfaffen Albrecht. In neuhochdeutscher Übertragung nebst Einleitung und Kommentar. Halle a. S. [o. J.]
Panzer, Friedrich, Märchen, Sage und Dichtung. München 1905.
Paris, Gaston, Histoire poétique de Charlemagne. Paris 1865.
Passarge, L., Dichtungen von Oswald von Wolkenstein. Übersetzt, eingeleitet und erklärt (= Reklams U.-B. 2839—2840).
Pauls, August. Der Ring der Fastrada (Zeitschr. d. Aachener Gesch.-V., XVII, 1895, S. 1—73).
Pfaff, Friedrich, Volkskunde im Breisgau. Freiburg i. Br. 1906.
Pfeiffer, Franz, Volksbüchlein vom Kaiser Friedrich (Zeitschr. f. deutsch. Altertum, hrsg. v. Moritz Haupt, V, Leipzig 1845, S. 250—268).
— — St. Oswalds Leben (Zeitschr. f. deutsch. Altertum, hrsg. v. M. Haupt, II, Leipzig 1842, S. 92—130).
Prost, Johann, Die Sage vom ewigen Juden in der neuen deutschen Literatur. Leipzig 1905.
Prutz, Hans, Kulturgeschichte der Kreuzzüge. Berlin 1883 (darin bes. S. 435 ff.: Dichtung und Sage).
Quidde, Ludwig, Die Entstehung des Kurfürstenkollegiums. Eine verfassungsgeschichtliche Untersuchung. Frankfurt a. M. 1884.
Ranke, Friedrich. Die deutschen Volkssagen (= Deutsches Sagenbuch, hrsg. v. Friedrich v. v. Leyen IV). München 1910.
Rauschen, Gerhard, Die Legende Karls des Großen im 11. u. 12. Jahrh. (= Public. d. Gesellsch. f. rhein. Geschichtskunde, VII). Leipzig 1890.
Reinecke, Carl, Die Sage von der Doppelehe eines Grafen von Gleichen ... (= Samml. gemeinverst. wiss. Vortr., N. F., VI, S. 635—675). Hamburg 1892.

Richter, J. W. Otto, Deutsches Kyffhäuserbuch. Natur, Geschichte, Sage und Volksleben des Kyffhäusergebirges. Eisleben [1876].
Rochholz, E. D., Tell und Geßler in Sage und Geschichte. Heilbronn 1877.
Röhricht, R., Bemerkungen zur deutschen Kaisersage (Zeitschr. f. Kirchengeschichte, hrsg. v. Th. Brieger, V, Gotha 1882, S. 632—634).
Rudolf, Adalbert, Tannhäuser (Herrigs Archiv f. d. Studium d. neueren Sprachen und Lit., LXVIII, Braunschweig 1882, S. 43—51).
Rumohr, C. F. v., Italienische Novellen von historischem Interesse (= Sammlung für Kunst und Historie, II). Hamburg 1823.
San Marte (A. Schulz), Rückblick auf Dichtungen und Sagen des deutschen Mittelalters (= Bibl. d. ges. deutsch. Nat.-Lit., II, 6). Quedlinburg und Leipzig 1872.
Schacht, Th., Aus und über Ottokars von Horneck Reimchronik oder Denkwürdigkeiten seiner Zeit. Mainz 1821.
Schambach, Georg, und Wilh. Müller, Niedersächsische Sagen und Märchen. Göttingen 1855.
Scherer, Wilhelm, Geistliche Poeten der deutschen Kaiserzeit. Straßburg 1875 (= Quellen und Forsch. zur Sprach- und Kulturgesch. d. germ. Völker, VII).
Schmidkontz, J., Deutsche Sagen und Geschichtswissenschaft im wechselseitigen Dienste (Korrespondenzbl. d. Gesamtvereins d. deutsch. Gesch. u. Altertumsvereine, LIII, Berlin 1905, Sp. 142—158).
Schmidt, Erich, Tannhäuser (in seinen „Charakteristiken", II. Reihe, Berlin 1901, S. 24—50).
Schönhut, Ottmar, Die Burgen, Klöster, Kirchen und Kapellen Badens und der Pfalz mit ihren Geschichten, Sagen und Märchen. 2 Bde, Lahr [o. J.].
Schöppner, A., Sagenbuch der bayerischen Lande. 3 Bde, München 1874.
Schorbach, Karl, Seltene Drucke in Nachbildungen. I. Die historien von dem ritter Beringer. Leipzig 1893.
Schröder, Edward, Zwei altdeutsche Rittermären. Moriz von Craon. Peter von Staufenberg. Berlin 1894.
Schulteß, Karl, Die Sagen über Silvester II. (Gerbert) (= Sammlung gemeinverst. wiss. Vortr. v. Virchow und Holtzendorf, N. F., VII, 167). Hamburg 1893.
Schultheiß, Fr. Guntram, Das deutsche Nationalbewußtsein in der Geschichte (= Sammlung gem.-verst. wiss. Vortr., N. F., VI, S. 301—352). Hamburg 1893.
— — Die deutsche Volkssage vom Fortleben und der Wiederkehr Kaiser Friedrichs II. Berlin 1911 (= Histor. Studien, hrsg. v. E. Ebering, Heft 94).
Schweizer, Alex., Eine Studie zur Schlacht bei Sempach, 9. Juli 1386

(= Neujahrsbl. auf das Jahr 1902 zum Besten des Waisenhauses in Zürich. LXV, als Fortsetzung der Neujahrsbl. der Chorherrenstube, Nr. CXXIV, S. 1—21). Zürich 1902.

Seuffert, Bernhard, Die Legende von der Pfalzgräfin Genoveva. Habilitationsschr. von Würzburg. Würzburg 1877.

Siegel, Heinrich, Die deutschen Rechtsbücher und die Kaiser Karlssage (= Akademie d. Wissensch. Phil.-histor. Klasse, CXI). Wien 1899.

Simrock, Karl, Die geschichtlichen deutschen Sagen aus dem Munde des Volks und deutscher Dichter. Frankfurt a. M. 1855.

— — Die deutschen Volkslieder. Frankfurt a. M. 1851.

— — Karolingisches Heldenbuch. N. A., 1855 [enthält nur neue Gedichte über Karlssagen].

Spiegel der Ehren des Höchstlöblichen Kayser- und Königlichen Erzhauses Österreich . . . Erstlich vor mehr als hundert Jahren verfaßt durch . . . Johann Jacob Fugger . . Neuüblicher umgesetzt . . . durch Sigmund von Birken-Nürnberg 1668. [Die erste Ausgabe von Fugger aus dem 16. Jahrhundert war mir nicht zugänglich.]

Stälin, Christoph Friedrich, Wirtembergische Geschichte. Stuttgart und Tübingen 1841—1847.

Stöber, August, Die Sagen des Elsasses getreu nach der Volksüberlieferung, den Chroniken und anderen gedruckten und handschriftlichen Quellen. N. A., besorgt von Curt Mündel, 2 Bde, Straßburg 1892—1896.

Strackerjan, Ludwig, Aberglaube und Sagen aus dem Herzogtum Oldenburg. 2. erw. Aufl., hrsg. v. Karl Willoh, Oldenburg 1909.

Sybel, Heinrich v., Geschichte des ersten Kreuzzuges. 1. Aufl. Düsseldorf 1841, 2. Aufl. Leipzig 1881.

Tettau, W. J. A. v., und J. D. H. Temme, Die Volkssagen Ostpreußens, Littauens und Westpreußens. Berlin 1837. [Stützt sich auf die Chroniken des 16. Jahrh. von Simon Grunau, Caspar Schütz und Lucas David (1576, neu hrsg. v. D. E. Hennig, Königsberg 1812/17), ferner auf Peter von Duisburg, der noch ein Zeitgenosse des Kampfes mit den Urbewohnern war.]

Theuner, Emil, Die Schlacht bei Sempach und die Sage vom Winkelried (Preuß. Jahrb., hrsg. v. R. v. Treitschke und H. Delbrück, LVIII, Berlin 1886, S. 283—303).

Thuemmel, Conrad, Mittelalterliche Volkssagen als Ausdruck religiös-politischer Kämpfe (= Sammlung gemeinverst. wiss. Vortr. v. R. Virchow und Fr.-v. Holtzendorff, N. F., XIII, 294). Hamburg 1898.

Trog, C., Aus der Chronik von Köln. Sagen, Geschichten und Schwänke. Essen und Leipzig 1883.

Uhland, Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage. Bd. I—VIII, Stuttgart 1865—1873.

Ludwig Uhlands Leben. Aus dessen Nachlaß und aus eigener Erinnerung zusammengestellt von seiner Witwe. Stuttgart 1874.

Ulrich von Lichtenstein, Frauendienst. Hrsg. v. Reinhold Bechstein (= Deutsche Dichtungen des Mittelalters, hrsg. v. K. Bartsch, 6, 7). Leipzig 1888.

Venediger. Die deutsche Kaisersage (Jahrb. d. Kgl. Akad. gemeinnütz. Wiss. zu Erfurt, N. F., XX, Erfurt 1894, S. 351—384).

Vischer, Wilhelm, Die Sage von der Befreiung der Waldstätte nach ihrer allmählichen Ausbildung. Nebst einer Beilage: Das älteste Tellenschauspiel. Leipzig 1867.

Vogt, F., Der edle Moringer (Beitr. z. Gesch. d. deutsch. Spr. u. Lit. v. Paul und Braune, XII, 1887, S. 431—453).

— —, und Max Koch, Geschichte der deutschen Literatur von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Bd. I, 4. Aufl., Leipzig und Wien 1919.

Vogt, Julius, Die Pöhlder Chronik und die in ihr enthaltenen Kaisersagen. Inaug.-Diss. v. Halle 1879.

Volksbücher, hrsg. v. G. O. Marbach. Leipzig [o. J.].

Volter, Daniel, Die Secte von Schwäbisch-Hall und der Ursprung der deutschen Kaisersage (Zeitschr. f. Kirchengesch., hrsg. v. Theodor Brieger, IV, Gotha 1881, S. 360—393).

Voretzsch, Carl, Einführung in das Studium der altfranzösischen Literatur (= Samml. kurzer Lehrbücher d. roman. Spr. u. Lit., II). [2] Halle 1913.

Wackernagel, Wilhelm, Der Welt Lohn (Zeitschr. f. deutsch. Altertum, hrsg. v. Moritz Haupt, VI, Leipzig 1848, S. 150—155).

Wattenbach, W., Deutschlands Geschichtsquellen. Bis zur Mitte des 13. Jahrh. I[7], Stuttgart und Berlin 1894, II[6], Berlin 1894.

Weber, Beda, Oswald von Wolkenstein und Friedrich mit der leeren Tasche. Innsbruck 1850.

Weber, Heinrich, Die Kaiseridee des Mittelalters (= Frankf. zeitgem. Brosch., N. F., XIII, Frankfurt a. M. und Luzern 1862, S. 37—64).

Weber, Lothar, Mehr Licht in der Weltgeschichte. Danzig 1894.

Wechßler, Eduard, Die Sage vom hl. Gral in ihrer Entwicklung bis auf Wagners Parsifal. Halle a. S. 1898.

Wehrhan, Karl, Die Sage (= Handbücher zur Volkskunde I). Leipzig 1908.

Weise, O., Die deutschen Volksstämme und Landschaften (= Aus Natur und Geisteswelt, 16). 4. Aufl., Leipzig 1918.

Sage und Geschichte der weißen Frau (Histor.-polit. Bl. f. d. kathol. Deutschland, LXII, München 1870, S. 299—313).

Wesemann, H., Caesarfabeln des Mittelalters (Progr. d. Höh. Bürgerschule zu Löwenberg i. Schles., Löwenberg 1879).

Weyden, Ernst, Kölns Vorzeit. Geschichten, Legenden und Sagen Kölns . . .

Widmann, Simon Peter, Geschichtsel. Mißverstandenes und Mißverständliches aus der Geschichte. 2. Aufl., Paderborn 1913.

Winterfeld, Paul v., Deutsche Dichter des lateinischen Mittelalters. In deutschen Versen. Hrsg. u. eingel. v. Hermann Reich, München 1913.

Wirnt von Gravenberch, Wigalois, der Ritter mit dem Rade. Hrsg. v. Georg Friedrich Benecke, Berlin 1819.

Wossidlo, Volkssagen über Rethra (Korrespondenzbl. d. Gesamtver. d. deutsch. Gesch.- u. Altertumsver., LVII, Berlin 1909, Sp. 225—246).

— — Über die Erforschung der Rethrasagen (Mitteil. d. Verb. deutsch. Ver. f. Volkskunde Nr. 8 v. Dezbr. 1908). Vgl. auch die Mitteil. Wossidlos über den gleichen Gegenstand in „Mecklenburg", Zeitschr. d. Heimatbundes 1909, Heft 1.

Wünsche, August, Der Sagenkreis vom geprellten Teufel. Leipzig und Wien 1905.

Zander, F., Die Tannhäusersage und der Minnesänger Tannhäuser (Progr. d. Kgl. Friedrichs-Kollegiums in Königsberg i. Pr. 1858).

Zimmerische Chronik, Hrsg. v. Karl August Barack, I—IV, 2. Aufl. Freiburg und Tübingen 1881.

* * *

Personen- und Ortsverzeichnis.

Aachen I, 29 ff., 34 ff., 41 ff., 45, 84, 124, 149; II, 42.
Aargau I, 147, 155; II, 133.
Abensberg, Graf Babo von II, 8 f.
Abodriten, Herzog der II, 91.
Adalbert von Bamberg I, 57 ff.
Adalbert, Erzb. v. Bremen II, 79 f.
Adalbert von Prag II, 112.
Adelger, Herzog von Bayern II, 2 ff.
Adelgis, Sohn des Desiderius I, 12 ff.
Adelheid, Herzogin von Bayern und Österreich II, 177 ff.
Adolf von Nassau I, 167.
Aducht II, 49.
Agrippiner II, 183.
Ahr II, 48 f.
Ahre II, 49.
Aikon I, 135 f.
Albertus Magnus I, 145 f.; II, 49 ff.
Albia, Elbe II, 90.
Albrecht, Herzog von Bayern I, 153.
Albrecht, Herzog v. Österr. I, 154.
Albrecht von Preußen, Hochmeister II, 125.
Albrecht, Albert, Herzog v. Sachsen II, 102 f.
Albrecht der Schöne II, 71.
Albrecht von Simmern II, 32 ff.
Albrecht der Entartete II, 69.
Alcuin I, 28 f.
Alemannien II, 160.
Alexander der Große II, 76 f., 172 ff.
Alexander, Papst I, 132 ff.
Alexander von Soltwedel II, 99 ff., 103 f.
Alexandrien I, 24.
Alfons von Kastilien I, 145.
Algis, Sohn des Desiderius I, 9 ff.
Altenahr II, 48 f.
Altorf II, 20 ff., 28 f.
Amazonen II, 112.
Amiens, Peter von I, 112 ff.
Ammerland II, 86 f.
Andernach I, 51 f.
Andreas, Apostel I, 118.
Andreas von Sangerwitz II, 121 ff.
Angelburg II, 164 ff.
Angilbert, Tochtermann Karls des Großen I, 38.
Anjou, Karl von I, 143.
Anno, Erzbischof von Köln II, 47.
Antiochien I, 117 ff.
Aquino, Thomas von II, 50.
Aquitanien I, 45.
Aragon, Peter von I, 144.
Arichis, Herzog v. Benevent I, 14 f.
Arimasper II, 187.
Arl I, 20.
Armenien I, 132; II, 1.
Arnulf von Bayern I, 62.
Arnulf von Kärnten I, 55 ff., 122.
Artzberg, Artebriga II, 13.
Arundel II, 160.
Aschanes, Askanius II, 76.
Askanien, Bernhard von II, 75.
Attila I, 108 f.
Auffenstein, Ritter II, 129.
Augsburg I, 8; II, 10, 37, 178.
Augustin, Kirchenvater I, 28 f.
Augustus, römischer Kaiser I, 163.

Babenberg, s. auch Bamberg I, 71; II, 127.
Babo, Graf von Abensberg II, 8 f.
Babylon II, 76, 188 f.
Baden II, 23 f.
Baden, Markgraf von I, 143 ff.
Balke, Hermann von II, 118.
Bamberg I, 57 ff., 65, 71, 91 f.; II, 14, 180, 190.
Barbarossa, s. auch Friedrich I., I, 125 ff.; II, 41.
Bartenstein II, 118 f.
Bayern I, 40 f.; II, 1 ff., 21, 177 ff.

Bayern, Herzog von II, 23.
Bayern, Herzog Otto von I, 109.
Belgrad I, 157 f.
Beligand, Sarazenenkönig I, 21 ff.
Benevent I, 14 f.
Bergen in Norwegen II, 104, 110.
Bern (Ravenna) II, 5.
Berta, Mutter Karls d. Gr. I, 7 ff., 38.
Berta, Heinrichs IV. Gemahlin I, 102 f.
Bertold von Regensburg II, 16 ff.
Bingen I, 60.
Biterolf, Minnesänger II, 142 ff.
Blancheflur II, 155 ff.
Blondel von Nesle I, 136.
Bodensee I, 19, 108.
Böhmen (Land) I, 95; II, 6.
Böhmen (Stamm) I, 104.
Böhmen, König v. I, 107; II, 26, 95.
Böhmerwald II, 26.
Boleslaw, König von Polen I, 88.
Bologna II, 97.
Bonifatius, Bischof I, 16.
Bonn I, 52; II, 48.
Bornholm II, 105 f.
Bornhövede II, 95, 102.
Bouillon, Gottfried v. I, 105, 113 ff., 164.
Brabant II, 50, 67, 146 ff.
Brandenburg, Herlieb von I, 106; II, 7, 10.
Brangäne, Nichte Isoldens II, 157 ff.
Braunschweig I, 70, 80, 128 ff.
Braunschweig, Herzog von II, 54, 102, 104 f.
Bremen II, 79 f., 86 f., 102.
Breisach I, 64.
Breisgau II, 24.
Brennberger II, 149 ff.
Brenno, Schwabenherzog II, 6, 20.
Brigitte, hl. II, 98.
Britannien II, 79.
Brixen II, 6.
Brügge II, 104.
Bruno, Erzbischof von Köln I, 67 f., 84 f.; II, 46.
Bruno, Bischof von Würzburg, Vetter Heinrichs III. I, 97.
Brutener II, 117.
Bruteno II, 116 ff.
Buchhorn II, 87.
Bulgarien I, 33, 91; II, 183.
Bundus, schwäbischer Herzog II, 20 f.
Burchhard, Graf, Dienstm. Ottos I. I, 75 f.
Burghard, sächsischer Edler I, 59.
Burgund II, 11.
Buxtehude II, 90.

Calw II, 29 f.
Cäsar I, 159; II, 1, 20, 77, 89 f.
Caspien I, 110.
Cisterzienser II, 66.
Conzen von der Rosen I, 161 f.
Cornwallis II, 155 ff.
Cornwallis, Richard von I, 145.
Cosenza in Italien I, 83.
Cressy, Schlacht bei II, 95.
Cymbria II, 115 f.
Cypern I, 119.

Dalamantien I, 63 f.
Dänemark I, 25; II, 79, 93, 99 ff., 103, 105 f., 108, 110, 115 f., 126.
Dänen I, 76, 81; II, 101 ff., 115.
Danzig II, 104 f., 124 ff.
Deckbergen II, 88.
Desiderius, König der Longobarden I, 9 ff., 40.
Deutz II, 55 f.
Dietmar von Verden I, 106.
Dietrich von Bern II, 24.
Dietrich, Markgraf der Lausitzer I, 127 f.
Dietrichstein in Kärnten II, 129.
Diez Schwienburg I, 156 f.
Dimringer v. Staufenberg II, 152 ff.
Dinkelsbühl II, 26.
Dithmarschen II, 77, 93 ff., 99 ff., 102.
Dollinger, Hans II, 9 f.
Donau I, 33 f., 51, 96; II, 39, 170, 182.
Döpe, Bremer II, 86 f.
Duranda, Rolands Schwert I, 22 f.
Dürenstein I, 136.

Eberhard von Franken, Bruder Konrads I. von Franken I, 61 ff., 68, 93.
Eberhard im Barte II, 23.
Eberhard II., der Greiner II, 22 f.
Eberstein, Burg und Geschlecht bei Baden in Schwaben I, 69 f.
Edita, Ottos I. Gemahlin I, 80 f.
Eginhard, Geschichtschreiber Karls des Großen I, 38 ff.
Einfüßler II, 187.
Eisenach II, 59, 68, 70, 74, 144 f.
Eiserne, Ludwig der II, 61 ff.
Eisheere, Riese im Heere Karls des Großen I, 18 f.
Eisleben I, 100.
Elbe II, 76, 90.
Elisabeth, hl. II, 66 ff.
Ellwangen II, 26.
Elsa von Brabant II, 146 ff.
Elsaß II, 87.
Elsbeth, Tochter des Herzogs Heinrich in Bayern II, 7.
Elster (Fluß) I, 103 f.
Elze im Sachsenlande I, 46.
Emelreich, König I, 106.
Emma, Tochter Karls des Großen, s. auch Imma I, 38 ff.
Emmicho, Graf II, 57.
Engelbert II., Erzbischof von Köln II, 48.
Engelbrecht, Erzb. von Köln II, 46.
England I, 78; II, 95 ff., 104, 147, 155 ff., 178.
Eppelin von Gailingen II, 15 f.
Erbach I, 40.
Erchinger, Graf II, 32, 34.
Eresburg, sächsische Feste II, 61 f.
Erfurt I, 103, 112, 149; II, 72 f.
Ernst, Herzog von Schwaben I, 68, 93; II, 177 ff.
Eschenbach, Wolfram von I, 150; II, 142 ff.
Eßlingen I, 150, 167.
Eticho, der Welf II, 21.
Everhard, Heinrichs V. Dienstmann I, 100 ff.
Ezzelino I, 140.
Fastrada, Karls des Großen Gemahlin I, 37 f.
Finnland II, 70, 98.
Flandern, Graf von I, 143; II, 104.
Florenz I, 165 f.
Franken (Stamm) I, 7 ff., 51 f., 59, 66; II, 43 ff., 74.
Franken (Geschlecht) I, 93 ff.; II, 177 ff.
Frankenhausen I, 176.
Frankenstein, Herren von II, 60.
Frankfurt a. M. I, 17, 38, 47 ff., 149, 152; II, 70, 147, 154.
Frankreich II, 46, 95, 142, 149 ff., 190.
Frauenkirchen II, 53.
Frauenlob II, 141.
Freiburg i. Br. II, 25.
Freising II, 12, 14 f.
Friedrich I. Barbarossa I, 113 f., 125 ff., 162 ff.; II, 24, 61 f., 75.
Friedrich II. I, 113, 138 ff., 148, 165 ff.
Friedrich III. I, 157 ff.
Friedrich, der falsche I, 133.
Friedrich von Österreich, Markgraf von Baden I, 142 ff.
Friedrich der Schöne von Österreich I, 147, 152 ff.
Friedrich von Hohenstaufen, Herzog (zur Zeit Lothars von Sachsen) I, 122.
Friedrich von Nürnberg I, 168.
Friedrich von Oldenburg II, 83 f.
Friedrich von Schwaben II, 32, 35, 163 ff.
Friedrich, Herzog von Schwaben, Sohn Konrads III. I, 124.
Friedrich von Schwaben, Neffe Konrads III. I, 124.
Friedrich von Telramund II, 146 f.
Friedrich, Markgr. v. Thüring. II, 70.
Friedrich mit der gebissenen Wange II, 69 f.
Friedrich von Zollern II, 30 ff.
Friesen I, 25 ff.; II, 75 ff.
Friesland I, 25 ff., 145 f.; II, 80 ff., 110.
Frisches Haff II, 116.
Fritzlar, Herbort von II, 142 ff.

Fronvögte (i. d. Schweiz) II, 132 ff.
Fulda II, 70.
Fürst von Uri II, 135 ff.

Gallien I, 109.
Gallier I, 81 f.
Ganelo, Rolands Verräter I, 20 ff.
Genoveva II, 50 ff.
Georg (hl. Michael) II, 39.
Gerbert, Erzbischof von Köln II, 46.
Gerhard von Oldenburg II, 84 ff.
Gerhard, der gute I, 77 f.
Germersheim I, 149.
Gernrode I, 71.
Gero, Markgraf I, 70 f.
Gerold, Markgraf II, 6.
Gerold, Herzog und Bruder Hildegards, Gemahlin Karls d. Großen II, 41.
Geroldseck I, 178.
Geßler, Vogt II, 134 ff.
Ghibellinen und Welfen I, 123 ff.
Gibichenstein bei Halle II, 58 f.
Gisilbert (Giselbert) von Lothringen I, 64, 68 f.
Gleichen, Graf von II, 72 f.
Gmünd II, 26.
Gödike, Michelsen II, 109 ff.
Golo II, 50 ff.
Goten, Gotland II, 116.
Gottfried v. Bouillon I, 105, 113 ff., 164.
Goslar I, 65 f., 79 f., 103; II, 83 f.
Grab, hl., in Jerusalem I, 23.
Grabenau in Hessen I, 108.
Grabfelden in Franken I, 47.
Gregor VII., Papst I, 105 ff.
Grein in Österreich I, 96.
Greiner, Eberhard II. II, 22 ff.
Gretlmühl II, 10.
Griechen (Oströmer) I, 24, 38, 81, 88 ff.; II, 115.
Griechenland (oström. Kaiserreich) II, 175, 177, 183.
Grimoald, Sohn des Herzogs Arichis von Benevent I, 14 f.
Groitsch, Graf Wiprecht v. I, 106 ff.
Grona, sächsische Feste I, 62.
Gryn, Hermann, Bürgermeister von Köln II, 46 f.
Guelfen und Ghibellinen I, 123 ff.
Gundelkarl, Erbauer Goslars I, 65 f.
Gunter, Bischof v. Regensburg I, 77.

Habsburger I, 146 ff., 157 ff.; II, 132 f.
Hadeler II, 77.
Hagel, Fürst II, 125 f.
Hager, Dienstmann II, 71 f.
Halberstadt II, 90, 105.
Halberstadt, Bischof von I, 107; II, 60.
Halberstadt, Albrecht von II, 142 ff.
Hall in Schwaben I, 171.
Halle II, 58.
Hamburg II, 91, 104 f., 111.
Hameln II, 88 f.
Hans von Sagan II, 119 f.
Hansa II, 103 ff.
Harlunger (Geschlecht) I, 106.
Harun al Raschid, König d. Morgenlandes I, 24.
Harz I, 79.
Harzburg I, 79, 98 ff.
Hatto, Erzbischof von Mainz I, 57 ff.
Haunen, Hunnen II, 13.
Hayder, Dienstmann II, 71 f.
Hayms von Bayern, Held Karls des Großen I, 19.
Heiden (Hunnen) II, 50.
Heinriche (Kaisergeschlecht) II, 55.
Heinrich I., der Finkler I, 59, 62 ff., 67, 79, 147, 178; II, 37, 146, 138.
Heinrich II. I, 81, 88, 93.
Heinrich III. I, 95 ff.; II, 28.
Heinrich IV. I, 97 ff.
Heinrich V. I, 110 ff.; II, 14.
Heinrich VI. I, 135 ff.
Heinrich VII. I, 152.
Heinrich, Ottos I. Bruder I, 68, 70.
Heinrich, Herzog, verbannt von Otto II. I, 85.
Heinrich, Herzog von Bayern II, 124.
Heinrich, d. Kind v. Brabant II, 67.
Heinrich d. Eiserne zu Hessen II, 53 f.
Heinrich von Kempten I, 72 ff.

Heinrich, Herzog v. Lothringen I, 123.
Heinrich d. Löwe I, 126 ff.; II, 74, 102.
Heinrich von Meißen II, 68.
Heinrich von Nassau II 87.
Heinrich, Pfalzgraf, Verleumder des Herzogs Ernst von Schwaben II, 179 ff.
Heinrich Reuß von Plauen II, 124.
Heinrich, Herzog v. Sachsen II, 182.
Heinrich von Schwaben I, 94 f.
Heinrich, Landgr. v. Thüringen II, 67.
Heinrich, Erzb. von Reims, Bruder Ludwigs des Deutschen I, 49.
Heinrich von Meißen II, 141.
Heinrich von Ofterdingen II, 142 ff.
Heinrich Schreiber, Minnesänger II, 74.
Helgoland II, 79.
Helias I, 115 ff.
Henneberg I, 88 f.; II, 56.
Heribert, Erzbischof von Köln II, 35 ff.
Heribert, Mönch v. St. Gallen I, 106.
Herlieb von Brandenburg I, 106.
Hermann von Balke II, 118.
Hermann der Cherusker I, 178.
Hermann I., Landgraf von Thüringen II, 67, 142 ff.
Hermann von Thüringen, Sohn der hl. Elisabeth II, 67.
Hermannsberg im Teutoburger Walde I, 178.
Hersfeld in Hessen I, 108.
Hersfeld, Abt von II, 70.
Hessen I, 107, 178; II, 41, 53 f., 60, 62, 68.
Hieronymus, Kirchenvater I, 28 f.
Hildebold, Bischof von Köln I, 29 f.
Hildebrand, später Gregor VII. I, 105 ff.
Hildegard, Gemahlin Karls des Großen I, 35 ff., 45; II, 41.
Hildesheim I, 46.
Hildolf, Erzb. von Trier II, 50, 53.
Himmelkron, Kloster II, 72.
Hinrik, Isern II, 95 ff.
Hirschau, Kloster I, 95.
Hohenmölsen bei Merseburg I, 104.
Hohenschwangau II, 22.
Hohenstaufen, Geschlecht I, 112, 123 ff., 165.
Holstein II, 95, 102, 108.
Holzhausen I, 178.
Holzschuh, Tile Kolup I, 167 ff.
Honorius, Papst I, 142.
Honrode II, 88.
Hörsel II, 59, 145.
Hoyer von Mansfeld, Graf I, 111.
Hrouttrud, Tochter Karls des Großen I, 38.
Hunnen II, 6, 13, 39.

Ida von Toggenburg II, 138 ff.
Imma, Karls des Großen Tochter I, 38 ff.
Indien I, 140 ff.; II, 183, 187.
Ingelheim a. Rh. I, 40, 47.
Innozenz III., Papst I, 173.
Innozenz IV., Papst I, 166.
Innsbruck I, 159.
Irland II, 156 ff.
Isern Hinrik II, 95 ff.
Island II, 79.
Isolde II, 155 ff.
Italien I, 56, 82 ff., 88, 134, 143 f., 165 ff., 169 ff., 172; II, 24, 115, 190.
Italiener I, 81.

Jagello von Polen II, 121.
Jäger, Hauptm. v. Lübeck II, 106 ff.
Jerusalem I, 23 f., 91 f., 112, 119 f., 131 f., 164, 177; II, 46, 189.
Joachiten I, 169.
Jodute, Denksäule I, 112.
Johann XII., Papst I, 71.
Johannes, König v. Jerusalem I, 114.
Johann, Priester v. Indien I, 140 ff.
Johannes, heidnischer König II, 163.
Juden I, 177.
Jumneta, Vineta II, 115.

Kambach II, 6.
Karl der Große I, 7 ff., 84, 87, 163 ff., 178; II, 24, 90.
Karl, Sohn Karls des Großen I, 45 f.

Karl, Sohn Ludwigs des Deutschen I, 48 ff.
Karl der Kahle I, 52.
Karl der Kahle, Bruder Ludwigs des Deutschen I, 51 f.
Karl der Dicke I, 51 ff.
Karl IV. II, 10.
Karl V. I, 177 f.
Karl von Anjou I, 143 f.
Karlmann, Sohn Ludwigs des Deutschen I, 49 f.
Kärnten I, 55; II, 127, 129 ff.
Kaiserslautern I, 175, 178.
Kaiserstuhl II, 25.
Kastilien I, 145.
Katzenellenbogen, Eberhard von I, 168; II 87.
Kelheim II, 12.
Kempten I, 45.
Kiel II, 95.
Klaus Störtebeker II, 108 ff.
Kleve II, 147 f.
Kleve, Herzog von II, 54.
Klingen, Walter von I, 148.
Klingsor II, 66 f., 143 ff.
Kniprode, Winrich von II, 119.
Knoblauchskönig I, 100.
Köln I, 29 ff., 52, 67, 77, 84 f., 89, 93, 107, 126, 145 f., 177; II, 46 ff., 56, 104.
Kolup, Tile I, 167 ff.
Königsberg I, 164; II, 119 f.
Konrad I. I, 93.
Konrad II. I, 93 ff.
Konrad III. I, 113, 123 ff.; II, 41.
Konrad IV. I, 142 ff., 169, 171.
Konradin von Hohenstaufen I, 142 ff.; II, 22.
Konrad I. von Franken I, 59, 61 ff.
Konrad von Ostfranken I, 93.
Konrad, Herzog v. Westfranken I, 93.
Konrad von Hochstedten, Erzbischof von Köln II, 48.
Konstantin der Große I, 163.
Konstantinopel I, 24 f., 91, 157, 177; II, 183.
Konstanz I, 161 f.
Kopenhagen II, 105 f.
Krakau II, 105, 121.
Kreuzzüge I, 112 ff.
Kriue Kirwaito II, 116 ff.
Kunigunde, Heinrichs II. Gemahlin I, 65, 91.
Kuno, Kurzbold, Dienstmann Heinrichs I. I, 64.
Kyburg I, 150.
Kyffhäuser I, 162 ff., 176 ff.

Ladislaw, König I, 158.
Landenberg, Edler von II, 133 ff.
Lauf in Bayern II, 16.
Lauingen II, 39.
Lausitz, Lausnitz I, 71, 106.
Lechfeld I, 67; II, 37, 183.
Legnano I, 127.
Leo, Papst zu Zeiten Karls des Großen I, 23.
Leopold von Österreich I, 135 ff.; II, 127, 138, 143 ff.
Limburg, Bischof von II, 48, 146.
Linz I, 158.
Lippe I, 178; II, 87 f.
Liutberga, Gemahlin des Longobardenkönigs Desiderius I, 40.
Liutgarde, Ottos I. Tochter I, 75.
Livland II, 104.
Lombardei I, 106; II, 24.
London I, 78; II, 104.
Lohengrin II, 146 ff.
Longobarden I, 9 ff.
Lorsch, Kloster I, 38, 41.
Lothar, Oheim Karls d. Dicken I, 54.
Lothar II. II, 35, 178.
Lothar von Sachsen I, 122 f.
Lothringen I, 52, 68, 93, 121 ff., 161 ff.; II, 149.
Löwenherz, Richard I, 135 ff.
Lübeck I, 167, 178; II, 98 ff.
Ludwig d. Fromme I, 30, 44 ff.; II, 21.
Ludwig der Deutsche I, 45 ff., 51 ff.
Ludwig, Sohn Ludwigs des Deutschen I, 49 f., 51.
Ludwig das Kind I, 57 ff.
Ludwig, Tochtersohn Lothars, des Oheims Karls des Dicken I, 54.
Ludwig d. Bayer I, 147, 152 ff., 172.

Ludwig der Springer II, 58 ff.
Ludwig der Eiserne II, 61 ff., 65 f.
Ludwig IV. von Frankreich I, 76.
Luka II, 41.
Lüneburg II, 102, 105.
Lüttich I, 52, 109 f.
Luxemburg II, 148 f.

Maas I, 110.
Magdeburg I, 77, 81, 98; II, 58, 89 f., 105.
Magnetberg II, 185.
Maifeld II, 50.
Mailand I, 31, 75; II, 41, 98.
Main I, 17, 161 f.
Mainz I, 31, 38, 53 ff., 85, 93, 100 ff., 107 f., 123, 151, 168, 178; II, 45, 55, 59, 141, 147.
Mamre I, 164.
Manfred, Sohn Friedrichs II. I, 166, 173, 175.
Mansfeld, Graf Hoyer von I, 111 f.
Marburg II, 54, 67.
Margarete Maultasch II, 129 ff.
Marienburg II 121, 123 f.
Mark II, 95.
Marke, König von Kurnewale II, 155 ff.
Marolt von Irland II, 156 ff.
Marsilius, Sarazenenkönig I, 21 f.
Martinswand I, 159 f.
Mathilde, Ottos I. Mutter I, 67.
Maultasch, Margarete II, 129 ff.
Maximilian I. I, 147, 153, 159 ff.; II, 23.
Mecklenburg II, 102, 108.
Meißen II, 67 f., 141.
Melcher von Unterwalden, Melchi, Melchtal II, 134 ff.
Merseburg I, 98, 104.
Messina I, 139.
Metz, Bischof von I, 83, 121 f.
Michael, hl. II, 39.
Michelsen Gödike II, 109 ff.
Miligedo II, 118.
Milon von Anglant, Held Karls des Großen I, 19.
Mistuwoi II, 91.
Mohrenland II, 188 f.
Möllenbeck II, 88.
Montsalvatsch II, 146 ff.
Moorriemer II, 86.
Morgenland I, 22 f.
Möringer II, 169 ff.
Mosel II, 42 f.
Mühldorf I, 152, 154.
München I, 153, 157.
Münster I, 107; II, 86 f.

Nassau II, 56, 87.
Naugarden II, 104.
Naumburg II, 61, 63 f.
Neapel I, 143 f.; II, 22.
Neresheim I, 124.
Nero, römischer Kaiser I, 163.
Neusen, Grafen von II, 55, 170 f.
Neumark in der Oberpfalz II, 16.
Neuß I, 168.
Newa I, 110.
Niederrhein I, 145, 167.
Nizäa I, 115 ff.
Normandie II, 160.
Normannen I, 18, 52, 55.
Norwegen II, 103 f., 115, 167.
Notau II, 104.
Novalesa, Novalicium, Kloster I, 9.
Nowgorod II, 104.
Nürnberg I, 155, 178; II, 15 f., 26, 190.
Nürnberg, Burggraf von I, 168; II, 71.

Obotriten, wendischer Volksstamm I, 70.
Odenberg in Hessen I, 178.
Oder II, 115.
Offenburg II, 152 ff.
Ohre bei Wolmirstädt im Sachsenlande I, 16.
Ölberg bei Jerusalem I, 23, 120, 164.
Oldenburg II, 82 ff.
Oliver, Held Karls des Großen I, 19.
Orchaden (Orkneyinseln) II, 79.
Orlamünde, Gräfin von II, 71 f.
Ortenau II, 152 ff.
Ostereisbergen II, 88.

Osterode II, 121.
Österreich I, 96; II, 126 ff., 132 ff., 138, 143 ff., 149 ff., 177 ff.
Ostfriesland II, 84 ff.
Ostmarken II, 111 ff.
Ostsee II, 110, 112 f.
Oswald, König II, 161 f.
Otker, ungetreuer Dienstmann Karls des Großen I, 11 f.
Ottensund I, 76.
Otto I., der Große I, 67 ff.; II, 46, 113, 178 ff.
Otto II. I, 60, 81 ff.; II, 91.
Otto III. I, 81, 84 ff.
Otto, Neffe Ottos II. I, 83.
Otto mit dem Barte I, 71.
Otto, Herzog von Bayern I, 109.
Otto von Wittelsbach I, 137 f.; II, 8.
Otto der Schütz II, 53 f.
Otto, Bischof von Bamberg II, 14.
Overstolz, Geschlecht in Köln II, 48 f.

Palästina I, 137, 172; II, 127, 170, 183 ff.
Palermo I, 88.
Panochen II, 187.
Pappenheim II, 39.
Papst I, 30 f., 86, 100, 104 ff., 127 f., 132 ff., 142, 163 ff., 170 ff.; II, 60, 73, 97, 103, 146, 190.
Paris I, 76, 81 f.; II, 46, 150 f.
Parma I, 138.
Parmenie II, 155 ff.
Parzival II, 146 ff.
Passau I, 33; II, 7.
Pavia I, 10 ff., 56.
Persien, Schah von II, 22.
Peter von Amiens I, 112 ff.
Peter von Aragon I, 144.
Peter Dimringer von Staufenberg II, 152 ff.
Petrarca, italienischer Dichter I, 37.
Petrus, Apostel I, 23 f.
Pfalzgraf II, 23.
Pfalzgrafenweiler II, 26 ff.
Philipp, deutscher Kaiser II, 8.
Philipp v. Schwaben I, 137 f., 172.
Philipp von Frankreich I, 142.
Pilgrim, Erzbischof von Köln I, 89.
Pipin, Karls des Großen Vater I, 7 ff.; II, 10 ff.
Pipin, Sohn Karls des Großen I, 15, 41, 45 f.
Pisa I, 143.
Plauen, Heinrich Reuß von II, 124.
Plesse II, 70 f.
Polen I, 88, 137; II, 104, 121, 123 f.
Pommern II, 126.
Prag II, 26 ff.
Prag, Adalbert von II, 112.
Preußen II, 77, 111 ff.
Prüfening bei Regensburg II, 14.
Pyrenäen I, 21.

Rab in Österreich I, 33 f.
Radbod, König der Friesen I, 25 f.; II, 81 f.
Radbod von Habsburg I, 147 f.
Radigast II, 113 f.
Rammelsberg I, 79 f.
Rantzau, Geschlecht von II, 91.
Rastadt II, 83 f.
Rauschebart, Eberhard II, 22 ff.
Ravenna II, 5.
Ravensburg II, 21 f., 28 f.
Regensburg I, 41, 57, 77, 89, 99, 150; II, 1, 8 ff., 12 f., 17 ff., 180 ff.
Reimar Zweter, II, 142 ff.
Reinhardsbrunn II, 60.
Reinherr Schenk II, 130.
Reismühle in Bayern I, 8.
Remagen II, 49.
Repsholt, Graf Sirk von II, 84 ff.
Rethra II, 113 f.
Reuß von Plauen II, 124.
Reval II, 105.
Rhein I, 145, 149, 167; II, 43 ff., 54.
Rheinfranken II, 43 ff.
Richard von Cornwallis I, 145.
Richard Löwenherz I, 135 ff.
Richardis, Gemahlin Karls des Dicken I, 54 f.
Riga II, 105.
Riwalin II, 155 ff.
Rodenstein I, 178.
Roland I, 19 ff.

Rom I, 24, 36 f., 56, 71, 84, 88, 106, 113, 126, 143, 147, 165; II, 2 ff., 7, 41, 60, 73, 89, 98, 103, 146, 190.
Römer I, 81; II, 4 ff., 45, 133.
Roncesval I, 20 ff.; II, 41, 168.
Rostock II, 105, 108 ff.
Rotbart s. Friedrich Barbarossa.
Rothenburg, Graf von II, 55.
Rual II, 155 ff.
Rudolf von Habsburg I, 146 ff., 167 ff.; II, 40, 133.
Rudolf, Herzog von Schwaben I, 99, 103 f.
Rudolf, König von Burgund I, 64 f.
Rügen II, 98, 114.
Ruhla II, 62.
Runzifal II, 168.
Rußland II, 104, 110, 112.
Rütli I, 178; II, 136.

Saarbrücken II, 147.
Sachsen (Land) I, 59, 61 f.; II, 70.
Sachsen (Stamm) I, 16 ff., 42, 66, 97 ff., 103 f.; II, 75 ff., 90, 98 f., 182.
Sachsen (Kaisergeschlecht) II, 177 ff.
Sachsen, Herzöge von II, 23, 102.
Sagan, Hans von II, 119 f.
Saladin, Sultan I, 113 f.; II, 127.
Salomo, König von Ungarn I, 109.
Salza II, 192.
Salzburg I, 31; II, 12.
Salzwedel I, 106.
Samland II, 125.
Sangerhausen II, 59.
Sängerkrieg a. d. Wartburg II, 141 ff.
Sangerwitz, Andreas von II, 121 ff.
St. Gallen I, 61; II, 35 ff.
St. Peter im Schwarzwald II, 25.
St. Ruprecht im Schwarzwald II, 25.
St. Thomas' Land (Palästina) II, 170.
St. Veit in Kärnten II, 129 ff.
St. Wolfram II, 80 ff.
Santen, Xanten II, 45.
Saragossa I, 21.
Sarazenen, s. auch Türken I, 81 f., 171 f., 177.
Sarnen II, 134 ff.
Scandia II, 115.
Sciopoden II, 187.
Scandianer II, 116.
Schelde II, 147.
Scherffenberger, Wilhelm II, 127 ff.
Schieder in Lippe I, 178.
Schlesien, Herzog Heinrich I, 137.
Schottland II, 13.
Schwaben I, 69, 71 ff., 94 f., 163 ff., 171; II, 6, 19 ff., 39, 170 f.
Schwaben, Herzöge von II, 24, 32.
Schwaben, Herzog Friedrich von I, 123 f.
Schwaben, Konradin von I, 142 ff.
Schwaben, Philipp von I, 137 f.
Schwanenringe zu Plesse II, 70 f.
Schwarzwald I, 94 f.; II, 24 ff.
Schweden II, 98, 103, 108, 133, 146.
Schweiz I, 178; II, 30, 126 f.
Schweppermann I, 155 f.
Schwerin, Graf zu II, 102.
Schwienburg, Diez I, 156 f.
Schwyz II, 132 ff.
Scotus, Michael I, 139 f.
Seeland I, 26.
Segelhorst II, 88.
Seligenstadt I, 40.
Sempach II, 138.
Siebenbürgen II, 89, 143.
Siegfried, Pfalzgraf II, 50.
Siegfried, Sagenheld I, 178.
Siegfried, Markgraf Geros Sohn I, 71.
Siegismund, Kaiser II, 39 f.
Silixen in Lippe II, 87 f.
Simmern, Albrecht von II, 32 ff., 50.
Sirk von Repsholt II, 84 ff.
Sizilien I, 139, 144, 175.
Slawen I, 95; II 113 ff.
Soest II, 84.
Soltwedel, Alex. v. II, 99 ff., 103.
Sophie, Tochter d. hl. Elisabeth II, 67.
Sophie von Brabant II, 68.
Sophie, Landgräfin von Thüringen II, 143 ff.
Sorben, wendischer Volksstamm I, 70.

Spange, Jungfrau II, 162 f.
Spanien I, 20 ff.; II, 104, 110.
Speier I, 69, 110, 149; II, 181, 192.
Springer, Ludwig der II, 58 ff.
Stanislaus, hl. II, 121.
Stans II, 137.
Starnberg I, 8.
Staufenberg II, 152 ff.
Stedingen II, 86.
Steiermark I, 55.
Stein, Burg und Geschlecht in Nassau II, 56.
Stempfel, Henker II, 143 ff.
Stetten, Kloster II, 32.
Stettin II, 105, 114.
Stockholm II, 146.
Störtebeker II, 108 ff.
Stoupacher von Schwyz II, 135 ff.
Stralsund II, 109.
Straßburg I, 55, 89; II, 38 ff., 51, 87, 178.
Sueven II, 20.
Sultan I, 113 ff., 121 f., 132 ff.; II, 72 f., 127.

Taland, Stiefbruder Karls des Großen I, 35 ff.
Tall II, 136 ff.
Tannenberg, Schlacht bei II, 120 ff.
Tannhäuser II, 145 f.
Tarent I, 82.
Tassel, Tassilo, Graf I, 40 f.; II, 12 f.
Tauber II, 55.
Tegernsee II, 10 ff.
Tell II, 136 ff.
Telramund, Friedrich von II, 146 f.
Teutoburger Wald I, 178.
Theoderichs Haus in Rom I, 107.
Thiadmar, Dienstmann Heinrichs I. von Sachsen I, 62.
Thomas von Aquino II, 50.
Thorn II, 118.
Thurgau I, 18 f.; II, 133.
Thüringen I, 47, 59, 176; II, 57 ff., 67 ff., 76 ff., 141 ff.
Tiber (Fluß) I, 107.
Tile Kolup I, 167.
Tirol I, 159 f.; II, 133.
Toggenburg, Ida von II, 138 ff.
Tongern I, 52.
Toulouse, Graf von I, 118.
Trausnitz I, 152 f.
Trave II, 18 f.
Travemünde II, 99, 101, 109.
Treffen, Hermann von II, 73 f.
Treffurt, Hermann von II, 73 f.
Triental II, 5.
Trier I, 31; II, 41 ff., 50.
Trifels I, 136.
Tristan II, 155 ff.
Troja II, 45.
Tübingen, Pfalzgraf II, 26 ff.
Türkei II, 82 f.
Türken, s. auch Sarazenen I, 157 f., 173 ff., 177; II, 9 f., 72 f.
Turpin, Erzbischof I, 19, 37 f., 42 f.

Udalrich, Graf von Buchhorn II, 37.
Uffenburg bei Silixen II, 87 f.
Ulm II, 10, 41.
Ungarn I, 32 ff., 51, 63 f., 95, 109; II, 35 ff., 66 f., 144, 178, 183.
Unstrut I, 99.
Untersberg I, 178.
Unterwalden II, 133 ff.
Uodalrich, Bischof II, 37.
Urbanus, Papst II, 97, 146.
Uri II, 134 ff.

Varusschlacht I, 178.
Veltheim II, 88.
Venedig I, 121, 127, 134; II, 73, 75.
Venus II, 145 f.
Verden, Dietmar von I, 106.
Verdun, Vertrag von I, 47.
Vierwaldstätter See I, 178.
Vineta II, 115.
Vitalienbrüder II, 108.
Vladislav von Polen II, 121.
Vogelweide, Walter v. d. II, 141 ff.

Waiblingen I, 124.
Waldemar von Dänemark II, 126.
Waldstätte II, 133.
Wallachei I, 32 ff.
Walter von Klingen I, 148.

Walter v. d. Vogelweide II, 141 ff.
Wanzleben I, 98.
Wartburg II, 59 f., 66 ff., 79, 141 ff.
Weibertreue I, 124.
Weinsberg I, 124.
Weisen, Geschlecht in Köln II, 48.
Welf, s. Bundus II, 20 f.
Welfen, schwäb. Herzöge II, 20 f., 28 f.
Welfen und Ghibellinen I, 123 ff.
Welfen in Bayern II, 1 ff.
Welpshölzchen I, 111 f.
Welsche, s. auch Italiener, Römer I, 97; II, 7.
Welschland, s. auch Italien II, 4 ff.
Welt, Frau II, 160 f.
Wenden I, 70 f., 81, 89; II, 77, 98 ff., 102, 104.
Wendilgard, Gemahlin Udalrichs von Buchhorn II, 37.
Werinher, Bischof v. Merseburg I, 98.
Werra II, 59.
Weser II, 88 f.
Wessobrunn, Kloster II, 12.
Westereisbergen II, 88.
Westfalen I, 178; II, 87.
Westfranken I, 51 f.
Wettenhausen, Kloster II, 10.
Wetzel, Freund des Herzogs Ernst von Schwaben I, 93; II, 177 ff.
Wetzlar I, 167 ff.
Wiborad, Klausnerin II, 37.
Wichmann Wichelt II, 109 ff.
Widewuto II, 116 ff.
Wido, Gegner Arnulfs von Kärnten I, 56.
Widukind, Herzog der Sachsen I, 16 ff., 178.
Wien I, 135, 157; II, 149 ff.
Wilhelm von Holland I, 142 ff.
Wilhelm von England I, 78.
Wilhelm v. d. Normandie I, 76 f.
Willegis, Erzbischof von Mainz I, 85, 89; II, 45.
Winkelried II, 138.
Winrich von Kniprode II, 119.
Wiprecht d. ä. I, 106.
Wiprecht v. Groitsch I, 106 ff., 111.
Wirnt von Gravenberg II, 160 f.
Wisby II, 105, 109.
Wismar II, 108 ff.
Wittelsbach II, 8.
Wittelsbach, Otto von I, 137 f.
Wittenberg, Johann, Bürgermeister von Lübeck II, 105 f.
Wolf, s. Bundus II, 20.
Wolfram von Eschenbach I, 150; II, 142 ff.
Wolgast II, 110.
Worms I, 48, 85, 93, 136; II, 23.
Württemberg II, 22 f.
Würzburg II, 142, 180.

Xanten II, 45, 47.

Zabergau II, 32.
Zabern II, 87.
Zähring, Zähringen II, 24 ff.
Zirl in Tirol I, 159 f.
Zollern, Friedrich von II, 30 ff.
Zürichgau II, 133.
Zwantevit II, 114.
Zwerge II, 167 ff., 187 f.
Zwinguri II, 137.
Zyklopen II, 80.

* * *

Die Götter und Göttersagen der Germanen

Von **Dr. Friedrich von der Leyen.** [Deutsches Sagenbuch I.] 2., neubearbeitete Auflage. Erscheint im Juli 1920.

„Wer die Wahrheit über unsere Götter und Göttersagen hören und zugleich die ganze Tiefe und Poesie derselben genießen will, wird beides in diesem köstlichen Buch finden." Karlsruher Zeitung.

Die deutschen Heldensagen

Von **Dr. Friedrich von der Leyen.** [Deutsches Sagenbuch II.] Gebunden M 11.—

„Das Buch enthüllt in herrlicher und mannigfacher Vollendung das echte und gewaltige Heldentum unserer Vorfahren, seine ewige Unzerstörbarkeit und die erschütternde Tragik, die im Untergang aller Helden liegt." Deutsche Tageszeitung.

Die deutschen Sagen des Mittelalters

Von **Karl Wehrhan.** 1. Hälfte: Kaiser und Herren. [Deutsches Sagenbuch III, 1.] Gebunden M 6.50.

„Einfach und schlicht erzählt, windet die Sage einen bunten Kranz um die deutsche Kaisergeschichte. In diesen Bildern ist das Wesen der einzelnen Herrscher oft schärfer wiedergegeben als in den geschichtlichen Urkunden." Volksbildung.

Die deutschen Volkssagen

Von **Dr. Friedr. Ranke.** [Deutsches Sagenbuch IV.] Gebunden M 11.—

„Ein Buch, das dem Kinde, dem Germanisten, dem Ästhetiker in gleicher Weise dient. Es macht jede Abhandlung und jedes Handbuch überflüssig. Kurzum hier haben wir ‚das' deutsche Sagenbuch." Jugendschriften-Warte.

Tannhäuser in Sage und Dichtung

Von **Victor Junk.** Geheftet M 1.—*

Der Erlöser in der Wiege

Ein Lieblingsmotiv der deutschen Volkssagen in seiner Geschichte dargestellt von **Dr. Friedrich Ranke.** Geheftet M 2.80*

Auf die mit * bezeichneten Preise kommt ein Teuerungszuschlag des Verlags von 75 %. Die Preise sind wegen der ständig schwankenden Kosten unverbindlich.

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck München

Die Germania des Tacitus

Deutsch von **Will Vesper.** [Statuen deutscher Kultur Band I.] Gebunden M 1.20*

Der arme Heinrich von Hartmann von Aue

Neudeutsch von **Will Vesper.** [Statuen deutscher Kultur Band II.] Gebunden M 1.60*

Meier Helmbrecht von Wernher dem Gärtner

Neudeutsch von **Will Vesper.** [Statuen deutscher Kultur Band VIII.] Gebunden M 1.60*

Die Geschichte von Gisli dem Geächteten

Aus dem Isländischen des 12. Jahrhunderts. Deutsch von **Friedrich Ranke.** [Statuen deutscher Kultur Band XIII.] Gebunden M 1.60*

Historische Volkslieder und Zeitgedichte vom 16.—19. Jahrhundert

Gesammelt und erläutert von **August Hartmann.** Mit Melodien herausgegeben von **Hyacinth Abele.** Erster Band: Bis zum Ende des dreißigjährigen Krieges. — Zweiter Band: Von der Mitte des siebzehnten bis zu der des achtzehnten Jahrhunderts. Geheftet je M 12.—*. — Dritter (Schluß-)Band: Von 1756 bis 1879. Geheftet M 8.50*

Auf die mit * bezeichneten Preise kommt ein Teuerungszuschlag des Verlags von 75%. Die Preise sind wegen der ständig schwankenden Kosten unverbindlich.

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck München

C. H. Beck'sche Buchdruckerei in Nördlingen

286289 LG.H
Author Leyen, Friedrich von der (ed.) L6834de
Title Deutsches Sagenbuch. Vol.3. Pt.2: Die deutschen Sagen des Mittelalters, von Karl Wehrhan. Vol.2.

University of Toronto Library

DO NOT REMOVE THE CARD FROM THIS POCKET

Acme Library Card Pocket
Under Pat. "Ref. Index File"
Made by LIBRARY BUREAU